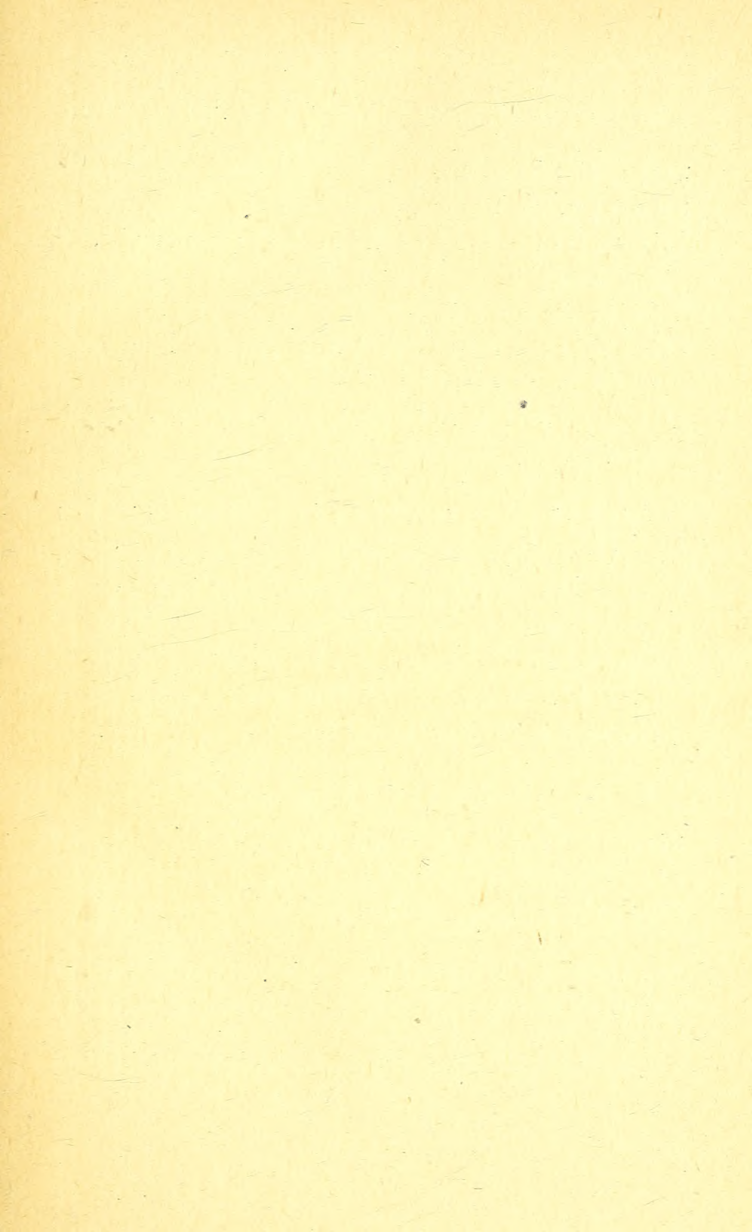



CONRAD BEHRE
SPEZIAL-BUCHHANDLUNG
FÜR MEDIZIN & NATURWISSENSCHAFTEN
HAMBURG 11, NEUEBURG 14 II





Von Eduard Stucken erschienen im gleichen Verlage:

Yrsa, eine Tragödie.
Myrrha, ein Drama.
Die Gesellschaft des Abbé Châteauneuf, eine Tragikomödie
Astrid, ein Drama.
Die Opferung des Gefangenen, ein Tanzschauspiel aus Guatemala.
Die Hochzeit Adrian Brouwers, eine Tragikomödie.

Aus der Dramenfolge „Der Gral":

Merlins Geburt, ein Mysterium. 2. Auflage.
Das verlorene Ich, eine Tragikomödie.
Lanvâl, ein Drama. 5. Auflage.
Gawân, ein Mysterium. 7. Auflage.
Lanzelot, ein Drama. 4. Auflage.
Tristram und Ysolt, ein Drama. 2. Auflage.

Gedichtbände:

Romanzen und Elegien (1922). 2. Auflage.
Das Buch der Träume (1916). 3. Auflage.
Balladen (1920). 2. Auflage.

Saalecker Skizzenbuch, Zeichnungen mit einem Vorwort von Professor Schultze-Naumburg (1921)





Die weißen Götter

Ein Roman

von

Eduard Stucken

Erster Teil

Achte Auflage

Berlin
Erich Reiß Verlag



Erstes Buch

1.

Die Menschheit ist gefangen auf der Erde —: der blaue Äther ist ihre Kerkermauer.

Gefesselt an die Erde, gebunden ist die Menschheit. Ihre Gedanken sind die Gedanken der Erde, sie ist die Trägerin der Gedanken der Erde. Und sie trägt sich mit ihnen, als wären es Girlanden, als wären es keine lastenden Sklavenketten.

O, wenn wir die Ketten brechen könnten, das Gefängnis verlassen könnten! Jenseits der Kerkermauer, — dem kristallenen Äther, der gewölbten Schädeldecke, — sind andere Welten.

In Sternennächten lugen wir durch das Gitterfenster, ahnen und ersehnen. Und wohl spüren wir dann unsere grausige Kerkereinsamkeit; — ein Schiffbrüchiger auf kahler Klippe im Ozean ist nicht einsamer.

Seit uralters war es ein Menschheitstraum —: hinausfliegen ins All, den Fuß setzen auf einen anderen Planeten! Irdische Farben, Düfte, Klänge und Worte hinübertretten in die grenzenlose Welt! Außermenschliches schauen, miterleiden, miterleben! ... Überirdisch würde uns das Furcht-

bare dort sein, überirdisch auch das Schöne. (Unsere Blutsverwandten dort — sind sie vielleicht Schmetterlinge von betäubendem Schimmerglanz? onyxäugige Sphinxe vielleicht mit Luchsleibern und Mädchenantlitzen? bunt-schillernd gefiederte Harpyien vielleicht? oder sie sind über-große, denkende, redende Blumen, ein zauberschönes, grau-sames Blumenvolk?) . . .

2.

Einst war die eine Erdenhälfte der anderen fremd wie ein ferner Stern. Da setzte Columbus den Fuß auf eine neue Welt.

Doch er wußte es nicht. Stolz glaubte er, den Ostrand der alten Welt erreicht zu haben.

Er sah keine buntgefiederten Harpyien-Menschen, kein schönes grausames Blumenvolk. Denn nur den Außen-bezirk des seltsamen Erdreiches berührten seine Karavellen. Von der Inkaherrlichkeit und von den Pyramiden Mexicos kam ihm keine Kunde.

Auch nicht seinen Nachfolgern in der Statthalterschaft der Antillen. Ein Jahrzehnt lang hatten Vizekönige vollauf zu tun, die Insel Haïti zu pazifizieren — so nannte man die Ausrottung der armen Karaiben — und die zu vielen mißlebenden Abenteurer und Kolo-nisten vor Hunger zu bewahren. Entdeckungsfahrten aber und Freibeuterzüge nach dem Festland — im Norden und im Süden des Isthmus von Panama — scheiterten kläglich.

Doch nahe genug lagen die Wunderstätten, so daß ihr

Glanz herüberglitzerte über die steilen Anden und Kordilleren und den Beutesuchern zum Bewußtsein kam. Sagenhaft erst und gleichsam symbolisch kündigte sich ein Goldland an. Gen Sonnenuntergang, hieß es, in einem See, in dessen felsiges Ufer Treppenstufen gemeißelt seien, bade allabendlich ein vergoldeter König. Jeden Morgen aber werde der nackte Mann mit Harz beschmiert und über und über mit Goldstaub und kleinen Goldplättchen bedeckt, so daß er für Tagesfrist wieder zum vergoldeten König — el Dorado — werde.

Unausrottbar setzte sich das Phantom des nackten vergoldeten Mannes fest in die Herzen aller Konquistadoren, schwebte ihnen vorauf, führte sie in Abgründe oder über Abgründe hinweg . . .

Ein zweites Jahrzehnt ging dahin. Franziskaner- und Dominikaner-Mönche stritten, ob die Indianer Menschen oder Sklaven seien. Bald gab es keine Indianer mehr auf Haïti.

Der letzte Statthalter Haïtis pazifizierte daher Kuba, siedelte nach Kuba über. Nicht viele Indianer überlebten die Befriedung der Insel, und sie siechten in den Silberbergwerken dahin.

Die Silberbergwerke fraßen zu viele Indianer.

Sklavenraubzüge an den Küstenstrichen des Festlandes mußten Ersatz schaffen. Der Statthalter sandte drei Schiffe aus. Yucatan wurde entdeckt; doch mehr als die Hälfte der Schiffsbesatzung ging zugrunde, und die Ausbeute waren zwei armselige Sklaven.

Mehr Erfolg hatte ein späterer Raubzug. Sklaven

zwar wurden nicht heimgebracht, dafür einiges Gold und die erste Nachricht von Mexico.

Freilich kaum mehr als der Name Mexico-Tenuchtitlan war, aus unverständlichen Reden der Küstenbewohner, den Weißen ans Ohr geklungen. Hätten sie in Erfahrung gebracht, daß die Stadt, befestigt inmitten eines Schilfsees, im Hochtal Anahuac siebentausendvierhundert Fuß über dem Meeresspiegel lag, und daß das Hochtal, durch viele himmelnahe Kordillerenketten eingemauert, zwanzig Tagereisen von der Küste entfernt war — das Entzücken der beutegierigen Abenteurer, die Begeisterung für das zauberhafte Mexico wäre im Keime erstickt, und manche, die bald darauf Cortes auf seinem waghalsigen Freibeuterzuge folgten, hätten es für ratsamer gehalten, dem Phantom des nackten vergoldeten Mannes nicht nachzujagen.

So aber hatte man einen Namen erhascht und berauschte sich an seinem Wunderklang. Die Ahnungslosigkeit macht sieghaft. Ein Vierteljahrhundert nach des großen Admirals Entdeckung betraten Bewohner dieses alten Sternes ein Land, das sie fremdartig anmuten mußte wie ein anderer Stern im Weltenmeer.

Und auch uns mutet es so an, wenn wir das dahingeschwundene Reich betreten, durch seine zerstörten Tempel, durch seine versunkenen Paläste und Schloßgärten wandeln. Särge toter Völker sind die alten Chroniken — sie bergen Moder, Juwelen und tiefe Traurigkeiten.

3.

Die gigantische Gestalt des Columbus hatte, über kleine Antilleninseln hinweg, auf den Horizont strahlender Kulturländer nördlich vom Isthmus, einen beängstigenden Schatten geworfen.

Von Volk zu Volk war es geraunt worden. Bis in die vulkanumgrenzte Hochebene Anahuac war die dunkle Kunde von der Ankunft bleicher Männer gedrungen. Und aus östlichen Küstenstrichen brachten reisende Mexikaner die Nachricht heim, daß als Trophäe an einem Altare dort die weiße Menschenhaut eines Schiffbrüchigen hing ...

Seit einem Vierteljahrhundert senkte sich der Schatten des weißen Mannes auf alle Freuden. In jedem Naturgeschehnis glaubten die Verängstigten ein Wahrzeichen des nahenden Weltumschwungs zu sehn. Zweifelhaft schien nur noch, ob Sintflutgewässer die Bergspitzen bedecken, ob die Erde in Flammen aufgehn, ob ein Orkan Paläste und Hütten gleich Blättern fortfegen werde.

Es fehlte an Zeichen nicht und nicht an Zeichendeutern. War doch der See, aus dem die Lagunenstadt Mexico-Tenuchtitlan sich erhob, jüngst siedend emporgeschäumt in brandenden Wogen. War doch das seltene Jubelfest Unsere-Jahre-umgürten-sich, bei welchem nach zweiundfünfzigjähriger Frist alles Feuer des Landes gelöscht und im Heiligtum des benachbarten Iztapalapan neu entzündet wurde, — war es doch zum Trauerfest geworden durch den unerklärlichen Brand in den Türmen des großen Tempels. Hatte doch eine Luftspiegelung im Dunste der untergehenden Sonne gepanzerte, kämpfende

Männer dem staunenden Volke gezeigt. Und hatten doch nächtliche Wanderer eine Stimme vernommen, schmerzlich wehklagend in den Lüften: „Weh, meine Töchter! Weh, meine Söhne! Die Stunde des Verderbens naht!"

Am Nachthimmel aber schritt ein Komet seine Bahn in blauem Geloder.

Da geschah im alten Schloß von Tlatelolco ein Wunder, das auch den Sorglosen die Brust beengen mußte.

4.

Tlatelolco, einst Schwesterstadt und Rivalin, war jetzt Mexico einverleibt und bildete, eine dreieckige, von Kanälen durchaderte Insel ausfüllend, den nördlichen Stadtteil der Lagunenstadt.

Als in grauer Vorzeit die sieben Stämme der Azteken ihre Urheimat, das Reiherland, verlassen hatten, fanden sie unter einem geknickten Baum zwei Kästchen, die sie öffneten: in dem einen lag ein Smaragd, und alsbald begannen sechs Stämme Streit um ihn; — in dem anderen aber lagen zwei Stäbe zum Feuerreiben, und nur der Stamm der Tenuchcas legte Wert auf deren Besitz. Entzweit, in zwei Haufen geteilt, setzten sie ihre Wanderung fort, durchzogen Culhuacan, Xalisco, Michuacan, kamen nach Tula, Tlacopan und Chapultepec, und bedrängt von mächtigen Nachbarn, suchten sie Schutz auf zwei Inseln inmitten eines Schilfsees, die sie besiedelten: die Besitzer der Feuerstäbe wurden die Gründer Mexico-Tenuchtitlans; die Erbauer Tlatelolcos aber besaßen den Smaragd und nannten sich die Adligen.

Jahrhundertelang hielt gemeinsam ertragene Not den aufzüngelnden Brüderhaß nieder. Als aber der kühne Bastard Obsidian-Schlange, der vierte König Mexicos, die Macht des Tyrannen Schambinde gebrochen, das Tepanekische Kaiserreich zerstört und mit den an der Lagune gelegenen Städten Tezcuco und Tlacopan den unüberwindlichen Drei-Städte-Bund geschlossen hatte, sahen sich die Könige von Tlatelolco zu Vasallen erniedrigt. Sie leisteten Kriegsgefolgschaft, planten jedoch im Herzen den Tod des Herrn der Welt. Obsidian-Schlange und sein Nachfolger Montezuma I., der Himmelspfeil, entgingen nur durch Zufall ihren Anschlägen. Unter dem Enkel der Obsidian-Schlange, dem grausamen König Wassergesicht, kam es zu blutiger Abrechnung. Wassergesicht hatte seine Schwester dem letzten Könige von Tlatelolco, dem Dornenreichen Baum, zum Weibe gegeben. Dennoch schmiedete der Dornenreiche Baum Ränke mit Mexicos Erbfeinden, den Staaten Chalco, Huexotzinco und Matlatzinco. Die Königin, der dies nicht verborgen blieb, wollte an seinem Verrat nicht teil haben und flüchtete mit ihren vier Kindern zu Wassergesicht.

Nun war das Los geworfen; und Wahnsinn ergriff die Stadt Tlatelolco. Frauen und Mädchen eilten nachts nach Mexico und durchliefen wie tollwütige Wölfinnen die Straßen, Wutschreie und Drohrufe ausstoßend. Der Schwarzbraune, ein Priester des Huitzilopochtli, wusch den Altar des Kriegsgottes und gab das mit Menschenblut gemischte Wasser dem König und dem Volk zu trinken, um sie zu entflammen. Bei Sonnenuntergang verkündete

das Gedröhn der Schildkrötenpanzer-Trommel das Nahen der mexikanischen Standarten. Die Schlacht auf dem großen Marktplatze war bald entschieden. Der Dornenreiche Baum, der auf die oberste Terrasse des von ihm erbauten Tempels der Erdgöttin — der Frau mit dem Schlangen-Unterrock — hinaufgeflohen war, wurde ergriffen, nach Mexico geschleppt und in einen Holzkäfig gesperrt. Wassergesicht aber ließ in seinem Palaste ein glänzendes Festmahl rüsten, zu welchem er alle Großen des Reiches und den Adel Tenuchtitlans einlud. Und während mit ihm seine Gäste von goldenen Schüsseln weiße Mais-Würmer aßen und aus goldenen Bechern kostbaren Honigwein und Kakaoblumenwein tranken, ließ er den Dornenreichen Baum hereinführen, gräßlich foltern und dem Kriegsgott schlachten — vor den Augen der Schwelgenden, um die Festfreude zu erhöhen und den Genuß der Speisen und Kräutertränke auf abgefeimte Art zu würzen.

So endete der letzte König von Tlatelolco.

5.

Im verwaisten Königsschlosse residierten seitdem Statthalter. Als dann — nach einem Menschenalter — Montezuma der Jüngere als neunter König über Mexico-Tenuchtitlan herrschte, verlieh er das Schloß und die Statthalterschaft seinem Schwager, dem Steinigen Feld. Wenige Jahre darauf starb das Steinige Feld. Seine junge Witwe aber, Papan, des Montezuma Schwester, blieb im alten Schlosse von Tlatelolco wohnen, und betreut

von einigen Palastdamen und einem alten Haushofmeister, mit Namen die Stechende Ameise, brachte sie ihre Tage in den verödeten Prunksälen und unter Fächerpalmen des am Schilfsee gelegenen Gartens hin.

Sie war ungewöhnlich schön und von weicher Gemütsart. Von Kind an hatte sie den Trieb, Balsam zu träufeln in Wunden, die Mexicos Größe und Glanz geschlagen. Doch es waren zu viel der Wunden, und sie war allein.

Die jahrhundertelang getriebene Inzucht der chichimekischen Fürsten hatte einen Spätling am alten Stamm, eine fast krankhaft verfeinerte Blüte hervorgebracht. Unterrichtet von den besten Lehrern, berühmten Philosophen, Rhetoren und Künstlern der jüngst errichteten Akademien in Tenuchtitlan und Tezcuco, hatte Papan ihre Begabung für Musik und Poesie bis zur höchsten Vollendung entwickelt. Ihre Reden wurden bewundert in diesem Lande der feinhörigen Redner; ihre sinnschweren Verse trugen ihr den Ruhm einer Dichterin ein. Doch ihr Herz blieb unbefriedigt. Ihr selbst erst unbewußt, hatte sich ein heimlicher Haß in sie eingeschlichen gegen die eigene überfeinerte, berückende Kultur, die aus Sklavenhekatomben emporgewachsen war wie ein leuchtender Scharlachpilz aus Morästen. Zu teuer erkauft mit Blut und Tränen erschien ihr das Kolibrifeder-Mosaik ihres Stirndiadems und der Wohllaut ihrer kleinen Flöte aus geschliffenem Kristall.

Der Tod des Steinigen Feldes hatte sie zutiefst erschüttert, so daß sie, Freuden und Festen entsagend, in ihrem einsamen Palaste das Leben einer Heiligen zu leben

begann. Damals hatte ihr Oheim, der Herr des Fastens, König von Tezcuco und Mitregent Montezumas, ein Hospital für Blinde erbaut. Zur feierlichen Entzündung des Herdfeuers war auch Papan erschienen; und seither wurde es ihr eine liebe Beschäftigung, die Blinden zu besuchen und zu trösten. Fast täglich ließ sie sich an die östliche Küste der Lagune hinüberrudern. Doch nicht nur die Blinden lockten sie nach Tezcuco. Das Hospital unterstand einem Kloster, welches Quaquiles bewohnten, fanatische Asketen und Anhänger des Heilbringers Quetzalcoatl, und diese hatten es unternommen, die mexikanische Prinzessin in die Mysterien ihrer Geheimlehre einzuweihen. Nicht ohne Hintergedanken taten sie es. Denn Mexico diente fast nur noch den blutdürstenden Göttern Tezcatlipoca und Huitzilopochtli; und im großen Tempel des Kriegsgottes war bereits ein Gefängnis für andere Götter errichtet. Die Mönche des Quetzalcoatl hatten das Ziel, die Menschenopfer abzuschaffen. Und Tezcucos König der Herr des Fastens unterstützte diese Bestrebungen.

6.

Wundersam schwermütig klangen die heiligen Lieder, die von Quetzalcoatl, der Grüngefiederten Schlange, erzählten. Als noch das verschollene Volk der Tolteken das Hochtal Anahuac bewohnte, war er unter ihnen erschienen, geboren von der jungfräulichen Mutter, dem Mädchen von Tula, welche geschwängert worden war durch einen grünen Edelstein, den sie als Schmuck am Busen trug. In Tula, der Hauptstadt der Tolteken, nahm Quetzal-

coatl Wohnsitz und hauste als Priesterfürst in der auf einer Flußinsel aus Meermuscheln und Silber erbauten Königsburg — ein hoher starker Mann, mit weißem Antlitz, mit langem dichtem Bart und hochgewölbter Stirn. Schamhaft war er — darum trug er sein weißes, mit Kreuzen besätes Gewand lang herabwallend bis an die Knöchel. Täglich kasteite er sich, stach sich das Fleisch der Schenkel mit scharfen Aloe-Dornen blutig. Und Mitternachts badete er einsam in einem Brunnen inmitten des Schlosses.

Er verabscheute die Menschenopfer, nur Schlangen, Blumen und Schmetterlinge opferte er. Gesetze, Kalender und Schrift führte er bei dem noch rohen Volke ein, er unterwies die Tolteken in allen Künsten, er lehrte sie Baumwolle weben, Steine schneiden, Tonwaren brennen und Metalle schmelzen. Ein goldenes Zeitalter brach in Anahuac an. Maiskolben erreichten Manneshöhe, Melonen hatten den Umfang halbwüchsiger Kinder. Doch die Büßerkraft dieses Asketen gefährdete den Krieg, ohne den die Welt nicht bestehen kann; und die Götter in den dreizehn Himmeln sahen ihre Macht bedroht. Wie sie einst den Büßer Yappan durch die schöne Liebesgöttin Ixcuinan verführt hatten, (in Staub war sie zerfallen, als er sie zu umarmen suchte), so beschlossen sie auch Quetzalcoatl zu verderben. Der unheimliche Tezcatlipoca ließ sich an einem Spinnenfaden vom Himmel herab und in der Gestalt eines Greises überreichte er dem Heiligen einen gekrümmten Spiegel. Grauen erfaßte Quetzalcoatl, als er sich im Spiegel gesehen. „Ich bin alt", sagte er. Von keinem

Menschenauge wollte er sich mehr blicken lassen. Umsonst schmiedete ihm sein treuster Jünger eine kostbare mit Türkis-Mosaik überkrustete Schädelmaske. Und wieder kam Tezcatlipoca und brachte Wein, den er als den Trunk der Unsterblichkeit anpries. „Ich berausche die Welt! Du wirst mir danken!" sprach er in Zauberergestalt. Da schlürfte Quetzalcoatl den Trank durch einen Rohrstiel ein, bis er berauscht war; und seiner Sinne nicht mächtig, schändete er die eigene Schwester Quetzalpetlatl. Nun war seines Bleibens nicht mehr im Lande, Scham und Verzweiflung trieben ihn fort in die Ferne. Die Stimme des genossenen Zauberweines raunte ihm gebieterisch zu, er müsse nach Süden, seiner Seele Heimat, das Fabelreich Tlillan-Tlapallan, suchen. „Die Sonne ruft mich!" sagte er. Und in einen Quellbrunnen versenkte er seine Kostbarkeiten, Bücher und Kleinodien. Viele seiner Anhänger und alle Singvögel der Gärten Tulas begleiteten ihn auf der nun beginnenden Irrfahrt, von der noch späteren Geschlechtern sein Händeabdruck im Fels bei Tlalnepantla und ein von ihm gesteinigter Fruchtbaum Zeugnis gaben. Über Schneegebirge zog Quetzalcoatl, und im Schneesturm erfroren die meisten seiner Begleiter; wohl weinte er um sie und um sich, doch dann wieder verwirrte ihn so wilde unsinnige Hoffnungsfreude, daß er sich vom Krater eines Vulkans bis in die Ebene sausend hinabgleiten ließ. Als er an der Stadt Cholula vorbeizog, hielten ihn die Bürger fest und zwangen ihn, ihres Landes Krone zu tragen. Jahrelang blieb er in der heiligen Stadt, ein gefangener König und Gott.

Dann floh er auch aus Cholula, mit nur vier Jüngern, und irrte von neuem umher, das Land Tlillan-Tlapallan suchend. An der Seeküste durchschoß er mit einem Pfeil einen Baum; und die zwei aus dem Stamm ragenden Enden des Pfeiles wurden dick wie der Stamm, so daß der Baum einem Kreuze glich. Danach entließ er die vier Jünglinge; und tränenschweren Abschied nehmend, trug er ihnen eine Botschaft auf an seine Anhänger in Cholula und Tula: sie sollten sich nicht grämen; einst werde er wiederkommen mit anderen weißen Gefährten, um wieder König über sein Volk zu sein, Frieden allen Ländern zu bringen und die Tränen der Witwen und Waisen zu trocknen. — So lautete seine Verkündigung. Doch niemand erfuhr je, was aus ihm geworden. Einige meinten, er habe ostwärts, über das Weltmeer in einem Schiff aus Schlangenhäuten segelnd, Tlillan-Tlapallan erreicht und lebe dort in ewiger Jugend; andere sagten, er habe sich selbst in einer Steinkiste verbrannt, und sein Herz sei der Morgenstern geworden, seine Asche aber sei in der Gestalt von Blumenvögeln mit strahlendem Gefieder in alle Winde geflogen.

Nun verehrten ihn die Völker Anahuacs als den Gott des Windes und sein Herz als den Herrn der Morgenröte, den blauen Planeten. Doch er war ein Mensch gewesen — diese Erinnerung schwand niemals — ein Mensch und zugleich ein König, anders geartet als die entmenschten Könige der Chichimeken, und ein Feind der bluttrinkenden Götter Mexicos. Wo war ein Volk, wo eine Stadt, die nicht seufzten unter dem Joch ihrer Knechter? So kam es,

daß Mexicos bange Ahnung und die Hoffnung der Unterdrückten auf den weißen Kreuzträger nie ganz erlosch durch Jahrhunderte; ja, in weichen Gemütern wollte der Traum vom Friedensreich wieder Flamme werden, seit Gerüchte schwirrten von den gelandeten bleichen Göttern auf den Inseln des Südens.

7.

Während bei der Einweihung des neuerbauten Tempels Tlamatzinco zwölftausendzweihundertundzehn Kriegssklaven das Herz aus der Brust gerissen wurde, erkrankte die Prinzessin Papan. Nach Wochen erhob sie sich vom Krankenlager; doch nie mehr genas sie ganz. Ihr Gemüt war zart wie eine Schneeflocke und vorherbestimmt für die Heilslehre vom künftigen Friedensreich. Sie, die mexikanische Prinzessin, die Schwester des großen Montezuma, stand im Begriff Nonne in einem Frauenkloster der Quaquiles zu werden . . .

Ihr Tod vereitelte diesen Plan. Kaum fünfunddreißig Jahre alt starb sie im Frühling des Unheiljahres Ce-Acatl, Eins-Rohr.

Der schweigsame Montezuma hatte ihr stets mehr ausgesuchte Höflichkeit als Liebe bezeigt. Wohl lag es in seinem Wesen, falsche Gefühle, als wären es Juwele, auf dem Handteller zu tragen; um so scheuer verbarg er die echten. Jetzt, wo sie tot war, übermannte ihn der Schmerz, und die nie gesprochenen Worte der Liebe erhoben sich in seiner Brust wie Ankläger.

Er ließ Papan pomphaft bestatten. Die Könige von

Tezcuco und Tlacopan kamen zur Beerdigung und ebenso die sechshundert Adligen aus dem großen Palast in Tenuchtitlan.

Auf die übliche Opferung von Sklaven und Dienerinnen wurde verzichtet, da Montezuma dem auf dem Sterbebett geäußerten Wunsche seiner Schwester nicht zuwiderhandeln mochte.

Eigenhändig schnitt er ihr die Stirnlocke — den Sitz der Seele — vom Haupt und verwahrte sie in einem kostbaren Kästchen.

Im Schloßgarten von Tlatelolco wurde ihr Leichnam bei Sonnenuntergang beigesetzt, in einem unterirdischen ausgemauerten Mausoleum, dessen Treppeneingang nicht weit von ihrem Lieblingsaufenthalt entfernt war, einem von weißen Terebinthen umschatteten gestuften Steinbecken aus poliertem Porphyr, darin sie — vor ihrer Krankheit — bei Mittagsglut zu baden pflegte.

Auf einen Stuhl inmitten des Grabgewölbes wurde die Leiche gesetzt, nachdem sie in weiße Totengewänder aus seidigem Kaninchenhaar-Gewebe gekleidet worden war. Ihr Gesicht bedeckte eine buntbemalte Maske. Über die Schultern ward ihr ein Mantel gebreitet, reichgewebt mit den Abzeichen des Gottes, den ihr Herz erwählt hatte, Quetzalcoatls. Auf die Knie legte man ihr einen Spinnrocken. Und in einem Achatgefäß, auf welches ein Schmetterling gemalt war, wurden Speisen neben sie gestellt, damit sie nicht darbe auf der weiten Fahrt ins Totenland. Und Priester mit Fackeln und Papierfahnen räucherten auf weißen Tonschalen kleine Pillen des köst-

lichsten Kopalharzes und trösteten mit Litaneien die Tote: sie werde — gleich den gefallenen Kriegshelden und den in Geburtswehen verblichenen Frauen — in das beste der drei Totenreiche eingehen, in das Land der Sonne, wo die Verstorbenen zwischen zauberhaften Blumenbeeten tanzen und im Goldgefieder bunter Vögel den Sonnenball umfliegen.

Nachdem Papans Totenwohnung durch eine Steinplatte geschlossen worden war, begab sich Montezuma nach Tenuchtitlan zurück, betete lange im Tempel der Trauer und suchte Zerstreuung und Vergessen bei einem prächtigen Leichenmahl.

8.

Als am folgenden Morgen die noch nicht aufgegangene Sonne den Schnee der östlichen Kordillerenkämme gelblich zu durchleuchten begann, lief das Töchterchen einer Palastdame, ein etwa fünfjähriges, melancholisch dreinschauendes Mädchen mit goldenem Lippenring, durch den dämmerigen Schloßgarten. Das Kind hatte das in einem Seitenflügel des Schlosses gelegene Schlafgemach seiner Mutter verlassen, um im Hauptgebäude eine alte Edelfrau aufzusuchen, der die Aufsicht über die jüngeren Hofdamen und die Erziehung der im Schlosse lebenden Kinder übertragen war. Der Weg führte das Mädchen am porphyrnen Badebecken vorbei; und im schummrigen Morgenlicht gewahrte es, daß auf den Steinstufen des Beckens eine Gestalt saß. Das Kind trat neugierig und furchtlos heran und sah: eine hagere Frau saß dort in ein schneeig

schimmerndes Hemd gehüllt; strähnige, mit duftendem Harz verharrschte Haare fielen ihr auf die Schultern, zerzaust und wirr, wie zerwühlt von schmerzdurchkrampften Händen. In diesem Augenblick schossen die ersten Sonnenstrahlen durch das dichte Baumgeäst und verwandelten die weißen Terebinthenblüten in rosenrote. Da erkannte das Kind die junge Frau, obgleich eine Maske ihre Züge verdeckte; und da es zu klein war, um zu begreifen, was Sterben bedeutet, glaubte es, die Prinzessin Papan entkleide sich dort und nehme ein Bad. Auch lief es nicht davon, als die Verstorbene es mit dem Schmeichelwort Cocoton, d. h. Täubchen, heranrief, es kam vielmehr ganz unbefangen näher und fragte, was die Prinzessin begehre. Da trug ihr die Tote auf, sie solle zu jener alten Edelfrau, ihrer Erzieherin, laufen. „Und sage ihr, Täubchen, daß ich sie rufe und daß sie gleich kommen muß."

Sofort eilte das Kind, den Auftrag auszuführen.

Die Erzieherin, die Schaum des Meeres hieß, war die Witwe eines im Kriege gegen die Zapoteken gefallenen Feldherrn. Einst, unter Montezumas Vorgänger König Molch, dem Tempelerbauer, hatte sie am Hofe von Tenuchtitlan ein glanzvolles Leben geführt, hochangesehen wegen ihres Adels — sie war mit dem Königshause verwandt — und wegen der Zierlichkeit ihrer Ausdrucksweise; denn nichts wurde in Anahuac mehr geschätzt als die Eleganz der Rede und die souveräne Beherrschung der bunt schillernden und wie Feuersteinmesser klirrenden Sprache. Da Schaum des Meeres auch über eine nicht

gewöhnliche Kenntnis der Ritualbücher und heiligen Bilderschriften verfügte, wurde sie später von Montezuma dazu ausersehen, bei der frühverwaisten Papan Mutterstelle zu vertreten. Als dann das Steinige Feld gestorben, war sie ins Schloß von Tlatelolco gezogen, um auf Wunsch der versonnenen Prinzessin die Damen des kleinen Hofstaates in Zucht zu halten.

Die Augen dick verschwollen nach durchweinter Nacht, hockte sie jetzt in ihrem mit Wandteppichen behängten Zimmer auf einem gelben, blau getüpfelten Kissen und hielt in der Hand einen kreisrunden schwarzen Obsidian-Spiegel am länglichen rotlackierten Holzstiel. Sie beendete eben ihre Gesichtsbemalung. Zum Zeichen der Trauer zog sie sich weiße Streifen vom Mundwinkel zum Ohr. Da hob sich der Korallenvorhang, der ihrer Kammer als Tür diente, und das Kind trat ein.

Tränen stürzten aus den Augen der alten Frau, sobald sie des Kindes Botschaft vernommen. Mit wehmütigem Lächeln suchte sie der Kleinen verständlich zu machen, daß die Toten nicht wiederkehren aus dem Himmel der Sonne, wo sie zum Lohn für gute Taten mit den Göttern vereint sind.

Doch das Kind ließ es sich nicht ausreden, immerzu wiederholte es, was die badende Prinzessin gesagt hatte, und schließlich erfaßte es den ärmellosen hemdartigen Überwurf der Erzieherin und zerrte sie hinaus. Widerwillig, bloß um das erregte Kind zu beschwichtigen, ließ sich Schaum des Meeres die breite Schloßtreppe hinab in den Garten führen. Doch als sie sich dem Porphyrbecken genähert

hatte, rieselte ihr das Grauen in eisigen Bächen über den Rücken. Ja, dort kauerte die weiße Gestalt Papans — so steinern und still, daß ein großer Atlasfalter an ihr linkes, von einem nephritenen Ohrpflock erweitertes Ohrläppchen herangeflattert war; er klammerte sich daran, als wäre es ein Blumenkelch, und die Spiralen des Saugrüssels rollend, schlug er mit den ausgebuchteten Azurflügeln an ihr Nackenhaar.

Die alte Frau brach ohnmächtig zusammen.

Jetzt erschrak auch das Kind, als es die Greisin leblos daliegen sah; und wild aufschreiend floh es in den Seitenflügel zu seiner Mutter. Diese hörte ungläubig an, was ihr Töchterchen erzählte, begab sich aber trotzdem, von mehreren anderen Palastdamen begleitet, sogleich zum Badebecken. Wirklich, das Kind hatte die Wahrheit gesprochen —: dort lag die Ohnmächtige am Boden, und auf den Steinstufen hockte der begrabenen Prinzessin weißes Gespenst.

Ergrausend wollten die Frauen fliehen.

Da hob Papan ihre Hand — rotbemalt war die Hand, die Fingernägel schneeweiß — und sie sprach mit müder, kaum vernehmlicher Stimme:

„Bleibt . . . Ich erwachte nachts . . . Eine Schlange raschelte, glitt eisig über meinen Fuß . . . Da fürchtete ich mich . . . Ich rief, ich schrie — niemand kam . . . Oh, wie ich schrie! . . . Ich tastete mich zur Tür . . . Der Stein gab nach . . . Haltet es geheim, daß mich die Götter zurückgeschickt haben aus dem Haus der Eule . . . Ich muß noch eine Weile bei euch sein . . . Führt mich in mein Zimmer . . . Mich friert . . .“

Wie das Lallen einer Irren klangen die fiebrig gehauchten Worte.

Doch die Frauen begriffen, daß sie ins Leben zurückgekehrt war, und drängten sich an die Herrin heran, knieten, schluchzten, küßten ihr die Hände.

Ihre seitwärts gestellten, länglichen Augen blickten starr in die Ferne, als sähe sie die Menschen nicht. Mühsam öffnete sie noch einmal den schmerzlich zuckenden Mund: „Ich will schlafen", sagte sie.

Da trugen sie die Frauen ins Schloß, entkleideten sie, brachten sie zu Bett. Mit Mänteln aus Edelmarderfell und aneinandergenähten Papageiendaunen wurde sie bedeckt. Frost schüttelte ihre sterbensmatten Glieder.

Gegen Mittag fiel Papan in einen tiefen heilgebenden Schlaf.

Ihre Wiederkehr aus dem Lande der Sonne wurde streng geheim gehalten.

9.

Früh am nächsten Morgen ließ Papan den alten Haushofmeister die Stechende Ameise an ihr Bett rufen. Jetzt war ihr Lager von Blumen bedeckt.

„Warum weinst du?" fragte sie.

„Vor Freude, Herrin", erwiderte er kniend, die Arme ehrfürchtig auf der Brust verschränkt. Doch in seiner Stimme bebte mehr Grausen als Freude. Er war abergläubisch und fürchtete sich vor den an Kreuzwegen lauernden vampyrhaften Seelen verstorbener Frauen,

welche aus dem Westen, der Gegend der Weiber, auf die Erde niedersteigen.

„Dir bangt vor mir", fuhr sie matt lächelnd fort. „Warum? Weil ich die Götter von Angesicht zu Angesicht gesehen? Keine Leiter führt von ihren Geheimnissen hernieder zu uns, die wir auf Erden atmen und Schmerz ertragen. Warum also erschreckt dich mein Anblick? Ich bin nur ein armer Mensch wie du!"

„Verlaß uns nicht wieder, Herrin!" sprach er verlegen.

Sie schien es zu überhören. Mit dem abgemagerten Nacken gegen ein aufrechtgestelltes, weißes Baumwollkissen gelehnt, flocht sie emsig an ihrem langen Zopf.

„Schau, Stechende Ameise, mein schwarzes Haar ist weiß geworden . . ." sagte sie. „Das geschah, als die kalte Schlange über mich kroch . . . Geh nach Tenuchtitlan zu König Montezuma; melde ihm, daß seine Schwester lebt und ihn bittet, zu ihr zu kommen. Große Dinge muß ich ihm enthüllen."

Der alte Mann stand da wie vom Blitz gerührt.

„Vergib mir — ich wage es nicht, Herrin", stammelte er.

Erstaunt sah ihn Papan an. Doch gleich darauf begriff sie. Dem Herrn der Welt die Nachricht überbringen, daß er eine Lebende betrauert und begraben! Kein Zweifel — das hieß ihren Diener ins Verderben schicken. Montezuma würde den alten Mann, ohne auch nur die Nachricht zu prüfen, als Lügner totpeitschen lassen, damit den vielen üblen Vorzeichen, die ihn und seine Völker schreckten, kein neues sich geselle. Sie wußte, wie krankhaft gereizt ihr Bruder war, seit der Blaue Himmel — die turmartige

Kapelle auf der Stufenpyramide des großen Tempels — sich selbst entzündet und Nacht für Nacht der Komet über Tenuchtitlan drohte wie eine gezückte Todeswaffe.

Die Prinzessin sann eine Weile nach. Dann sagte sie: „Rudere nach Tezcuco hinüber und bitte meinen Oheim, den Herrn des Fastens, zu mir her."

Der Haushofmeister atmete auf. Er beugte sich, berührte mit der Hand die Erde zum Gruß und verließ das Gemach.

10.

Wie eine riesige Vogelspinne saß Mexico-Tenuchtitlan in der Südwestecke des Schilfsees und hatte ein Netz von gequaderten Steindämmen über den Wasserspiegel gesponnen; — ein Dammweg führte nach Iztapalapan im Süden, ein anderer nach Chapultepec im Westen, ein dritter nach Tepeyacac im Norden. Diese herrlich ausgemeißelten Dämme, der Stolz der Könige Mexicos, ermöglichten den Fußgänger-Verkehr mit den Uferstädten. Nach dem nordöstlich am Seeufer gelegenen Tezcuco jedoch führte kein Damm, ja nicht einmal im Boot konnte man es geradewegs erreichen; denn als die große Überschwemmung einen Teil Tenuchtitlans unterspült und viele Häuser fortgerissen hatte, glaubten die Mexikaner sich durch ein Steinwehr schützen zu müssen, das nun den See zwischen Tenuchtitlan und Tezcuco in zwei Hälften zerschnitt. Nur am südlichen Teil des Sees befand sich eine leicht verstopfbare Wehröffnung, um größeren Lastkähnen die Durchfahrt zu ermöglichen.

Der Haushofmeister ließ sich von zwei Sklaven an das Wehr heranrudern und fand jenseits ein Boot, das ihn nach Tezcuco brachte.

Die Stadt Tezcuco, obgleich um vieles kleiner als Tenuchtitlan und nicht so reich an prunkvollen Palästen, übertraf doch die mächtige Bundesgenossin und Rivalin durch den ausgesuchten Geschmack in der Architektur seiner Bauten, durch die sprichwörtliche Höflichkeit und Gesittung seiner Bewohner und durch das ehrwürdige Alter vieler seiner Heiligtümer. Hier war der Sitz und Mittelpunkt der chichimekischen Kultur Anahuacs. Das Volk Quetzalcoatls, die erfinderischen Tolteken, durch die von Norden her einbrechenden Chichimeken aus Tula vertrieben, waren in südliche Maya-Länder gewandert, waren verschollen, nachdem sie Bilderschriften, Flöten und Gesänge mit sich genommen. Doch blieb die Überlieferung lebendig, daß ein kleiner Teil der Vertriebenen sich in Tezcuco angesiedelt und die Segnungen ihrer hohen Geistesbildung und Kunstfertigkeit den rohen Eroberern, den chichimekischen Acolhuas, übermittelt habe. An dieser Tradition hingen die Acolhuas, die Bewohner Tezcucos, mit stolzer Überheblichkeit und rühmten sich, daß zu allen Zeiten ihre Stadt die bedeutendsten Dichter und Weisen beherbergt habe. Aber der Glanz Tezcucos drohte jetzt zu erblassen, überstrahlt vom übermächtigen Tenuchtitlan. Ein uneingestandener Groll gegen die unersättlichen Bundesgenossen war im Herzen der Acolhuas und zernagte auch ihrem Könige, dem Herrn des Fastens, das Herz.

Sein Vater, der Hungrige Schakal, der berühmte

in Liedern gefeierte Held und König, war als Jüngling vom tepanekischen Tyrannen Zürnender Aderlasser und dessen Sohne, Prinz Schambinde, seiner Herrschaft beraubt worden und hatte lange Jahre, von Dorf zu Dorf, von Berg zu Berg wie ein Wild gehetzt, das Leben eines Flüchtlings führen müssen. Damals trug auch Tenuchtitlans König, der Bastard Obsidian-Schlange, noch das Joch der Tepaneken. Und erst als des Hungrigen Schakals kleine Begleiterschar mit den Jahren zum Heer angewachsen sich den aufständischen Mexikanern verbündet hatte, gelang es, den Tyrannen und sein Tepanekenreich zu vernichten. Beide Könige, der von Tenuchtitlan und der von Tezcuco, hatten gleichen Anteil am Sieg, am Ruhm, an der ihnen nun zugefallenen Macht und sollten gleichberechtigte Stimmen haben bei der Leitung des von ihnen begründeten Drei-Städte-Bundes, in den sie auch, zum Lohn für geleistete Hilfe, das schwächere Tlacopan aufnahmen, welches neben den Ruinen von Azcaputzalco, der zerstörten Hauptstadt der Tepaneken, am nordwestlichen Seeufer emporblühte. Gleichberechtigt sollten sie sein — das war beschlossen und beschworen worden damals — und wie ungleich waren sie jetzt schon, kaum zwei Menschenalter hernach. Das habgierige Mexico streckte seine Fangarme bis an die heißen Küsten beider Ozeane, und der König von Tenuchtitlan hieß: der Einzige Herr der Welt.

Des Hungrigen Schakals strahlende Liebenswürdigkeit hatte sein jüngster Sohn und Nachfolger, der Herr des Fastens, nicht geerbt — eine düstere keine Schranken kennende

Tugendliebe war sein hervorstechender Wesenszug. Wohl aber hatte er von seinem Vater die Neigung überkommen, den Kunstwerkstätten und Gelehrtenschulen seines Landes ein Förderer zu sein. Und der bange Zweifel, der die Denkenden jener Zeit beunruhigte und sogar die letzten Jahre seines aufgeklärten Vaters getrübt hatte, ließ auch ihm das Glück seiner Königsherrlichkeit fragwürdig erscheinen — der Zweifel nämlich, ob die goldschimmernde Kultur der Völker Anahuacs von Bestand sein könne, da sie errichtet war auf einem Fundament von Sklavenschädeln. Zehntausende und aber zehntausende Kriegsgefangene fraßen die Götter Mexicos alljährlich; und das Fleisch der menschlichen Opfer wurde, mit Mais gebacken, an das Volk verteilt. Nie zu sättigen war der gierige Rachen; um ihn zu füllen mußten Kriege, die nichts anderes waren als Sklavenraubzüge, geführt werden; aber jeder Sieg vermehrte die Feinde Anahuacs diesseits und jenseits der Grenzen. In unmittelbarer Nähe Tenuchtitlans lauerten mächtige Stadtgemeinden auf den Augenblick, über den Bluttrinker herzufallen wie Aasgeier über einen toten Wolf.

Die Prinzessin Papan hatte vor ihrer Erkrankung, wenn sie zu den Quaquiles nach Tezcuco kam, oft mit ihrem Oheim Zwiesprach gehalten und ihn, der sie wie eine Heilige verehrte, in seiner Abneigung gegen die Menschenschlächtereien bestärkt. Da entschloß er sich eines Tages, den Befehl zu erteilen: in Zukunft sollten in seinem Lande keine Menschen mehr geopfert werden. Seit Quetzalcoatls goldenem Zeitalter hatte sich kein Fürst

Anahuacs erkühnt, der Blutgier der Götter Einhalt zu tun. Und auch der Herr des Fastens sollte von seinem Wagemut mehr Kummer als Befriedigung ernten.

Zwar bei den Bewohnern Tezcucos, die sich rühmten, von den Tolteken, dem Volk Quetzalcoatls, abzustammen, stieß seine Neuerung auf keinen Widerstand. Und längere Zeit wurden nur Opfertiere die steilen Tempeltreppen emporgeführt. Die Sklavenjagden hörten auf, die Krieger halfen ihren Frauen, Maisfelder zu bestellen.

Doch die Götter grollten. Der Schatten des weißen Mannes verdüsterte mehr und mehr den Horizont. Der blaue Komet leuchtete am Nachthimmel. Und die Priester des Tezcatlipoca und Huitzilopochtli bestürmten den verängstigten Montezuma und wiesen auf Tezcuco als auf die Ursache so schlimmer Vorzeichen.

Da sandte Montezuma Boten an seinen Oheim, den Herrn des Fastens, und ließ ihm Vorhaltungen machen: erzürnt seien die Götter, denn seit vier Jahren habe er mit den Nachbarrepubliken Huexotzinco und Tlascala nicht mehr den üblichen Blumenkrieg geführt; seit vier Jahren sei in Tezcuco keinem menschlichen Opfer der Edelstein (nämlich das Herz) aus der Brust gerissen worden; uneingedenk der Ruhmestaten seiner Vorfahren schände er den großen Namen der Chichimeken und Acolhuas, indem er den Göttern das Blut vorenthalte, das ihnen am süßesten schmecke. So lautete seine Botschaft.

Der Herr des Fastens war tief verletzt. Er ließ seinem mächtigen Neffen zurückmelden: Nicht aus Feigheit lasse

er die Waffen ruhen, denn Kriegstaten, die er einst vollführt, sprächen für ihn, und Lieder rühmten ihn als Blume auf dem Felde der Schlacht. Uralte Weissagung habe jedoch prophezeit, daß im herannahenden Jahre Eins-Rohr den beiden Kronen von Tenuchtitlan und Tezcuco Gefahr drohe; darum wolle er die kurze Zeit, die das Schicksal ihm gelassen, in Frieden genießen.

Doch diese stolze Antwort befreite den Herrn des Fastens nicht vom Stachel, der in seiner Seele saß, bis sie wund ward und eiterte. Er begab sich nie mehr nach Tenuchtitlan zu den Festen des Großkönigs. Jahrelang blieb er fern; und wenn Montezuma ihn auffordern ließ, fand er Ausflüchte.

Erst das jähe Hinscheiden Papans riß ihn aus seiner trotzigen Vereinsamung. Zu ihrem Begräbnis kam er über den See. Die Begrüßung zwischen ihm und Montezuma war eisig. Nachdem das Grabgewölbe mit der Steinplatte geschlossen war, ließ er sich zurückrudern.

Der Herr des Fastens war jetzt ein Mann von neunundfünfzig Jahren; doch erschien er weit jünger —: das Alter drückt auf indianische Gesichter selten seinen zerbeizenden Stempel. Das breitknochige Gesicht war bartlos. Die vorspringende, sehr gebogene Nase war an den durchbohrten Nüstern mit Türkispflöcken geziert, dem Abzeichen hohen Feldherrnranges. Die dünnen, an den Mundwinkeln herabgezogenen Lippen hatten einen weichlichen, schwermütigen Ausdruck. Das Haar, vom Federschmuck fast ganz verdeckt, war hartsträhnig, blauschwarz und weiß gemischt.

Als Papans Haushofmeister vor ihn geführt worden war und ihm geheimnisvoll Mitteilung machte von der Wiederkunft der Begrabenen und ihrem Wunsch, ihn zu sprechen, verriet kein Zug im grünlichgrau bemalten Antlitz des Königs, welch ein Sturm in seinem Innern tobte. Die Sterne, deren Lauf er allnächtlich in einer Sternkammer auf dem flachen Dache seines Palastes zu verfolgen pflegte und deren Flammenschrift zu entziffern er den besten Sterndeutern seines Landes abgelernt hatte — die Sterne hatten nicht getrogen. Die Natur hörte auf, sich selbst zu gleichen, Gräber taten sich auf. Das war der Anfang des Endes. Schlimmeres mußte folgen, unaufhaltsam, unabwendlich.

Der Herr des Fastens bestieg seine Königsgaleere, ein schlankes, zwanzig Ellen langes, aus kostbaren Hölzern gezimmertes Ruderschiff, in dessen kraus geschnitzte und mit rotem Glanzlack polierte Seitenwände Tropfen und Arabesken aus milchigem Speckstein eingelassen waren. Den Bug bildete ein ungeheurer stilisierter Alligator: der aufgerissene Rachen mit den bleckenden Hakenzähnen, die hervorquellenden blutigen Augen scheuchten böse Wassergeister. Der Griff des Steuerruders verzweigte sich als emporstrebendes Blättergerank, von dessen Höhe eine Blume sich niederneigte, übergroß, einem Lilienkelch ähnlich, aus grünpatinierter Bronze.

Zwanzig nackte Sklaven ruderten aufrecht stehend das Schiff.

Nur den jungen Prinzen Jxtlilxochitl, die Schwarze Blume, den hoffnungsreichsten seiner Söhne, nahm der

König als Begleiter mit. Im funkelnden Federschmuck des Kopfputzes und der juwelbeladenen Gewandung glichen König und Prinz zwei wütend schwirrenden, grellfarbigen Hummeln.

Die Galeere brachte sie an den Damm, wo die Ruderknechte des Haushofmeisters noch warteten. Im kleinen Kanoe erreichten sie die Landungsstelle am Schloßgarten von Tlatelolco.

Der Herr des Fastens begab sich sofort hinein zu seiner Nichte. Das Gespräch, das er mit ihr führte, war kurz. Er kehrte zurück zur Landungsstelle und ließ sich nach Tenuchtitlan rudern.

II.

Bei der Flutkatastrophe, die dem Vorgänger Montezumas, dem König Molch, das Leben geraubt hatte, war der größere Teil des alten, aus Lehm erbauten Tenuchtitlan fortgespült worden, und ein blitzend neues, verschönertes Tenuchtitlan war seitdem aus dem Schilfsee emporgetaucht, eine Stadt der Tempel, Kapellen und Paläste. Denn die wachsende Königsmacht, die früher nur Werkzeug und Waffe der Adelsherrschaft gewesen, ließ voll Mißtrauen den überflügelten und abhängig gewordenen Adel nicht aus den Augen: die grundbesitzenden Landedelleute waren verpflichtet, den größten Teil des Jahres in der Wasserstadt zu verbringen, und mußten, wollten sie sich auf ihre Besitzungen begeben, ihre Söhne oder ihre nächsten Verwandten als Geiseln zurücklassen. Und da die Schlafkammern des Königspalastes — einige hundert —

kaum genügten, alle Höflinge und Prinzen königlichen Geblütes zu herbergen, sahen sich die Großen des Reiches gezwungen, Schlösser in Tenuchtitlan zu errichten, und sie taten es prunkvoll, dem üppigen Reichtum und Glanz ihrer Geschlechter entsprechend.

Aus dem Herzen der Stadt strebte die steile Tempel-Pyramide Coatepetl, der Schlangenberg, in die Wolken, alle hängenden Blumengärten auf den flachen Dächern der einstöckigen, aus Quadern eines roten porösen Lavasteines erbauten Häuser um ein Zehnfaches überragend. Und wie der Kraterkuppe eines Vulkans entquoll dem Allerheiligsten auf der obersten Tempelterrasse der schwarze Rauchfaden des ewigen Feuers und verlor sich im Himmel.

Älter und daher weniger prangend, aber steiler und sogar höher noch, erhob sich weit im Norden die immense Schwesterpyramide Tlatelolcos.

Achtundsiebzig kleinere schneeweiße Teocalli (Gotteswohnungen) lagen rings verstreut im roten Häusermeer, und ihre rhombisch verjüngten Bronze- und Strohdächer mit gestuften Steinzinnen umragten die beiden großen Pyramiden wie Bergzacken zwei Bergriesen. Besonders ein zierlicher Tempel im Südosten der Stadt fiel seiner pittoresken Schlankheit wegen in die Augen; er war dem Gotte Xipe-Totec geweiht, Unserm Herrn dem Geschundenen, und sein Dach bestand aus weiß-geblichenen Menschenschädeln.

Westlich von der großen Schlangenberg-Pyramide erstreckte sich das Palast-Geviert des Königs Wassergesicht bis an den See, leer jetzt und ausgestorben, seit Monte-

zuma sich in der Südwestecke Tenuchtitlans, in dem Moyotla genannten Stadtviertel, einen neuen märchenhaften Palast hatte empormeißeln lassen.

Dieser Huei-tecpan oder Große Palast war eine unbezwingbare Wasserburg, auf hochgestuftem Unterbau, eine Stadt in der Stadt, ein unermeßliches Labyrinth von reich tapezierten und bemalten Zimmern mit Decken aus Zedergebälk, Empfangsräumen, Rüstkammern, schattigen Höfen mit speienden Marmorfontänen — (gespeist von fernen Gebirgsquellen, die der große Aquädukt hinleitete) — weiten Thronsälen, deren Wände von Silber und Jaspis erstrahlten, Tanzhöfen, einem Tierpark und Gartenanlagen, welche, umspült vom See, unter uralten Bäumen Lusthäuser und Pavillons bargen: ein heizbares Badehaus, ein Ballspiel-Haus und ein Haus der Trauer. Der Palast hatte dreißig Tore, und sein größter Hof konnte einige Tausend Menschen fassen. Wildes Arabeskenwerk und mythische Gestalten in wütender Verzerrung grinsten und glotzten aus dem polierten Steinglanz der Außenmauern den Beschauer an. Niedrige Treppen von zehn Stufen führten zu den Eingängen empor.

Jedem Eintretenden wurden von einem Torhüter die Sandalen abgebunden, und dann wurde ihm — je nach seiner Kaste oder seinem Rang — in einem der drei Vorzimmer ein steinerner Schemel als Sitz zugewiesen. Ein Schreiber verzeichnete in einem Buche die Wünsche der wartenden Bittsteller. Wem das Glück zuteil ward, vor den Colhuatecuhtli, den König Mexicos, treten zu dürfen, der mußte es sich gefallen lassen, daß ihm ein grauer,

rauher Mantel aus schlecht gewebten Agave-Fasern über Kopf und Schultern gelegt wurde, auf daß kein Zierat mit dem Schmuck des Weltherrn wetteifere. Vor den Augen Montezumas war jeder, auch der Höchststehende, nichts als ein Bettler oder Sklave; und strafwürdiger Frevel wäre es gewesen, hätten eines reichen Kaufherrn Perlenketten oder eines Feldherrn Abzeichen vor seiner Königsherrlichkeit als Symbole des Besitzes und Verdienstes zu prunken gewagt.

Nur den Höflingen und den befreundeten Fürsten war diese Selbsterniedrigung erlassen. Und als der Herr des Fastens und sein Sohn, die Schwarze Blume, durch den, den Fürsten vorbehaltenen, Schlangensaal geführt, der geheiligten Schwelle nahten, flimmerten ihre königlichen Quetzalfederkronen und ihr viereckiger Brustschmuck unverhüllt. An den Händen trugen sie die Mayehuatl genannten Handschuhe.

12.

Die toten Krieger des Himmels hatten eben die Sonne bis zum Zenith geleitet und stiegen auf die Erde herab in Gestalt von Blumensaugern — Schmetterlingen und Kolibris —, während Frauenseelen die Sonne in Empfang nahmen und sie ins Land der Geburt und der Frauen im Westen fortführten.

Montezuma — sein Name bedeutet der Zornige Herr — pflegte um diese Stunde sich von Krüppeln und Narren die Sorgen des Tages verscheuchen zu lassen. Da nämlich Mißgeburten bei den indianischen Völkern von größter

Seltenheit sind, standen Krüppel des Körpers und des Geistes hoch im Werte; und der Zornige Herr sammelte sie, wie er seltene Blumen, Tiere und Süßwasserperlen sammelte.

Seine Tageseinteilung war streng geregelt. Bei Sonnenaufgang wurde er durch Lieder einer Coco oder Dienerin geweckt. Er wusch sich mit der Wurzel der Hundsnelke, die als Seife diente. Ein Haus-Erleuchter — (so hießen die Pagen) — rasierte ihm den spärlichen Bart mit scharfen Obsidianmessern, und ein anderer führte die Gesichtsbemalung aus — meist ockergelb; nur bei gewissen Anlässen, Festtagen oder Trauerfällen, mit anderen Farben, wobei dann die Gesichtshaut sei es mit Sternen, sei es mit Querstreifen oder auch Ringen — uralten Vorschriften gemäß — bedeckt wurde. Dem Vogelhaus genannten Saal, der königlichen Kleiderkammer, entnahmen Sklaven Gewänder aus bunt zusammengefügten Kolibrifedern und Geweben mit phantastischen Drachen-, Schmetterlings- oder Treppen-Mustern und legten sie dem Herrscher zur Auswahl vor; welches er wählte, trug er nur einen Tag, um es dann einem Günstling zu verschenken.

Mit gleicher Freigebigkeit verschenkte er nach eintägigem Gebrauch seinen Nackenfederschmuck, seine Wadenschienen aus Goldblech, seine mit Smaragden eingelegte goldene Fußspange oder sein Mundgeschmeide, — einen in die Unterlippe gesteckten knopfartigen Lippenpflock in Gestalt eines kleinen goldenen Adlers. Aber auch adlige Mädchen und sogar Königstöchter verschenkte er, nachdem sie nur eine Nacht im Hause der Vierhundert Frauen zugebracht

hatten. Die unterjochten Fürsten mußten, als Tribut, dem Herrn der Welt ihre Kinder senden. Und ebenso hatte er ein Anrecht auf alle in Mexico geborenen Mädchen. Die Schönsten unter den Töchtern des aztekischen Adels wurden, nachdem sie mannbar geworden, in das Haus der Vierhundert Frauen eingeliefert, damit der König sie besichtige. Er tat es mit satten, müden Blicken, strich mit lassen Fingern durch eine herabwallende Haarmähne, strich über eine weiche Hüfte, über eine kindliche Brust und ließ sich die dreieckig abgefeilten Zähne zeigen (alle vornehmen Mexikanerinnen hatten spitzgefeilte und mit Cochenille rotgefärbte Zähne). Oft geschah es, daß er wie ein finsterer Gott durch die Schar der vor Demut Bebenden hinschritt und mit grausam-gleichgültigen Augen sie sehend übersah. Oft auch gab er die Anmutigsten, ohne sie berührt, ohne sie mit einem Blick gestreift zu haben, seinen Staatsdienern zu Ehefrauen. Wurde aber seine verlebte Lust geweckt, so mußte eine ältere Aufseherin der Erwählten den Mund waschen (wie es bei Hochzeiten die Mutter des Bräutigams der Braut zu tun pflegte) und sie in einem der hundert Bäder des königlichen Frauenhauses baden — da Montezuma, der selber dreimal jeden Tag badete, auf peinlichste Sauberkeit Gewicht legte. Schmuckbehängt, lebten die Mädchen wie Prinzessinnen und wurden — wie Prinzessinnen — äußerst streng von ältlichen Aufseherinnen bevormundet und überwacht. Früher, in den ersten Jahren nach Montezumas Krönung, waren zuweilen hundertundfünfzig der Mädchen zu gleicher Zeit von ihm schwanger gewesen. Doch pflegten die Geburten

im Hause der Vierhundert Frauen verhindert zu werden, indem von den Priestern der Xochiquetzal, der Göttin der Liebe und der Blumen, qualvolle Kasteiungen mit scharfen Knochendolchen — Blutabzapfungen in der Nabelgegend — den Mädchen vorgeschrieben wurden. Am Hof zu Tenuchtitlan waren diese Kasteiungen eingeführt worden, seit Obsidian-Schlange, ein Ahnherr des königlichen Hauses, beim Regierungsantritt seine sämtlichen zweihundertundzwanzig Geschwister hatte ermorden lassen.

Nachdem Montezuma gekleidet mit allen Insignien seiner Königsherrlichkeit, mit der azurenen Stirnbinde und auf Sandalen aus Türkismosaik in den Saal der Botschaften getreten, thronte er unter einem Baldachin aus Adlerdaunen auf einem silbernen Armsessel, über welchen Jaguarfelle, das Wahrzeichen der Fürstlichkeit, gebreitet waren. Die Zeit bis Mittag widmete er den Staatsgeschäften, dem Empfang von Boten, der Beratung mit Feldherren und Erzpriestern. Sodann nahm er in einem angrenzenden Gemach, bedient von jungen Cocos, sein Mittagsmahl ein, indem er unter fünfzig kleinen Goldschüsseln, die die Mädchen trugen, aussuchte, was der Laune seines Gaumens entsprach. Nach dem Essen rauchte er aus einer kristallenen Pfeife Tabak, der mit flüssigem Amber gemischt war. Nachdem er dann kurze Zeit geschlafen, erfreute er sich am Anblick seiner Narren und Krüppel.

13.

Es war ein ereignisreicher Tag. Als ob das Schicksal lange Zeit gezögert, die Schwelle zu übertreten, von der

es bald nicht mehr weichen sollte, brachte es nun seine aufgesparten Gaben fast alle zugleich herbei.

Die ersten Gaben waren erfreuliche.

Gleich am frühen Morgen hatten Boten einen großen Sieg gemeldet, den die beiden Feldherren Mexicos gegen die Mayas im fernen Guatemala erfochten, wobei dreizehnhundertzweiunddreißig Kriegsgefangene erbeutet worden waren. Die mexikanischen Heere wurden immer von zwei Oberfeldherren, dem Vorsteher des Hauses der Pfeile und dem Ordner der Heerscharen, befehligt. Und in diesem Kriege war der Vorsteher des Hauses der Pfeile ein Tlascalteke in mexikanischen Diensten, mit Namen Tlalhuicolotl, der Irdene Krug, — der Ordner der Heerscharen aber war Guatemoc, der Herabstoßende Adler, der Vetter Montezumas und Sohn seines Vorgängers, des Tempelerbauers König Molch. Ein Liebling der Mexikaner war Guatemoc, schön und jung — kaum zwanzig Jahre alt —; und sein beginnender Kriegsruhm erfüllte Tenuchtitlan mit Jubel. Doch der Freude Montezumas über die Siegesnachricht war ein Tropfen Galle beigemischt.

Seit sein Sohn der Menschen-Fänger im Feldzuge gegen die Republik Tlascala den Heldentod gefunden, umstrahlte eine Aureole künftigen Königtums den Herabstoßenden Adler; waren doch die jüngeren Söhne Montezumas fast noch Kinder, und sein Bruder Cuitlahuac, der Überwältiger, ein kränklicher, früh gealterter Mann. Darum sahen alle, denen die Größe Mexicos am Herzen lag, in Guatemoc den aufgehenden Stern. Montezuma wußte das und billigte es. Er mißgönnte es ihm nicht,

daß er an die Stelle seines toten Sohnes getreten, ja er übertrug sogar die Zuneigung und Hoffnung, die er für jenen gehegt, ohne Einschränkung auf den jugendlichen Vetter. Als daher, vor etwa einem Jahr, der Herabstoßende Adler bei einem Feste die wunderschöne, eben erblühte Prinzessin Maisblüte, des Königs Lieblingstochter, erblickt und seiner Bewunderung kein Hehl gehabt, hatte Montezuma sie ihm zum Lohne versprochen, falls er aus Guatemala als Sieger heimkehren würde. Nun wurden seine ersten Siege gemeldet — Montezuma aber wußte, daß er sein Versprechen nicht halten konnte.

Der Staatsklugheit mußte diese Liebe geopfert werden. Der Drei-Städte-Bund drohte zu zerfallen; augensichtlich war die versteckte Feindseligkeit Tezcucos; sein König, der Herr des Fastens, mied Tenuchtitlan. Und die Ratgeber der Krone drängten, Montezuma möge durch seine Tochter das gelockerte Band wieder enger knüpfen. Montezuma konnte sich der Einsicht nicht verschließen, daß eine Heirat der Prinzessin Maisblüte mit des Herrn des Fastens ältestem Sohne Cacama, dem Edlen Traurigen, das Land vor mancher Gefahr zu bewahren imstande war.

Es kam von den drei Söhnen des Herrn des Fastens nur Cacama in Frage, der immer zu Mexico gehalten, der nie seinem Vater vergeben, daß er seinen eigenen Sohn, Cacamas ältesten Bruder, den Pflanzer des Weidenbaumes, um eines unbedachten Wortes willen hatte hinrichten lassen. Der mittlere der Brüder, Prinz Ohrring-Schlange, schien wenig verläßlich, noch unreif, leicht zu beeinflussen, schwankend in seinen Neigungen und Ab-

neigungen. Anders die Schwarze Blume, der jüngste, der, fast noch ein Knabe, schon einen stählernen Willen verriet, doch seinem Vater so zugetan, so überzeugt war vom geschmälerten Recht Tezcucos und so unbeugsam seines Weges ging, daß Montezuma nicht hoffen durfte, ihn in sein Netz zu ziehen, selbst wenn er ihn zum Eidam machen und mit Huld überschütten wollte.

Der Plan war weit ausblickend. Gelang es, die Heirat noch bei Lebzeiten des Herrn des Fastens zustande zu bringen, so mußte es nach dessen Tode bei der Königswahl in Tezcuco in die Wagschale fallen, daß der Edle Traurige die Tochter des Herrschers der Welt gefreit; und sollte auch — was zu befürchten stand — der Herr des Fastens auf dem Sterbebette den Lieblingssohn, die Schwarze Blume, zum Nachfolger bestimmen, so würden gewiß die Königswähler sich darüber hinwegsetzen, wenn Mexicos Gold und des Großkönigs Gunst den Edlen Traurigen unterstützten. Falls jedoch die Brüder sich entzweiten, so würde das die Schwächung der Macht Tezcucos zur Folge haben — und Mexico hätte erst recht nur Vorteil davon. Frohlockend würden seine Bewohner über den See blicken und sich des Schauspiels freuen, wie die stolze Rivalin an selbstgeschlagenen Wunden verblutete.

Dennoch konnte sich Montezuma eines Unbehagens nicht erwehren, dachte er an den Herabstoßenden Adler, der meilenfern, im Pfeilregen der Schlachten, sein Versprechen wie einen Talisman im Herzen trug. Auch war es schwierig, die Verlobung einzuleiten, solange der

Herr des Fastens grollte, da der Anschein vermieden werden mußte, als bemühe man sich um eine Versöhnung.

Daher glätteten sich die Falten in Montezumas Gesicht, als ihm hinterbracht wurde (Spione gab es diesseits und jenseits des Wassers), daß der Herr des Fastens und die Schwarze Blume die Prunkgaleere bestiegen, in Tlatelolco gelandet, daß sie im Boot sich dem Großen Palast näherten, daß sie angelangt und schon im Schlangensaal warteten. Er begrüßte dies als einen geschickten Handstreich seines Glückes und gab seinem Haushofmeister, dem Vorsteher des Hauses der Teppiche, Befehl, sie sogleich vorzulassen. Die Narren und Krüppel entließ er. Nur sein zittriger, rosa Xolo, ein künstlich enthaarter wolfähnlicher Hund, durfte in der Decke liegenbleiben, die ihn vor Erfrieren schützte.

14.

Der Herr des Fastens und die Schwarze Blume traten ein. Sie trugen Rosenknospen in den behandschuhten Händen. Montezuma nahm die Rosen entgegen und stellte sie in eine für diesen Zweck bereitstehende Tonvase. Dann kniete die Schwarze Blume nieder und küßte dem Großkönig die Hände und die Füße. Montezuma zog ihn empor, umarmte ihn und umarmte auch den Oheim. Auf silbernen Sesseln, dem Thron gegenüber, nahmen die Gäste Platz.

Die herkömmlichen, feierlich zeremoniösen Begrüßungsformeln wurden ausgetauscht; und sie klangen heute nicht

so kühl wie neulich im Schloßgarten von Tlatelolco. Dann stellte Montezuma die aus Höflichkeit hinausgeschobene Frage, was „den König und großen Chichimeca, seinen lieben Vater und Oheim" (so lautete die Anrede) hergeführt habe.

Der Herr des Fastens berichtete nun das Wunder. Ein Grab hatte sich geöffnet. Papan, die Bestattete und Beweinte, war zurückgekehrt aus dem Himmel der Sonne.

Ohne Ausruf des Staunens oder Schreckens, regungslos hörte Montezuma zu. Lange schwieg er, nachdem der alte König seine Erzählung beendet.

Seine dünnen Lippen lächelten noch immer, doch in seinen Augen hatte sich ein böser Trotz verhärtet; — ein Trotz gegen den Himmel und gegen den Mann, der ihm die Unheilsbotschaft überbrachte, um ihn zu demütigen.

Nie war es geschehen, daß ein Toter wieder auferstand. Bis vor hundert Jahren wurden alle Leichen auf den Scheiterhaufen gelegt, und auch jetzt noch war die Leichenverbrennung allgemein Sitte unter dem Volke. Erst in jüngster Zeit hatten die Könige und reiche Adlige begonnen, ihre Toten in unterirdischen, mit Kalk und Stein ausgemauerten Grabhäusern beizusetzen. Und immer bisher hatten die Verschlußplatten vor den Grabeingängen dem Heimweh der Toten widerstanden.

„Ich will sie nicht sehen!" sagte endlich Montezuma „Gespenster muß man verscheuchen. Ich werde Priester hinschicken, die sie ins Grab zurückführen sollen!"

Es war klar: Montezuma wollte sie wieder einmauern

lassen, obgleich er wußte, daß sie lebte. Die Sterne durften nicht recht haben! Wenn Zeichen geschahen, so geschah ja auch, was die Zeichen androhten. Das durfte nicht sein, Stolz und Furcht wiesen es von sich. Das Geschehene mußte ungeschehen sein und bleiben.

Der Herr des Fastens verlor seine Selbstbeherrschung. Erregt stand er auf und trat nahe an Montezuma heran. „Der Himmel birst, die Erde klafft," rief er keuchend, „doch du Verblendeter willst blind sein, willst nicht sehen!" Und wie ein mahnender Seher erhob er den Arm.

Da ereignete sich etwas Unerhörtes. Der Hund Montezumas hatte die Armbewegung falsch gedeutet. Ohne zu bellen, unheimlich still, stand er plötzlich neben dem Herrn des Fastens, und an ihm emporspringend, biß er ihn ins Handgelenk, nahe bei der Pulsader.

Doch fast im selben Augenblick lag auch schon der Hund tot am Boden. Prinz Schwarze Blume hatte ihm mit seinem Obsidiandolche den Bauch aufgeschlitzt. Eine dunkle Blutlache breitete sich langsam auf dem weißen Marmorboden aus.

15.

Montezuma war emporgeschnellt. Er und die Schwarze Blume starrten sich in die Augen.

Augen können aufeinander treffen wie Feuersteine und Zündflammen geben. Blühende Städte sind durch solche Funken eingeäschert worden.

Es stand in Montezumas Macht, den Brand mit Blut zu löschen. Doch er war ein Zauderer, gebunden und

gehemmt durch die Spinnenfäden seiner Ränke. Heute brauchte er den Frieden. Und so ließ er die Hand, die schon mit dem Dolchgriff spielte, wieder sinken.

Der Vorsteher des Hauses der Teppiche, der Oberhaushofmeister, trat ein. Verwirrt durch den Anblick des toten Hundes, brachte er stotternd vor: im Saale der Gesandten warte ein Bote mit wichtiger Nachricht aus der totonakischen Provinz am östlichen Weltmeer.

Der Botendienst in Anahuac war gut geregelt. Obgleich die amerikanischen Völker keine Reittiere besaßen, konnten Briefe aus den entlegenen Teilen des Reiches die Hauptstadt in kürzester Zeit erreichen. An den gutgepflasterten Kunststraßen waren in gleichen Abständen Stationen erbaut, wo immer Träger und Boten bereitstanden, einander abzulösen.

Die Läufer hatten weithin sichtbare Abzeichen, an denen zu erkennen war, ob sie dem Könige wichtige oder weniger wichtige, gute oder schlimme Nachricht überbrachten. In den Dörfern und Städten, die sie durchliefen, hinterließen sie zuweilen Jubel, zuweilen Trauer. Und waren sie im Großen Palast angelangt, so sahen die Hofbeamten gleich, ohne den Inhalt der Botschaft zu kennen, ob der Herr der Welt beim Essen, Spiel und Schlaf gestört werden durfte. So wußte auch der Vorsteher des Hauses der Teppiche, daß der eben eingetroffene Bote wichtige Kunde trug, und er hatte es gewagt, ungerufen in den Thronsaal einzutreten.

Seine Meldung brach den beklemmenden Bann. Gleichmütig, als wäre nichts vorgefallen, befahl Montezuma

dem Haushofmeister, die Berater der Krone zugleich mit dem Boten hereinzuführen. Der Vorsteher des Hauses der Teppiche entfernte sich. Nackte Sklaven eilten herein und trugen die weißliche Hundeleiche hinaus. Zwei schöne Cocos in grasgrünen, bis an die roten Knie reichenden Röcken brachten Tonschalen mit heißem Wasser und scheuerten den Marmorboden. Der rote Fleck wollte jedoch nicht bleichen.

Dann traten, mit phantastisch gegabelten Zeremonienstäben in den Händen, die Ratgeber ein: Cuitlahuac, der Überwältiger, Fürst von Iztapalapan und einziger Bruder Montezumas; Quauhpopoca, das Schwelende Holz, und Xuchitl, die Rose, zwei Oberfeldherren im Rang von Vorstehern des Hauses der Spiegelschlange; und endlich der Cihuacoatl, d. h. der Weibliche Zwilling — der höchste Würdenträger, wir würden sagen Kanzler — mit Namen Tlilpotonqui, der Schwarze Amber.

Die Willkür eines mexikanischen Despoten hatte Grenzen. Bei allen Staatsgeschäften stand ihm ein diademloser Nebenkönig, der Weibliche Zwilling, zur Seite. In früheren Zeiten hatten schwächliche Könige ein Schattendasein neben tatkräftigen Weiblichen Zwillingen geführt. Aber schon den letzten Vorgängern Montezumas war es geglückt, die lästige Bevormundung dadurch unwirksam zu machen, daß sie Greise zu diesem Amt ersahen. Halberblindet war der Schwarze Amber und ging gebeugt unter der Last von hundertundsechs Lebensjahren.

So sehr die beiden Feldherren einander äußerlich glichen, übereinstimmend in der Farbe und Form des Federwamses,

des Federhelmes, der Sandalen mit goldenen Glöckchen — so verschieden war ihr Auftreten und Benehmen. Während die Rose einen ungezügelten Stolz zur Schau trug, erschien das Schwelende Holz überernst und bescheiden; in seinem blaugelb gestreifelten Antlitz war ein starr melancholischer Ausdruck unverkennbar — trotz der Bemalung und obgleich die untere Gesichtshälfte verdeckt war durch das Abzeichen hohen Kriegerranges, ein Nasengehänge aus Türkis in Gestalt einer kleinen dreistufigen Treppe; an der durchbohrten Nasenscheidewand befestigt, reichte es bis zum Kinn hinab. Das Schwelende Holz stand Montezuma besonders nahe, seit er ihm in Atlixco das Leben gerettet; das geschah bei einem Sklavenraubzuge, den der Zornige Herr — noch als Prinz, doch schon zum König gewählt — hatte unternehmen müssen, um zur Feier seiner Krönung die nötige ungeheuerliche Anzahl Menschenherzen dem Himmel darbringen zu können. Das Schwelende Holz und der König waren Altersgenossen, eben ins vierzigste Lebensjahr getreten. Die Rose war zwei Jahre jünger wie auch Montezumas Bruder, der Überwältiger.

Zwar fieberverzehrt infolge einer nie heilenden Beinwunde, die das Pfeilgift eines südlichen Volkes verursacht, und entstellt im verschrumpften Gesicht durch das Heraustreten der breiten Backenknochen und der gebogen vorspringenden Nase (was ihm den Ausdruck eines entfiederten Papageien gab), hatte doch der Überwältiger ein kraftvolles, ritterliches Wesen. Wie Montezuma war auch er schweigsam, doch schneller zum Handeln bereit. Und

der gefestigte ruhige Blick seiner schwarzen Glanz-Augen unterschied sich vorteilhaft vom unsicheren Geflacker in den Augen des Großkönigs.

Nach stummer Begrüßung nahmen die Ratgeber auf niedrigen, mit buntgemusterten Baumwollkissen bedeckten Schemeln Platz, rechts und links von den Gästen aus Tezcuco einen Halbkreis um Montezuma bildend.

Der Mann, den der Vorsteher des Hauses der Teppiche hereinführte, war kein gewöhnlicher Bote, vielmehr ein Staatsdiener von Rang, der das Amt eines Steuererhebers in dem vor kurzem unterworfenen Küstenlande versah. Er hatte sich gescheut, die ungeheuerliche Kunde, die er wußte, gemeinen Läufern anzuvertrauen, darum hatte er selbst den weiten Weg vom Meer bis zur Hauptstadt in der Sänfte zurückgelegt.

Eintretend ließ er ein Kügelchen aus Kopalharz in ein Kohlenbecken fallen, um dem Herrn der Welt zu räuchern; er näherte sich mit drei Verbeugungen, wobei er „Großer Herr! Großer Herr! Erhabener großer Herr!" sprach. Dann warf er sich zu Boden und erhob sich erst, als eine Handbewegung Montezumas ihn zum Reden ermuntert hatte. Er begann mit niedergesenkten Blicken: „Töte mich, o König und Herr, ich habe zehnfachen Tod verdient, denn ungerufen kam ich! Vernimm, was ich gesehen, als ich am Ufer des Ostmeeres stand. Drei Häuser, gezimmert aus Holz, groß wie Türme oder wie kleine Hügel, schwammen auf den Wellen, so leicht als wären es Nachen. Und auf den Dächern der drei Wasserhäuser sah ich weiße Götter, Diener des großen

Quetzalcoatl. Doch ob Unser Herr Quetzalcoatl unter ihnen war, weiß ich nicht."

Eine Schwalbe hatte sich in den Saal verirrt und schoß unter dem Zedergebälk blitzschnell hin und her, einen Ausweg suchend. Ihr ängstlicher Ruf schrillte durch die Totenstille.

Nach einer Weile fragte Montezuma:

„Sind sie herabgestiegen auf die Erde?"

„O großer König, o Zorniger Herr, mein Auge sah es nicht", sagte der Steuererheber. „Die Wasserhäuser glitten nordwärts, vorbei an der Bucht, wo ich stand. Weiter nördlich können sie herabgestiegen sein. Ich aber eilte her in den großen Palast, um es vor deinem Mund und deinem Antlitz zu melden."

Montezuma saß lange in Nachdenken versunken. Dann ließ er den Blick über die Ratgeber schweifen. Die Ungeduld des Feldherrn die Rose war unverkenntlich.

„Rede", sagte Montezuma.

„O großer König, o Zorniger Herr! Dein Kriegsheer ist deine Axt! Recke deinen Arm aus bis an die Meeresbrandung. Mache mich zur Hand, die deine Axt schwingt . . ."

Montezuma unterbrach ihn.

„Tapferer Krieger Xuchitl", sagte er, „hast du schon mit Göttern gerungen?"

Die Rose schwieg.

Der König wandte sich fragend an den Überwältiger.

„Und was denkt mein Bruder?"

„Im Jahre Vier-Haus", sagte der Überwältiger,

„— das sind jetzt zehn Jahre — kam auch ein Bote, der Wasserhäuser auf dem Meere gesehen und auf ihren Dächern weiße Götter. Doch unser Land betraten die Söhne der Sonne nicht."

„Weil wir sie mit süßem Blut beschwichtigt haben!" ertönte es aus dem zahnlosen Munde des Weiblichen Zwillings.

Wie unangebracht dieser Ausruf war, empfanden alle peinlich. Montezuma vermied es, den Herrn des Fastens anzusehen. Der weiße Gott, vor dessen geweissagter Rückkunft Mexico zitterte, war ja der Friedensbringer, der Feind des Krieges, Quetzalcoatl; und der hatte gegen den blutrünstigen Opferdienst geeifert.

Montezuma verfiel wieder in ein dumpfes Sinnen. Über alle Anwesenden breitete sich die Ratlosigkeit wie ein schwarzer Schleier. War also Mexico auf dem Irrwege, als es sich vom Himmel begünstigt geglaubt und zum Dank für die Himmelsgeschenke — sowie um den Strom der Götterhuld nicht verebben zu lassen — die Opferzahl vertausendfacht hatte? War es besessen von einem Blutrausch, einem Blutwahnsinn? Immer höher war ja der Blutschaum emporgeschäumt. Doch hatten nicht Tezcatlipoca und Huitzilopochtli ihre Allmacht dauernd bewiesen, indem sie, zum Lohn für die Opfer, Siege und immer wieder Siege verliehen? Hatte nicht Quetzalcoatl vor ihrer Macht aus Tula weichen müssen, ein gemarterter Flüchtling? Oder sprachen die Prophezeiungen wahr, daß er siegreich sie ablösen käme? Konnten also Götterpaläste zerschlagen werden wie die Paläste der Könige, deren

verfallene Mauern rings in den Landen aus Trümmerhügeln ragten? Die Treulosigkeit der Erde beim Erdbeben mußte weniger grauenvoll sein, als wenn der Himmel bebte und Götter wankten ...

Montezuma sagte zum Boten:

„Du bist ermattet von weiter Fahrt; geh mit der Götter Segen in dein Haus, dich ausruhen ... Das Meer soll bewacht werden; ich werde Mannschaften aufstellen als Wächter. Wir haben durch deinen Mund ein Geheimnis gehört, das niemand außer uns wissen darf. Gib acht auf deine Zunge — sonst stirbst du und dein Weib, deine Söhne und Töchter, dein Haus wird vertilgt bis auf die Grundmauern, so daß das Wasser der Erde emporsprudelt, und von deiner Verwandtschaft bleibt keiner am Leben. — Geh!"

Der Bote wurde hinausgeführt.

Montezuma erhob sich und trat an den Herrn des Fastens heran.

„Ich will sie sehen", sagte er leise. „Die Toten sind die Erwachten, wir aber träumen noch. Wolke wollte ich sein, doch das Licht schiebt die Wolke beiseite. Jetzt muß ich sie sehen und hören ..."

16.

In seinem goldenen Tragsessel ließ sich Montezuma von vier königlichen Sänftenträgern nach Tlatelolco bringen. Hinter ihm her, in sechs anderen Sänften, wurden der Herr des Fastens, die Schwarze Blume und die Ratgeber getragen. Ein Sklave eilte dem Zuge voraus und blies

in eine Muschelttrompete, damit die Bewohner Tenuchtitlans Zeit hatten, sich zu Boden zu werfen vor dem Zornigen Herrn. Wo er vorbei kam, auf den Straßen, Marktplätzen und Kanalbrücken, lag das Volk anbetend da, mit niedergesenkten Blicken — wer gewagt hätte, den Beherrscher der Welt anzuschauen, wäre unverzüglich gesteinigt worden. Die Könige von Mexico wurden nach ihrem Tode Götter; aber schon bei ihren Lebzeiten wurden sie mit der Furcht verehrt, die Gottheiten zukam.

Papan ließ sich von ihren Frauen im Bette aufrichten, als ihr gemeldet wurde, daß ihr Bruder ihren Witwensitz betreten. Weiße Orchideen mit gelbroten Mäulern waren in ihr Haar geflochten.

Montezuma, der Herr des Fastens und der Überwältiger traten ins kreisrunde Schlafgemach ein und näherten sich ihrem Lager. An der offenen Tür blieben in ehrfurchtsvoller Entfernung die Schwarze Blume, die beiden Feldherren, der Weibliche Zwilling und ein Page.

„Heil dir, Papan", sagte der Herr des Fastens. „Wie der Hirsch den Ruf der verwundeten Hinde, so hat der große König den Ruf seiner Schwester vernommen."

Das Zeremoniell schrieb vor, daß der Besucher Blumen überreiche. Zu diesem Zweck hatte Montezuma einen halbwüchsigen Diener mitkommen heißen. Jetzt winkte er ihn heran und entnahm der weißen Nephrit-Vase, die der Knabe trug, einen Strauß gelber Federnelken. Er streute die Blumen über Papans Lager. Es war wie eine Opferhandlung, scheu und unpersönlich.

Über die Wangen des Überwältigers rollten Tränen.

Er kniete nieder und küßte die Hände der wiedergekehrten Schwester. Ihre abgemagerten, rot bemalten Finger mit den milchweißen Nägeln waren fiebrig-warm und zittrig wie eben dem Ei entschlüpfte Wachteljunge im Nest.

„Du bist kein Gespenst! Du bist unser Edelstein, unsere kostbare Feder! Nie warst du tot!" rief der Überwältiger.

Noch immer konnte Montezuma sein Grauen nicht meistern. Es verstimmte ihn, daß der Bruder zuerst gesprochen. An ihm war es, der Erwachten Heil zu wünschen. Noch hatte er es nur mit dem stummen Blumengruß getan.

Er zwang sich. Und gezwungen klang, was er sprach. Er selbst staunte über den fremden, hohlen Ton seiner Stimme. Allzu feierlich rief er:

„Die Sonne und die Erde haben dein Antlitz gewaschen, Schwester. Du hast ein anderes, neues. Sage es uns, Schwester, ob du lebst oder ob ein böser Geist deine Gestalt sich stahl, um uns zu schrecken? . . ."

Papan lächelte.

„Meine Seele kam in mich zurück", sagte sie. „Doch des großen Königs Herrlichkeit soll nicht erschrecken meinethalb", fügte sie fast schüchtern hinzu.

„Nie habe ich gehört, daß Tote erwachen!" murmelte Montezuma.

„War ich eine Tote? Ich weiß nur, daß ich jetzt lebe", sprach sie sinnend. „Wenn ich nicht tot war, so lag ich in einem steinernen Schlaf und habe mich und euch alle getäuscht, ohne es zu wollen. Euch allen muß es ja ein

Wunder scheinen," fuhr sie fort und blickte den rings Versammelten ruhevoll in die Augen, „ja, ein Wunder muß es euch scheinen, daß ich atme und spreche. Wenn ihr nicht glauben könnt, daß mich ein Gott zurückgesandt, so glaubt, daß ich schlief und daß alles ein Traum gewesen, was ich im anderen Lande gesehen."

„Was hast du gesehen?" fragte Montezuma.

Ein Schatten glitt über Papans Gesicht. Sie atmete tief auf, als sträube sich ihr Herz, das Erlebte im Spiegel berichtender Worte neu zu erleben.

„Bevor ich erwachte", begann sie, „tief unter der Erde war ich . . . Unmenschliche Kräfte lieh mir die Furcht, daß mir's gelang, die Steinplatte fortzurücken und herauszugehen, wo meine Frauen mich fanden, die mich dann hierherbrachten . . ."

Sie schwieg wieder. Sie hatte nur gesagt, was nachher war. Als ob sie's hinausschieben wollte, an das andere zu rühren. Ratlos sah sie sich um.

„Was hast du gesehen?" fragte Montezuma ungeduldig.

„Es war, bevor ich erwachte . . ." begann sie von neuem. — „Die Götter wollen, daß ich es erzähle. Also höre, großer König und Bruder. Hört ihr alle! . . . Zwischen steilen Felswänden schritt ich in einer Schlucht, die endlos schien. Blumen und Gräser zertrat mein Fuß auf dem Weg, und sie weinten und jammerten laut. Schlummernde Vögel weckte mein Schritt im Gebüsch, und sie sangen mein Totenlied. Nacht war es, und ein großer Stern, über mir, tat den schmerzhaften Mund auf,

und mit blutenden Lippen rief er: umkehren sollte ich! Doch ich überhörte seine treue Mahnung. Weiter schritt ich, bis Blumen, Vögel und Sterne schwanden und alles dämmergrau und wüstenkahl war ringsum. Da merkte ich, daß ein menschengroßer Schmetterling hinter mir her flog — ich wandte mich um und sah, daß es Itzpapalotl war, der böse Schmetterlingsgeist. Mit den scharfen Feuersteinmessern an seinen Flügelrändern wollte er meinen Leib in Stücke schneiden. Entsetzt floh ich vor ihm, und er flatterte hinter mir her und schon fühlte ich, wie die messerscharfen Flügel mein Nackenhaar streiften. Zu meiner Rechten donnerte ein wildschäumender Bergstrom — hineinstürzen wollte ich mich, um ans andere Ufer zu entkommen, da plötzlich stand ein junger Gott vor mir, gekleidet in ein langherabwallendes Gewand, rein wie Kristall, leuchtend wie die Sonne und das Antlitz blank wie ein Himmelsstern. Der furchtbare Obsidian-Schmetterling aber wich zurück und flog von dannen, gelähmt von der Schönheit des jungen Gottes. Ich war so nah dem Ufersaum, daß ich schon niederfiel, da erfaßte der bleiche Mann — denn weiß war sein Angesicht wie das Antlitz Unseres Herrn Quetzalcoatl — da erfaßte er meine Hand, riß mich fort vom zischenden Strom und sprach: ‚Noch ist die Zeit nicht gekommen, daß du dieses Wasser durchschwimmen sollst!' — Und meine Hand in seiner haltend, führte er mich weiter durch die Schlucht, bis die Sonne sich hob. Da gewahrte ich, daß der Weg mit Menschenknochen und Schädeln bedeckt war. Und ein halbfertiges schwarzes Gebäude war vor mir — böse grüne Teufel,

mit Hirschfüßen, führten die Mauern auf. ‚Für wen ist dies finstere Schloß?‘ fragte ich meinen Begleiter. Darauf gab er zur Antwort: ‚Ein Gefängnis ist es; — einst werden hier Fürsten und Große deines Volkes schmachten, denn sie haben einen Schädelhaufen errichtet, dessen Spitze bis an meinen Thron im Himmel reicht. Geh zurück in die Welt, aus der du kommst, und sage es ihnen —: noch ist Zeit zur Umkehr; noch landeten die Söhne der Sonne nicht, um die Altäre von Blut zu reinigen. Schau hin!‘ rief er und hob die Hand. Da sah ich etwas Entsetzliches. Die Berge zu beiden Seiten der Felsschlucht bestanden aus aufgehäuften Menschenschädeln, es war ein Schädelgebirge, in dessen Kluft ich stand, und die sonnengebleichten Kuppen tauchten in das Blau des Himmels hinein . . .“

Papan verstummte. Ermattet sank sie zurück in ihre Kissen.

Die Schwüle im Gemach, die Schwüle in den Seelen war wie durchzuckt von Wetterleuchten.

„Sie redet irr!“ sagte Montezuma trotzig und verächtlich, als wollte er eine Last abwerfen, die des Tragens nicht wert war.

Erregt drängte sich der Feldherr die Rose vor.

„O edler König, unser Herr, du sprichst wahr! Die Prinzessin ist krank! Der Schreck, als sie im finsteren Gewölbe erwachte, hat ihr Herz verwirrt! Fieberträume hat sie gesehen! Glaube ihren Worten nicht!“

Aber Montezumas Auge blitzte ihn unwillig an.

„Mag sie irr sein. Die Götter reden durch den Mund

der Irren!" rief er, selbstquälerisch sich selbst widersprechend.

Dann wandte er sich zu den Frauen, welche wie furchtsame, zusammengepferchte Schafe hinter dem Kopfende des Bettes standen: „Ich will, daß die Kranke streng gehütet und gepflegt werde. Ruft Ärzte!"

Er verließ das Gemach, ohne von Papan Abschied zu nehmen.

Als er die große Freitreppe des Palastes hinabschritt, äußerte er zum König von Tezcuco: er wolle Papan nie wiedersehen. Er lud den Herrn des Fastens und die Schwarze Blume ein, mit nach Tenuchtitlan zu kommen, um in seinem Ballspiel-Hause mit ihm Ball zu spielen.

17.

Die Träger hatten die sieben Sänften wieder heimgebracht, das Volk Tenuchtitlans hatte wieder seinen irdischen Gott kniend angebetet. Der Zornige Herr und seine beiden Gäste durchschritten das Saal-Labyrinth des Großen Palastes und begaben sich in den Schloßgarten, wo sich das zierliche Ballspiel-Haus befand.

Doch Montezuma hatte seinem Gleichmut eine Bürde aufgeladen, unter der er zusammenbrechen mußte. Höhnende Stimmen schrillten in seinen Ohren und wiederholten die Worte Papans; fratzenhaft spottend gaukelten die gräßlichen Bilder ihres Traumes vor seinen Augen. Zu viel hatte er sich zugetraut, als er glaubte, gleich leichten Federbällen die bleierne Sorge fortschleudern zu können.

An der Schwelle des Ballspiel-Hauses zögerte er; dann

bat er seine Gäste, ohne ihn einzutreten und auf ihn zu warten. Erst wollte er sich im Hause der Trauer vor den Himmelsgöttern trostheischend niederwerfen.

Das Haus der Trauer war eine Kapelle inmitten des Gartens, die in kleinem Maßstabe die pittoresken Formen der großen Tempel-Pyramiden wiederholte. Längs den etwas schrägen Außenmauern liefen Relief-Friese von minuziöser Ausführung. Zehn steile Marmorstufen an der Ostseite stiegen empor zur kleinen Plattform, wo — der Treppe gegenüber — sich das Sanktuar erhob. Dessen aus drei Monolithen gebildete Pforte war überschattet vom weit vorspringenden, auch Plattform und Treppe überdeckenden Gebälk des vergoldeten Bronzedaches. Im Innern des Heiligtumes verhängten schwarze Teppiche die Wände; vor einem Betschemel stand ein schwarzverhüllter, in drei Absätzen sich verjüngender Altar, und auf diesem lag ein kristallener, glatt polierter Schädel — in der natürlichen Größe eines menschlichen Schädels kunstvoll ausgemeißelt aus einem einzigen fehlerlosen Kristallblock. Ein Wunder der Kunstfertigkeit so sehr wie ein Wunder der Natur.

Der das Heiligtum bewachende Gottesdiener — ein Jüngling mit verwahrlostem Haar und kohlschwarzer Gesichts- und Körperbemalung — entfernte sich bescheiden, als der Herr der Welt hineintrat, kniend die Sturmflut seines Herzens verebben zu lassen.

Inzwischen blieben der König von Tezcuco und sein Sohn wartend in der Nähe des Ballspiel-Hauses. Sie gingen schweigsam auf und ab, und ihre zergrämten Blicke glitten teilnahmlos über die staunenswerte Samm-

lung seltener, fremdartiger, einmaliger Blumen, die Montezuma, der leidenschaftliche Blumenzüchter, in bunter Anordnung längs der mit Muschelscherben bestreuten Wege angepflanzt hatte.

Lange schritten sie so stumm nebeneinander. Plötzlich blieb der Herr des Fastens stehen und zeigte auf einen Baum, dessen rotgetupfte Schneeblüten den Ausdruck gieriger tierischer Antlitze hatten.

„Da ist der Blumenbaum des Prinzen Grasstrick!" sagte er.

„Auch der Wind kann Bäume ausheben! . . ." versetzte die Schwarze Blume mit bösem Lächeln.

Diese Antwort spielte auf den weißen Kreuzträger Quetzalcoatl an, den Herrn des Windes und des Sturmes. Die Schwüle des heutigen Tages bewies ja, wie nahe der Sturm schon war.

„Die Baumwurzeln haben des Prinzen Blut getrunken", sagte der Herr des Fastens.

„Darum gleichen die Blüten seinem abgeschnittenen Haupte und mit verzerrtem Munde rufen sie Rache!" sprach die Schwarze Blume.

Sie gingen weiter und kehrten doch immer wieder zurück zum seltsamen Baum. Der Schwarzen Blume Seele sog sich fest am Anblick der sühneheischenden, rachgierigen Blüten.

Seine Schwester, Prinzessin Perlmuschel, war Witwe des Prinzen Grasstrick. Prahlerisch leuchtete der Baum, ein Wahrzeichen für den schuldbeladenen Reichtum des Tyrannen.

Prinz Grasstrick, Montezumas Halbbruder, hatte, als Statthalter einer Provinz im fernen Südosten, selbständig wie ein Fürst in der Stadt Yuquane residiert. Aus einem unbekannten Lande war ihm eine Blume zugetragen worden, und nachdem er sie, ihrer Pracht wegen, in den berühmten Garten seines Palastes gepflanzt, war sie bald zum Baum herangewachsen. Ein mexikanischer Gesandter brachte eine ihrer Blüten in einer Schatzkiste nach Tenuchtitlan; und obgleich sich die milchige Haut gebräunt, erschien noch die Blumenleiche, ein Wunder, wert den Herrn der Welt zu erfreuen. Montezuma erkannte, das Geschenk betrachtend, daß seinem Garten der schönste Schmuck fehle. Ihn erfaßte eine unbezwingliche und unerfüllbare Liebe zu der Blume von Yuquane. Rausch war ihm ihr Modergeruch. Mit seinen Fingerspitzen streichelte er ihre toten Blumenwangen. Das Kästchen, darin sie aufgebahrt war, ruhte auf seinen Knien, wenn er Audienz erteilte, und nachts neben seinem Schlafkissen, so daß er erwachend danach tasten konnte, um sich zu vergewissern, daß sie nicht heimlich entschwunden. Er hätte Provinzen hingegeben, um sie zu erhalten. Doch sie zerfiel, und er mußte sie wegwerfen. Da empfand er bitter, daß seine unbegrenzte Macht Grenzen hatte.

Nun schickte er nach Yuquane Boten und verlangte, Prinz Grasstrick solle ihm den Blumenbaum abtreten, ihn eintauschen gegen reiche Königsgaben; was er auch fordern werde, es solle ihm bewilligt sein, wenn er sich von der kostbaren Blume trenne. Aber Prinz Grasstrick gab einen abweisenden verwegenen Bescheid: der Rauchende

Berg — der Vulkan Popocatepetl — stehe drohend zwischen dem Weltherrn und der Blume! Da sandte Montezuma seine Heerscharen hin, ließ seinen Bruder Grasstrick töten und Yuquane zur Wüste machen. Nach Tenuchtitlan verpflanzt, verkündete die schöne Blume von Yuquane laut seine Macht und leise seine Sünde.

„Die Blüten sind schön — doch böse werden ihre Früchte sein!" sagte die Schwarze Blume, als er Montezumas Schritte vernahm, der eben die Kapelle der Trauer verließ und sich dem Ballspiel-Hause näherte.

18.

Das Spiel mit dem Federball war ein Vorrecht der Könige und des hohen Adels, eine Art Turnier, nur an Festtagen und bei bedeutsamen Zeitwenden abgehalten, um, durch stählerne Geschmeidigkeit und blitzschnelles Gegenwirken, körperliche und geistige Überlegenheit zu erweisen. Außer in Anahuac gab es Ballspiel-Häuser auch an den Königshöfen der südlichen Maya-Völker Yucatans und Guatemalas; und in der heiligen Sage der Maya wird nicht selten erzählt, daß großen Geschehnissen, Adelsaufständen und Kriegen, ein Ballspiel voranging. Schon die vergessenen Könige der Tolteken sollen die zeremoniösen Regeln des Spieles festgesetzt haben, lange bevor Quetzalcoatl auf dem schneebedeckten Kraterrande des Popocatepetl ein Ballspiel-Haus errichtete.

Jedes Ballspiel-Haus hatte den gleichen Aufbau: zwei auf rechtwinkligem Grundriß errichtete Querflügel waren durch einen langgestreckten schmalen Zwischenbau ver-

bunden. Von außen betrachtet, glich die dem Beschauer zugekehrte Stirnseite, wie ebenfalls die Rückseite, einer kleinen Palastfront mit zwei vorspringenden Seitenflügeln.

Reichverziert durch einen mäandrisch gestuften, an Gewebemuster mahnenden Ornament-Fries, trugen die aus Quadern rötlichen Lavagesteins aufgeführten Außenmauern über einem auskragenden Gesims ein schlank geschweiftes, grünpatiniertes Dach.

Im Innern bedeckte ein Verputz die schmucklosen Wände, schneeweiß übermalt und von glänzender Oberfläche. In der Mitte des — die zwei Kammern verbindenden — Ganges befand sich oben an der Decke ein durchlochter Stein, einem Mühlsteine ähnlich. Durch diesen Stein mußte der Federball hindurchfliegen.

Der Fußboden war zur Hälfte bis unter den ringförmigen Stein rot, zur Hälfte blau bemalt; eine Furche am Boden hob die Grenze zwischen rot und blau hervor.

Mit einem undurchdringlich heiteren Lächeln kehrte Montezuma aus dem Haus der Trauer zurück. Sein ins Wanken geratenes Vertrauen zu den Göttern stand wieder festgegründet wie ein Bollwerk zwischen ihm und der Sorge. Das stumme Gebet hatte die hetzenden Stimmen übertönt und zum Schweigen gebracht.

Der schwarzgeschminkte Priester des kleinen Teocalli folgte dem Zornigen Herrn, um das Ballspiel-Haus vor Beginn des heiligen Spieles zu segnen. Er betrat es, Kopalharz räuchernd, und hielt eine Ansprache an den Gott des Spieles, den Blumenprinzen, dessen Steinbild in einer nischenartigen Vertiefung an der Wand des Ganges

unter dem ringförmigen Steine aufgestellt war. Sodann warf er vier Bälle nach den vier Windrichtungen, mit strenger Feierlichkeit, da das Fliegen der Bälle die Erleichterung, das Leichtwerden der Herzen bedeutete.

Mehrere Höflinge hatten sich als Zuschauer eingefunden. Sie halfen den beiden Spielgegnern — Montezuma und dem Herrn des Fastens — sich bis auf den Lendenschurz zu entkleiden und das Rüstzeug des Spieles anzulegen: nämlich einen bis an die Schenkel reichenden Lederpanzer, geschmeidige Lederhandschuhe, eine Federkrone und eine kunstvoll gemeißelte und polierte Gesichtsmaske aus schwarzem Lavagestein.

Wenn Adelige spielten, hatte der Sieger ein Anrecht auf die Mäntel der Zuschauer; doch mußte er sie ihnen eigenhändig und innerhalb des Ballspiel-Hauses von den Schultern reißen; es war darum hergebracht, daß im Augenblicke des Sieges die Zuschauer fluchtartig auseinanderstoben, während der Sieger sie am Verlassen des Ballspiel-Hauses zu hindern suchte. Dies Nachspiel gab oft Anlaß zu fröhlichem Lachen und verlieh der besiegten Partei die Möglichkeit, die Scharte wieder auszuwetzen.

Könige aber pflegten um höhere Einsätze zu spielen; diese wurden von beiden Parteien vor Beginn des Spieles verabredet. Und berühmt war die Freigebigkeit Montezumas, der es liebte, bei solcher Gelegenheit unschätzbare Kleinodien zu verwetten. Auch hatte er die Neuerung eingeführt, daß das dritte Spiel entscheidend war: nur wer dreimal hintereinander gewann, galt als Sieger des Tages und durfte sich rühmen, bevorzugt von

Göttergunst zu sein: Wünsche, die er vor Beginn des Spiels im Herzen gehegt, hatten Aussicht auf Verwirklichung.

Nachdem die beiden Könige gekleidet und maskiert waren, stellten sie sich einander gegenüber auf — der Herr des Fastens auf der roten und Montezuma auf der blauen Seite. Die Schwarze Blume stand als Zuschauer in der roten Kammer, neben mehreren Höflingen.

„Das Gebet im Hause der Trauer hat mein Herz gestärkt", sagte Montezuma. „Fieberträume einer Kranken schrecken mich nicht. Dies Spiel soll beweisen, daß Mexicos Götter mich nicht im Stich lassen. Eine Schatzkiste voll Smaragden verwette ich darauf!"

Obgleich eine Steinmaske Montezumas Gesichtszüge bedeckte, schien es doch dem Herrn des Fastens, als strahle des Großkönigs herausfordernder Hohn durch das Steinantlitz hindurch; — die Gegnerschaft hatte seine Augen überscharf gemacht.

„Nein, o edler König, o Zorniger Herr!" sagte er. „Du sollst nur drei Truthähne verwetten — ich aber setze meine schöne Stadt Tezcuco und mein ganzes Königreich dagegen; und dein soll mein Reich sein, wenn du in diesem Spiel gewinnst. Denn alles wird sich erfüllen, was der Himmel androht, kein Mittel gibt es, das Furchtbare abzuwenden. Verschenkt hat das Schicksal unsere Kronen bereits; und damit du siehst, wie gering ich mein Königtum achte, verspreche ich es dir als Siegerpreis. Falls ich aber Sieger bin, will ich von dir nur die drei Truthähne haben."

Noch nie hatte ein König um sein Land gespielt; aber niemals auch war um Truthähne gespielt worden. Der Truthahn galt in Anahuac als das gewöhnlichste der Haustiere und war vor jedem Bauerngehöft zu finden.

Die Höflinge jubelten. Wohl aber hatte Montezuma herausgehört, wie verächtlich die Worte des Oheims geklungen. Montezuma war ein geschickter Ballspieler, und er nahm sich vor, den Gegner für die tollkühne Wette zu strafen. Beim Wort nehmen wollte er ihn und ihm Krone und Länder entreißen — hier standen ja Ohrenzeugen des unsinnigen Vorschlages —, um vielleicht nachträglich, wenn seine Laune ihn antreiben sollte, Tezcuco und Acolhuacan zurückzuerstatten; doch würden dann der Rival Mexicos und seine Nachfolger für immer gedemütigt sein und besäßen ihr Reich nur noch als Gnadengeschenk, als Lehen . . .

Mit ausgesuchter Höflichkeit dankte er für das großherzige Anerbieten und ließ drei Truthähne herbeiholen. Dann begann das Spiel.

19.

Überaus grotesk waren die Regeln des Ballspieles. Mit einem aus Leder geflochtenen Schlägel, dessen Ende einem Hufeisen glich, wurden die roten, blauen und gelben, etwa apfelgroßen Kautschuk-Bälle in die Luft geschnellt. Nur geübten Spielern konnte es gelingen, den Ball durch die Öffnung des durchlochten Steines unter der Decke hindurchzubringen. Hatte der Ball das Mühlsteinloch durchflogen, so mußte der Gegner, ohne die Arme und

Hände zu gebrauchen, ihn auffangen und zurückschnellen: mit der Schulter, mit dem Kopf, mit der Lende oder mit dem Gesäß. Zuweilen flog der Ball etliche Male von Gesäß zu Gesäß; und die seltsamen Stellungen der Spielenden erinnerten an die Körperhaltung hüpfender Frösche und Affen.

Montezuma schien heute vom Glück begünstigt. Die beiden ersten Spiele gewann er leicht. Als er das zweitemal siegte, fand der Jubel seiner Höflinge keine Grenzen; sie beglückwünschten ihn schon als den Herrn der Acolhuas. Und auch er selbst, berauscht vom Glück und angesteckt vom Freudenfieber der Schmeichler, setzte seinem Übermut keinen Damm mehr entgegen.

„Nur noch ein Spiel," rief er, „und Tezcuco ist mein!"

„Du wirst Tezcuco verlieren, wie du dereinst Tenuchtitlan verlieren wirst!" rief, durch den rundlichen Mund der Steinmaske hindurch, der Herr des Fastens.

Da lachte Montezuma hell auf: „O Großer Chichimecatl, an beides glaube ich nicht. Unser drittes Spiel wird es entscheiden. Doch jetzt bin ich Sieger, und mir gehört jeder Mantel, den meine Hand berührt."

Kreischend flohen alle Höflinge aus dem Ballspiel-Haus. Nur die Schwarze Blume blieb stehen, regungslos, wie ein Steinbild.

Montezuma näherte sich ihm und legte die Hand an den Mantel. Die Schwarze Blume hielt den Mantel fest. Wieder prallten ihre Augen wie Kiesel aufeinander.

„O großer König, o zorniger Herr", sagte der Jüngling. „Es ist leichter, Länder zu gewinnen als meinen Mantel."

Unwillig ließ Montezuma den Mantel fahren.

„Es ist so," sprach er, „wir spielen heute um Länder. Nicht ich schlug die aberwitzige Wette vor. Aber nichts soll mich hindern, zu behalten, was ich im Spiel gewinne. Und Tezcuco ist wahrlich mehr wert als ein Mantel."

„Zweimal habe ich dich mit Absicht gewinnen lassen," sprach nun mit überlegener Ruhe der Herr des Fastens, „und staunend sehe ich, wie rasch du Geschmack daran gefunden hast, dich für den alleinigen Herrn Anahuacs zu halten. Doch jetzt sollst du erfahren, wie unbeständig und vergänglich die Freude an den Herrlichkeiten der Erde ist, und ein Zeichen des Himmels soll dies letzte Spiel sein, ob wir alten Wahrsager und die Sterne wahr gesprochen; — denn, ob du auch zweimal Sieger warst, dies drittemal wirst du verlieren!"

„Himmel und Erde rufe ich an als Zeugen," rief Montezuma, „nicht für mich spiele ich jetzt, sondern für Mexico und seine Heiligtümer. Mögen die Bewohner der Heiligtümer mein Spiel und Tenuchtitlans Altäre schützen!"

War es vielleicht, weil die Erregung ihn lähmte, während der Gegner seine eisige Gelassenheit bewahrte, — so sehr Montezuma sich abmühte, er verlor das Spiel. Aber auch der König von Tezcuco erhielt die Truthähne nicht, da er bloß einmal gewonnen.

20.

Der Sonnengott war hinabgestiegen in das Land der Weiber, und der Abendstern, der Herr der Abendröte, das lebende Herz der Grüngefiederten Schlange, strahlte am violetten Horizont, als der Herr des Fastens und die Schwarze Blume sich über den amethystfarbenen See heimrudern ließen. Vater und Sohn schwiegen; — wozu auch sollten sie Worte darüber verschwenden, daß das Ballspiel den Bruch mit Mexico besiegelt und daß von Montezuma böse Vergeltung zu gewärtigen war.

Die Spiegelung der kristallgekrönten Kordillere verblaßte auf der Seefläche, die anfänglich scharfumrissenen stahlblauen Silhouetten der achtzig Pyramidentempel Tenuchtitlans und Tlatelolcos verschwammen im Nachthimmel, während die heiligen Feuer der Sanktuare sichtbar wurden wie goldrote Lava auf Kraterspitzen. Und am Seeufer, eine Viertelmeile südlich von der Wasserstadt, leckte plötzlich in der Vorstadt Acachinanco die riesenhafte Feuerzunge des Leuchtturmes an das Himmelsgewölbe und gab, Städte und Dörfer überschimmernd, nächtlichen Bootfahrern und Fischern Lichtes genug, sich auf der Lagune zurechtzufinden. Geräuschlos und unstet flatterten Fledermäuse, Hufeisennasen und Vampire, dicht über dem Wasserspiegel. Eine Brise trug von Tenuchtitlan her den gleichstimmigen Ruf der Wächter-der-Nacht über den See und auch abgerissene Fetzen süßhallender Lieder der Mexicos Straßen durchirrenden Freudenmädchen.

Da gedachte der Herr des Fastens der letzten seligen Nacht, die Anahuac gesehn.

Vor mehr als einem Jahrzehnt war es gewesen, nicht lange nach Montezumas Thronbesteigung. Der zweiundfünfzigjährige Cyklus war abgelaufen, und ungewiß war es, ob die Götter den Bund mit den Menschen erneuern würden. Am Vorabend des Jubelfestes Unsere-Jahre-umgürten-sich wurden alle Feuer gelöscht, alle Gerätschaften zerbrochen, alle Tongefäße in Scherben geschlagen. Von der Treppe der großen Schlangenberg-Pyramide aus bewegte sich die Prozession — der Gang-der-Götter — nach Süden, überaus langsam, um erst gegen Mitternacht auf der Höhe des heiligen Hügels, des Akazienberges bei Itztapalapan, anzulangen. Die Könige des Drei-Städte-Bundes, der höchste Adel und die Oberpriester, mit der Gewandung und den Insignien ihrer Gottheiten bekleidet, schritten an der Spitze des Zuges. Klopfenden Herzens drängte sich das Volk auf allen zinnengekrönten Hausdächern Tenuchtitlans und der Uferstädte, und die bange Frage schwebte auf allen Lippen, ob der Himmel das Feuer und die Erneuerung des Paktes nicht versagen, ob die Erde nicht zusammensinken werde wie erloschene Asche. Gatten schlossen ihre schwangeren Frauen in Scheunen ein, aus Furcht, sie könnten zu reißenden Tieren werden; Säuglinge wurden von ihren Müttern am Schlaf gehindert, auf daß sie sich nicht, zu Mäusen gewandelt, in Dielenlöcher verkröchen. Um dem Türkisherrn — dem Feuergott nämlich — ein besonders wertvolles Geschenk zu bieten, hatte kurz zuvor das mexikanische Heer den Freistaat Huexotzinco überfallen, und einem Krieger aus Tlatelolco war es geglückt, den berühmtesten Kriegs-

helden Huexotzincos am Haarschopf zu packen und als Gefangenen nach Tenuchtitlan zu bringen. Dieser Sklave des Feuers ging jetzt neben den drei Königen in der Prozession, und oben auf dem heiligen Hügel wurde er um Mitternacht, als eben die Plejaden den Meridian durchschritten, auf den Opferstein gebettet, und vom Hohenpriester wurde ihm der Edelstein — das zuckende Herz — aus der Brust geschnitten und dem Blauen Herrn, dem mit dem gelben Gesicht, dargebracht.

Über der rauchenden Wunde der Leiche aber wurde das männliche Stäbchen gegen das weibliche Stäbchen gerieben, bis im Holzmehl eine Flamme aufzüngelte. Sogleich kam ein hochgeschichteter Scheiter in Brand. Und wie aus einem Munde erdröhnte durch das Hochtal der frenetische Jubelschrei von Millionen angstbefreiter Seelen, endlos wiederholt vom Echo der Kordilleren und des Firmamentes. Fackelschwingende Priester brachten leichtfüßig die beglückende Flamme auf die große Pyramide Huitzilopochtlis, auf den Schlangenberg, hinauf. Nach kaum einer Stunde loderten in allen Städten und Dörfern Anahuacs die Hausherde, und von allen Bergspitzen herab leuchteten Freudenfeuer. Tausend blumenbekränzte Boote voll singender Mädchen und Knaben schaukelten auf dem flammenspiegelnden See. Und umtost von Heilrufen schritten Hand in Hand Montezuma und der Herr des Fastens zurück über den großen Steindamm, wirr von Glück und Seligkeit, und angelangt im Großen Palast, umarmten sie sich mit Freudentränen . . .

Ja, ihre Freundschaft schien damals auf Felsen ge-

gründet. Doch bald, allzubald hernach, als die Erde unter des Großkönigs Fuß zu beben begann, ward auch diese Freundschaft erschüttert, bekam Risse, bröckelte ab und stürzte zusammen wie ein morscher Trümmer.

Schritt für Schritt war Montezuma der machtlüsterne Tyrann geworden. Eine bezaubernde, fast frauenhaft scheue Anmut und Demut hatte ihn als Jüngling ausgezeichnet. Obgleich Königsohn, hatte er das azurne Diadem nicht in die Wiege gelegt bekommen. Nach dem Tode seines Vaters, des Königs Wassergesicht, trugen dessen Brüder das Stirnband aus Türkismosaik —: erst — fünf Jahre nur — der schwächliche Tiçoc, der Kreidige, der durch ein schönes, zum Geschenk ihm gesandtes Mädchen behext und vergiftet wurde; und König Molch dann, der nach zwanzigjähriger Regierung an einer Kopfwunde starb, — die hatte er sich selbst bei der furchtbaren Überschwemmung Mexicos beigebracht, als er aus einem plötzlich überfluteten Palastzimmer durch eine niedrige Pforte hatte flüchten müssen. Ein Adliger königlichen Blutes, lebte Montezuma am Hofe seiner Oheime, kaum unterschieden von anderen Prinzen — außer durch seine bestrickende Liebenswürdigkeit, feinen Takt und eine blind-starre Kühnheit im Kriegsdienst, mit der er früh Staunen erregte. Sein Vater-Bruder, König Molch, vertraute ihm, nachdem er ihn zum Vorsteher des Hauses der Pfeile ernannt, die Führung der mexikanischen Heerscharen an; und Wundertaten vollbrachte Montezuma im Feldzuge gegen die Rebellen von Quauhtla im Huaxtekenlande. Aber so wundersam war seine Bescheidenheit — oder war es damals schon Ver-

stellungskunst? — daß er, kaum aus dem Kriege heimgekehrt, allen ihm zugedachten Ehrungen entsagend, sein strahlendes Papageien-Federwams für die mit Kautschuk geschwärzten Hadern eines Unterpriesters eintauschte und im Tempel des Huitzilopochtli Wohnung nahm. Er trug fortab sein Haar ungeschnitten und ungekämmt, malte sich schwarz an und unterzog sich allen Kasteiungen und Sklavenverrichtungen der Neophyten. Allnächtlich durchbohrte er sich mit einem zugespitzten Knochen die Ohren und die Zunge, fastete oft mehrere Wochen hintereinander, schleppte Holzscheite fürs Opferfeuer herbei und hielt — mit drei anderen Feuerhütern — sei es ein Bein, sei es einen Arm des jammernden Gottes in Menschengestalt, dem der Hohepriester das Obsidianmesser zwischen die Rippen stieß.

Der Herr des Fastens, als Bruder der mexikanischen Königin Ameisenblume — der Gemahlin des Königs Wassergesicht und Mutter Montezumas —, mehr aber noch als Mitregent des Drei-Städte-Bundes, hatte einen ausschlaggebenden Einfluß bei der Königswahl nach König Molchs Tode. Obwohl der Spiegelherr, ein älterer Bruder Montezumas, die meisten Aussichten gehabt, da er, unfähig und träge, Wachs in den Händen des machtlüsternen Adels zu sein versprach, erwirkte der Herr des Fastens, mit zäher Festigkeit den Königswählern entgegentretend, daß sich die Stimmen nach langer und stürmischer Beratung auf den von ihm vorgeschlagenen Prinzen Montezuma einigten. Als darauf die Königswähler die große Schlangenberg-Pyramide bestiegen, um dem Prinzen

feierlich seine Ernennung zum König Mexicos zu verkünden, fanden sie ihn damit beschäftigt, die Porphyrstufen der Pyramide mit einem Scheuerlappen abzuwaschen. Demütig und überbescheiden lehnte er die auf ihn gefallene Wahl ab, indem er erklärte, er sei unwürdig und nicht befähigt genug, ein so hohes Amt zu bekleiden. Langer Überredung bedurfte es, daß er einwilligte, den lasurblauen, an der Spitze hakenförmig gebogenen Herrscherstab in die Hand zu nehmen. Sofort wurde er ebendort auf den Tempelstufen vor allem Volke Mexicos nackt entkleidet, um seine Lenden wurde ein dunkelgrüner, mit kleinen Totenschädeln und Knochen bemalter Frauenrock getan, eine ebenfalls mit kleinen Schädeln verzierte Schärpe wurde ihm um die Stirn gebunden, ein perlbestickter Weihrauchbeutel an seinen linken Arm gehängt, und mit einem großen Schleier vom Kopf bis zu den Zehen verhüllt, wurde er hinaufgeführt zum Glutbecken, wo er vor dem juwelenblitzenden Standbilde des Stammgottes, des Wunderbaren Huitzilopochtli, weiße Weihrauchkörner ins heilige Feuer warf. Darauf wurde ihm die Nase an den Nüstern durchbohrt und mit einem unschätzbaren Smaragd, der die Gestalt eines Stäbchens hatte, geschmückt. Nachdem er dann vier Tage lang im Pfeilhause, einem Nebengebäude des großen Tempels, sich kasteit und gebetet und hernach von einem Sklavenraubzug die erforderliche Myriade Menschenopfer für die Festlichkeiten heimgebracht hatte, begann die mehrtägige Feier der Krönung, eingeleitet durch Entzünden von Pechpfannen zur Festbeleuchtung der Stadt und durch pomphafte Tanzspiele des

Adels bei Tag und bei Nacht. Da war es der Herr des Fastens, der die Begrüßungsworte sprach an den neuen König, „der seinen Hof inmitten des Wassers hat", ihm die azurne Stirnbinde ums Haupt wand und ihn mit der steilen, funkelnden Mitra krönte. Die Tränen in Montezumas Augen und seine glühenden Dankesworte waren nicht geheuchelt.

Aber im Unglück sich selbst zu bewahren, ist Menschen leichter als im Glück. Nach wenigen Jahren verwandelte sich Montezumas liebenswertes Wesen. Er, der anfangs keinen Beschluß gefaßt, ohne seinen väterlichen Freund und Oheim zu Rate zu ziehen, fing an selbstherrlich und despotisch zu regieren. Eines Tages entließ er sämtliche Plebejer aus den höheren Stellen des Heeres- und Staatsdienstes, taub für die Warnungen des Herrn des Fastens. Die Folge war eine tiefe Verstimmung in den blühenden, handeltreibenden Orten Anahuacs und besonders in Tlatelolco, der Stadt der Kaufleute. Noch rücksichtsloser ging er gegen die niederen Stände vor, Handwerker und Bauern überlastete er mit Steuern, und so weit trieb er die Bedrückung der Armen, daß er den Bettlern sogar einen Läusezoll auferlegte, indem er sie zwang, große Säcke voll Läuse an die Steuereinnehmer abzuliefern.

Bald wurden auch — vielleicht erfundene aber nicht unglaubwürdige — Worte des Weltherrn verbreitet: er sollte sich über den altersschwachen Drei-Städte-Bund und die wachsende Vorherrschaft Mexicos in einer Tezcuco und Tlacopan verletzenden Weise geäußert haben. So war denn eine Entfremdung eingetreten, lange bevor der

Blumenbaum von Yuquane und der Brudermord am Prinzen Grasstrick die einst so warme Freundschaft erfrieren ließen.

Hatte der Herr des Fastens berechtigten Grund, seines Schwiegersohnes und Neffen Tötung nachzutragen, so suchte auch Montezuma nach einer Rechtfertigung seiner eigenen Undankbarkeit, und er fand sie in zwei Familientragödien, die den Frieden des Königshauses von Tezcuco in seinen Grundfesten erschütterten.

21.

Einst hatte König Wassergesicht seine jungen Töchter, die Schwestern Montezumas, über den Schilfsee gesandt, damit der Herr des Fastens in der so lieblich befrachteten Galeere sich die rechtmäßige Gemahlin auserkiese. Unter den Mädchen erblickte der Herr des Fastens eine mit Namen Smaragd-Lingam, die — wohl ihr selbst unbewußt — mit ihren feuchtschimmernden Augen und blutrot gewölbten Lippen einen Dunstkreis seliger Berückung um sich zu verbreiten schien, lockend und schwül wie eine liebetrunkene Giftknospe. Und er wählte sie zu seiner Königin, obgleich sie erst acht Jahre zählte. Bis zur Mannbarkeit ließ er das Kind als unumschränkte Herrin in einem eigenen Palaste wohnen, bedient von zweitausend Pagen, Hofbeamten, Hofdamen und Sklavinnen; und auch nachdem sie die Seine geworden, blieb sie in diesem Palaste. Die schrankenlose Freiheit verdarb des Kindes Seele, der Wurm saß in der Knospe, noch ehe sie erblühte. Da das Kind gemerkt hatte, daß die Dienerschaft blind-

lings gehorchte und jeder mögliche Wunsch, kaum geäußert, in Erfüllung ging, begann es das Unmögliche zu ersehnen. Auf dem flachen Dache des Palastes stehend, blickte das sinnliche Kind hinab auf die Straße, und sobald es einen schönen Jüngling erblickte, gab es den Sklaven Befehl, ihn heimlich nachts in ihr Schlafgemach zu führen. Nach der Liebesnacht aber ließ es die Jünglinge vergiften und begrub sie unter den Blumenbeeten des Schloßgartens, indem es weinte und die Schönheit des Toten in Liedern besang. Und die kleine Verruchte ließ durch Bildhauer erzene Standbilder der Gemordeten fertigen und stellte die Statuen in ihrem Schlafgemach auf, bis dieses ganz mit Totenbildnissen gefüllt war. So trieb sie es vor und nach ihrer pomphaft gefeierten Hochzeit mit dem Könige Tezcucos. Der Herr des Fastens aber ahnte nichts, und als er einmal erstaunt fragte, was der Sinn der vielen Erzbilder sei, die ihres Schlafgemachs Wände schmückten, erwiderte sie mit unschuldsvollem Lächeln auf dem kindlichen Mund: es seien das ihre heimatlichen Götter. Und er gab sich mit der Antwort zufrieden, da ihm die abergläubische Bilderverehrung der Mexikaner wohlbekannt war. Nun geschah es, daß ein Jüngling von hohem Adel eine Nacht beim kleinen Vampir verbrachte und Smaragd-Lingam durch seine Jugend und Anmut so entzückte, daß die Mordgewohnte es nicht übers Herz brachte, ihm den Giftbecher zu reichen, vielmehr Befehl erteilte, ihm ein Tor zu öffnen, auf daß er eine andere Nacht wiederkehre. Diese erste Regung eines menschlichen Gefühls wurde ihr Verderben. Denn der Herr des Fastens entdeckte auf dem

Jüngling ein Kleinod, welches ihm bekannt vorkam — hatte er doch selbst ein ganz gleiches seiner Gemahlin geschenkt; und so wertvoll und einzigartig war es, daß er nicht annehmen konnte, es gebe ein zweites in der Welt. Die Ausflüchte des zur Rede Gestellten bestärkten seinen Argwohn. Unangemeldet betrat er in der darauf folgenden Nacht den Palast der Königin und kam an die Tür ihres Schlafgemachs. Während er aber sonst sich zurückzuziehen pflegte, wenn die Palastdamen ihm sagten, die Königin schlafe, ließ er sich diesmal nicht abhalten, sondern bestand darauf, sie sprechen zu wollen, trat ein und näherte sich ihrem Lager. Da sah er beim hüpfenden Geflacker der Kienfackeln — nicht das zauberhafte Gesichtchen mit geschlossenen Wimpern und halbgeöffnetem Munde, tief in die Kissen getaucht und überflutet von dunklen Strähnen, wie er es sonst immer nachts geschaut. Das Herz blieb ihm stehen. Leer war das Bett.

Raserei packte den Herrn des Fastens. Nachdem er seine Leibwache gerufen, durchsuchte er selbst den Palast, bis er in einer entlegenen Kammer die Ehebrecherin mit dem Liebhaber auffand. Er ließ beide in einen Käfig sperren; er ließ die zweitausend Bediensteten des Palastes festnehmen. Dann traf er vorsorglich Anstalten für ein abschreckendes Strafgericht. Den ersten Richtern des Landes übertrug er es, die Mitschuld der Dienerschaft zu ermitteln, die Anklage aufzusetzen, das Urteil zu fällen. Nicht nur die Fürsten und den Adel der befreundeten Staaten lud er ein, sogar zu den Erbfeinden Tezcucos sandte er Boten und, freies Geleit zusichernd, bat er seine

Gegner, zur Hinrichtung zu kommen mitsamt ihren Frauen und Töchtern, wären diese auch kindjung, damit die Mädchen Anahuacs erführen, wie Ehebruch gestraft werde. Die große Stadt Tezcuco konnte den Schwarm der herbeigeeilten Fürsten nicht fassen, in benachbarten Dörfern mußten viele Unterkunft suchen. Auch Montezuma und seine Geschwister, der Überwältiger und die damals noch nicht verheiratete Papan, kamen über den See und standen neben dem Herrn des Fastens oben auf dem Tempel der Göttin der Lust, der Kehrichtgöttin, — der Straferin sündiger Liebe, in Gestalt eines gräßlichen, am Maule blutigen Frosches verehrt —: „denn die Liebe frißt und verschlingt alles", wurde von ihr gesagt. Und Montezuma mußte mit erzwungenem Gleichmut dem Schauspiel zusehen, wie der eigenen Schwester und ihrem Liebhaber Schlingen um den Hals gelegt, wie sie erdrosselt und dann verbrannt wurden, während die zweitausend Bediensteten auf hügelhohen Scheiterhaufen langsam verkohlten. Die ernste Papan und der ritterliche Überwältiger beugten sich erschauernd vor der starren Gerechtigkeit der Lustgöttin mit dem blutigen Maul, die alles frißt und verschlingt. Aber Montezumas Selbstgefühl bäumte sich auf; und ein Haß gegen den Herrn des Fastens schlug Wurzeln in seinem Herzen.

22.

Von der Hingerichteten blieben dem Herrn des Fastens zwei Söhne: Huexotzinca, der Pflanzer des Weidenbaumes, und Cacama, der Edle Traurige. Dem Erstgeborenen

hatte er diesen Namen gegeben, weil er kurz vor dessen Geburt einen glänzenden Sieg über den Freistaat Huexotzinco davongetragen. Und obgleich die Abkunft der beiden Kinder zweifelhaft war, ließ er sie weder die Sünde der Mutter entgelten noch die mißtrauische Liebe ihres Oheims Montezuma, der keine Gelegenheit vorbeigehn ließ, sie für Mexico zu gewinnen. Es war, als sie zu Jünglingen heranwuchsen, ein Wettbewerb, ein stummer Kampf des Vaters und des Oheims um die Seelen der Beiden. Und da der ältere, der Pflanzer des Weidenbaumes, um seines leutseligen und freien Wesens willen früh schon der Liebling des Volkes, mit reifender Einsicht die keineswegs selbstlosen Absichten Montezumas durchschaute und seinem Vater den Vorzug gab, wurde er der Stolz des Herrn des Fastens und der Neid Montezumas.

Unter den Konkubinen des Herrn des Fastens war eine mit Namen Xocotzin, die Baumfrucht, genannt die Herrin von Tula, ein Wesen wundersamer Art, überragend durch Bildung, Begabung und eine hehre sibyllenhafte Schönheit. Obgleich nicht von Adel — sie war Tochter eines Kaufmannes — usurpierte sie bald die bevorzugte Stellung der Hingerichteten und wurde zur ungekrönten Königin Tezcucos. Sie schenkte dem Herrn des Fastens die zwei jüngeren Söhne, Prinz Ohrring-Schlange und die Schwarze Blume, und eine Tochter, Prinzessin Perlmuschel. Der König, dessen Weisheit so bewundert wurde, daß das Gerücht von ihm ging, als Kind sei er durch eine Zauberin mit übermenschlichem Wissen begabt worden, — der König fand einen gleichgearteten

Geist an der Herrin von Tula. War sie doch fähig, über deutungstiefe Fragen der mexikanischen Philosophie — über die Vierheit in jeder Einheit, über die Identität des Wassers, des Schicksals und der Versklavung, über Tloque yn Nahuaque, den Grund der Gründe oder Gott aller Götter, „der in und bei allem ist" — mit dem König und den Weisen seines Landes zu disputieren. Und so groß war ihre Dichtergabe, daß für ein Lied von ihr der König jede Bitte gewährte. Sie gewann nach und nach große Macht über ihn, und freiwillig unterwarf er seinen Willen dem ihren, — gewiß zu seinem und des Landes Vorteil, da der Einfluß dieser so zartsinnigen Frau der Verfeinerung der Sitten und der Verinnerlichung der Kultur in hohem Maße fördersam war. Als sie daher eines Tages Klage darüber führte, an ihr Ohr seien schlüpfrige Reden von Höflingen geklungen, erließ er das Gesetz: daß jedes im Palaste gesprochene wollüstige Wort mit dem Tode gestraft werden solle. Vordem aber hatte er mit Nachdruck bekannt gegeben, daß seine drakonischen Gesetze gleiche Gültigkeit hätten für arm und reich, für hoch und niedrig, für den letzten der Bettler sowohl wie für ihn selbst und die Seinen. Wie ernst es ihm mit diesem Ausspruch war, mußten bald die Völker Anahuacs mit Schrecken wahrnehmen. Denn die ihm angeborene starre Tugendliebe und das zähe Festhalten am verkündeten Königswillen brachten ihn in einen unlösbaren Konflikt mit sich selbst.

Sein ältester Sohn, der Pflanzer des Weidenbaumes, hatte die von Priestern geleitete Erziehungsanstalt für

Prinzen königlichen Blutes als Siebzehnjähriger verlassen und wohnte wieder im Großen Palast, als er eines Tages in Gegenwart von Würdenträgern einer den Saal durchschreitenden jungen Coco scherzweise einige freie Kosenamen nachrief, die auf ihre straffen Brüste Bezug hatten. Das Mädchen hielt sich für todgeweiht, wenn sie die Kränkung verschwieg, und rannte daher, die Türwächter beiseite stoßend, unverzüglich in den Saal der Botschaften, wo sie sich dem König zu Füßen warf und mit Schluchzen den Vorfall berichtete. Der Herr des Fastens erkannte, daß er sich in ein selbstgesponnenes, unzerreißbares Netz verfangen. Erst noch klammerte sich seine Angst um den Lieblingssohn an die Hoffnung, die Sklavin könnte sich verhört haben. Aber die Ohrenzeugen, die er heimlich kommen ließ und ausfragte, fürchteten durch Lügen selbst schuldig zu werden und bestätigten die Worte der Anklägerin. Da sprach der König das Urteil über sein eigenes Fleisch. Vergebens flehten die Großen des Landes, er möge Erbarmen haben mit sich selbst. Vergebens sandte Montezuma bange, beschwörende, fast drohende Botschaften. Umsonst auch nahte die Herrin von Tula mit ihren Kindern dem Thron und verschwendete niederkniend ihre rührende Beredsamkeit. Zum ersten und einzigen Mal blieb er taub ihren Bitten und befahl, sie fortzuführen. Nur soweit milderte er das Urteil ab, daß seinem Liebling die Nähe des Todes verborgen sein sollte. Der junge Prinz wurde in den blühenden Schloßgarten geführt, und seine Begleiter eröffneten ihm, der König, sein Vater, habe ihm vergeben. Voll seliger Freude darüber schmückte er sich

mit Rosen und auch seine Begleiter banden Blumenreifen und Blumenketten und schlangen sie ihm um den Hals, und lachend zogen sie die Schlinge enger, so daß er erstickte an den berauschenden Blüten — im Augenblick höchsten Glückes, mit fröhlichem Lächeln auf dem sich weißenden Munde.

23.

Leise vor sich hin, kaum vernehmlich, sang der Herr des Fastens ein Lied, das er auf den Tod seines erdrosselten Sohnes gedichtet:

„Ich berausche mich, ich berausche mein Herz!
Im Morgenrot sprach, redete der gelbe Löffelreiher
Auf der Schildmauer, auf der Speermauer:
Freue dich, du mein Erstgeborener! . . .
(Wehe! Die Schopf-Ente! Die huaxtekische Schopf-Ente!)

Ein gar sehr durch Götterblumenwein Berauschter
Ist er dort, der Vogel am Ufer! . . .
(Wehe! Die Schopf-Ente! Die huaxtekische Schopf-Ente!)

Der Smaragd ist zermalmt,
Die Schmuckfeder ist zerbrochen.
Oh! mein Erstgeborener!
Immer wieder werden Prinzen sterben,
Um Berauschte zu sein dort im Lande der Bewässerung,
Dort am Seeufer.

Ach, schreiender Adler!
Ach, brüllender Jaguar!
Du mein Sohn, Pflanzer des Weidenbaumes!
Schon ist dort im Lande des Rauches,
Im Hause der Roten Schlange
Eine Grube bereitet."

24.

Als die Königsgaleere sich Tezcuco näherte, sagte plötzlich die Schwarze Blume, nach Tenuchtitlan blickend:

„Süßeres Fleisch als das Gekröse der drei Truthähne hat heute mein Bruder, der Edle Traurige, gewonnen — und dazu dein blaues Stirnband, Vater!"

Der Herr des Fastens schüttelte langsam den Kopf. Des Sohnes Gedanken waren denselben Weg gezogen wie seine, wie zwei nachtumhüllte Wanderer waren ihre Träume am gleichen Ziele angelangt. Einen natürlichen Bundesgenossen besaß Montezuma am Edlen Traurigen, dem Sohn der Hingerichteten, dem Bruder des lieblichen und so grausam mit Blumen Erdrosselten. Denn obgleich der Herr des Fastens des toten Sohnes Gemächer im Palaste hatte zumauern lassen, um seinen Augen den immerwährenden Vorwurf zu ersparen, der Erdrosselte fand doch nicht Ruhe im Lande der Sonne und sein nie verblassendes Bild mahnte die ihn geliebt hatten. Sein und der Mutter Schicksal mußte ja den Edlen Traurigen zum Vasallen Mexicos machen, wäre er auch nie umworben und hinübergelockt worden. Und wenn er die Krone erbte, so war das Reich von Tezcuco nur noch eine Provinz Tenuchtitlans. Das war gewiß. Dennoch schwieg der Herr des Fastens, wie er immer schwieg, sobald ein Wort die noch ungewisse Thronfolge streifte. Nach längerem Sinnen aber sagte er:

„Dem Herabstoßenden Adler hat er sein Kind Maisblüte versprochen."

Die Schwarze Blume lachte kurz auf:

„Alle seine Versprechen vergißt er. Sonst vergißt er nichts und nie. Doch auch ich werde den Hund nicht vergessen, der dich gebissen hat! Das schwöre ich bei Mictlan-Tecutli, dem Herrn des neunten Totenreiches und der weißen Kreideschmetterlinge! — nie, nie werde ich vergessen . . .!"

Als sie diese Nacht sich trennten, umarmte der Vater den Sohn. Er hatte es nie getan, seit jener der Kindheit entwachsen. Voll Staunen und verständnislos blickte ihn die Schwarze Blume an. Dann wandte er sich um, sein Schlafgemach aufzusuchen. Der Herr des Fastens hielt ihn am Arm fest.

„Eins fürchte ich", sagte er leise.

„Was, o König und Vater?" fragte die Schwarze Blume.

„Eins fürchte ich: du wirst dein eigenes Blut trinken, mein Sohn."

Der Prinz schwieg finster.

„Schade um dies schöne Tal Anahuac," sprach der König fast flüsternd, „und schade um dich, wenn du je Feuerbrände an die Heimat legst."

„Dann treffe ihn der Fluch, der mir die Brandfackel in die Hand zwingt!" murmelte der Prinz und seltsam lächelnd schritt er hinaus

25.

Die Besorgnis, Montezuma werde Vergeltung üben, war nicht unbegründet gewesen — das zeigten die nächstfolgenden Tage. Aber der Herr des Fastens hatte kleine

Nadelstiche erwartet und war daher wie gelähmt durch einen unvorhergesehenen Keulenhieb, mit dem ihn die Rachsucht des Großkönigs aus dem Hinterhalte traf. Nämlich ohne vorher Tezcuco in Kenntnis zu setzen, sandte der zornige Herr Botschaften an die tributpflichtigen Städte der Chinampaneca — der um den Süßwassersee von Chalco gelegenen Landschaft — und ordnete an, daß das dem Herrn des Fastens zukommende Drittel aller Abgaben in Zukunft mit nach Tenuchtitlan geschickt werde. Heimtückisch war dieser Streich, denn schwerer noch zu verschmerzen als der Verlust des Tributs war der Verlust an Ansehen. Vor aller Augen hatte Montezuma an die Selbständigkeit des Bundesstaates gegriffen, und zu schwach waren die Heerscharen der Acolhuas, den Schlag zurückzugeben. Der Herr des Fastens war ein gebrochener Mann seitdem. Ein Herzleiden, das schon früher hin und wieder seiner Nächte Ruhe getrübt, schlürfte ihm jetzt den Atem aus der Brust und fing an, seinen Körper und Geist zu zerrütten.

Aber noch einen Pfeil hatte der Gegner im Köcher behalten, und auch den schnellte er nun vom Bogen ab. Der Edle Traurige verschwand aus Tezcuco; und als er nach etlichen Tagen freudestrahlend heimkehrte, umjubelt von seinen mexicofreundlichen Parteigängern, war er der Verlobte der schönen Prinzessin Maisblüte, der Lieblingstochter Montezumas.

Da zog sich der Herr des Fastens tiefverbittert in das außerhalb der Stadt gelegene Lustschloß Tezcotzinco zurück. Keinem seiner Söhne gestattete er, ihm dahin zu folgen oder

ihn dort aufzusuchen. Die turmhohen Steinmauern des wunderalten Schloßparkes schieden ihn ab von der Welt der Täuschungen und Enttäuschungen. Nur die Herrin von Tula durfte bei ihm weilen und mit Gesprächen und Gesängen seine Trübsal scheuchen. Zwei Monate später schickte er auch sie zurück nach Tezcuco und er blieb allein, unter kahlköpfigen Cypressen die Tage verträumend mit kreischenden Papageien und lärmenden Affen, mit stummen Kunstfelsen und schweigsamen Fischteichen, mit geschwätzigen Springbrunnen und zwei gebeugten Greisen, — abgedankten nutzlosen Würdenträgern gleich ihm.

26.

Fortan hielt er nur noch nachts mit Gestirnen Zwiesprach, nie mehr kam ein Wort über seine Lippen. Bloß einmal, kurz nachdem er von der Herrin von Tula Abschied genommen, durchbrach er das freiwillig auferlegte Schweigegebot. Den beiden Greisen eröffnete er, daß er den Tod nahe wisse, und gab Anordnungen, seine Leiche in aller Stille zu verbrennen und sein Hinscheiden längere Zeit dem Volke geheim zu halten. Denn soweit seines Namens hinwelkende Macht reichte, wollte er das Unabwendbare hinausschieben. Auf die Frage, wen er zum Nachfolger bestimme, gab er zur Antwort: weder wolle er seinem besten Sohn, der Schwarzen Blume, die Kränkung antun, daß er ihn übergehe, noch dürfe er des Reiches Wohlfahrt so hintansetzen, daß er dem Verderber Anahuacs zum Thron verhelfe. Und er löschte die brennende Wiß-

begier der beiden Greise, indem er ihnen die Kindheit der Schwarzen Blume erzählte.

Einst, als die Herrin von Tula schwanger mit ihm ging, verkündeten böse Vorzeichen, das Kind im Mutterleibe sei dem eigenen Volke zum Fluch erzeugt worden. Sterndeuter und Weise nahten, um den König zu warnen, und stellten das Ansinnen an ihn, er müsse — die Gefahr abzuwenden — das Kind gleich nach der Geburt den Sterngöttern opfern. Schweren Herzens willigte der König drein. Als jedoch die Herrin von Tula die Wehen auf dem hohen Gebärstuhl überstanden, und der König an ihr blumenbesätes Bett trat, ihr den Lohn ihrer Schmerzen zu entreißen, da wurde er weich im Nebel ihrer Klage. Und er schenkte dem todgeweihten Kinde ein zweites Mal das Leben. So fühlte er sich doppelt Vater dieses Sohnes und hielt seine schirmende Hand über ihn, Planeten und eigener Einsicht zum Trotz, auch in späterer Zeit, als die Unbändigkeit des kleinen Prinzen bestätigte, welchen Wolf er an ihm großzog. Vier Jahre alt, stieß die Schwarze Blume seine Amme in ein tiefes Brunnenloch hinab, wo sie ertrank, und er tat es, weil sie den Liebesworten eines Adlerritters Gehör geschenkt. Im Alter von zehn Jahren ernannte er sich selbst zum Haupt einer Bande gleichaltriger Kinder, drang plündernd in die Wohnungen der höchsten Staatsbeamten ein und folterte diese zu Tode, weil sie sich zur Wehr gesetzt. Auf die Vorhaltungen seines erzürnten Vaters erwiderte der Knabe: viel mehr Lob als Tadel verdiene er, habe er doch die eingeschläferte Kriegslust der durch Reichtum und Wohlleben

erschlafften Chichimeken wieder erweckt, wenigstens unter seinen Altersgenossen. Diese erstaunlich wildköpfige Antwort rettete ihn und seine Mithelfer. Die Strenge des Vaters, unerbittlich einst, war seit des Erstgeborenen Hinrichtung blutlos geworden. Er wollte keinen zweiten Sohn auf den Altar der Gerechtigkeit legen. Darum verzieh er und verzieh immer wieder.

Jetzt war es zu spät. Das kleine Welf hätte sich ertränken lassen, — der so geliebte und gefürchtete Wolf nicht mehr. Ausgewachsen war er nun, ein herrliches Raubtier, nur halbgezähmt, und wußte vielleicht selbst noch nichts von seiner Blutgier und seinem Heißhunger nach rotem zerrissenem Fleisch . . .

27.

Mehr als ein halbes Jahr war vergangen, seit der Herr des Fastens hinter den steilen Gartenmauern Tezcotzincos den Augen seines Volkes entschwunden. Da tauchte — unerklärlich wie und warum — das Gerücht aus der Tiefe des Volksherzens auf: der König der Acolhuas, der Große Chichimecatl, sei ins selige Land Tlalocan, in das zweite der Totenreiche, gestiegen. In Scharen, zu Tausenden und Abertausenden zogen die erregten Bewohner Tezcucos hinaus nach dem Lustschloß, um Sicherheit zu erlangen, daß ihr Herrscher noch lebe. Die beiden Greise wiesen erst die Einlaß heischende Volksmenge ab mit dem Bedeuten, der König wolle in seinen frommen Meditationen nicht gestört sein. Als aber die Wilderregten Anstalten machten, mit Leitern die Mauern des

Schloßgartens zu erklimmen, gaben die Greise zu, der König weile nicht mehr im Garten, sondern ermattet von schwerer Kasteiung ruhe er aus auf seinem silbernen Thronsessel im Schlangensaal. „Wir wollen ihn sehen!" schrie das Volk. Und eingeschüchtert riegelten die beiden Greise den Eingang zum Garten auf, nachdem sie als Bedingung gefordert, daß die Menge am weit geöffneten Tor des Thronsaales vorbeischreite, ohne den sinnenden König zu stören. Und so geschah es. Stundenlang zog die nie reißende Kette besorgter Männer, Frauen und Kinder am offenen Saaltor vorbei, und die Heimkehrenden konnten freudevoll in Tezcuco berichten, daß der König am Leben sei, da sie mit eigenen Augen ihn thronend erschaut.

Der letzte im langen Zuge war die Schwarze Blume. Die anderen Prinzen hatten es verschmäht, sich unter Kaufleute, Marktfrauen, Fischhändler und Bettler zu mischen. Aber ihn hatte die Sorge hinausgerufen mit unwiderstehlicher Lockung. Als die letzten sich entfernt hatten, betrat er den Schlangensaal. Die beiden Greise warfen sich ihm entgegen, beschworen ihn, das Verbot seines Vaters zu achten. Er würdigte sie keiner Antwort. Eilig näherte er sich dem Silberthron. Dann riß er dem Thronenden die Stirnbinde aus Türkismosaik vom Haupt und wand sie sich um die Schläfen. Der thronende König aber fiel auf die Marmorfliesen mit lautem Gepolter, — ein stürzender Steingötze, lächerlich geschmückt mit den Kleinodien des längst verstorbenen und verbrannten alten Königs.

Zweites Buch

1.

Die Wächter Montezumas bewachten auf ihren Warttürmen das Meer, unermüdlich und gewissenhaft, wie man eine gefährliche Eingekerkerte hinter Gitterstäben, ein Muttertier mit Reißzähnen, eine entmenschte Verbrecherin oder eine entthronte Königin bewacht. Doch das Meer zeigte seine Reißzähne nicht, es lächelte in mädchenhafter Unschuld, und Muscheln, Korallen, wohl auch Leichen und Perlen rollte es mit ebbenden Atemzügen an den Küstensand, wie immer. Und seinen Kerkermeistern zum Trotz trug es eines Tages elf Karavellen auf seinen tiefblauen Schultern und lud am Ufer einer Bucht die schwankende Bürde ab. Ratlos mußten die Wächter der See zuschauen, wie ihre schöne Gefangene der Vorkehrungen Montezumas spottete; und sie vermochten nicht zu hindern, daß fünfhundertfünfzig weiße Götter mexikanisches Land betraten.

2.

Noch bevor die weißen Götter den Fuß aufs Land gesetzt, versuchten unter dem Vorwande, Tauschhandel zu treiben, einige Wächter des Meeres auszukundschaften, in

welcher Absicht die Unheimlichen genaht. In schöngeschnitzten Baumkähnen ruderten sie hinaus, und da sie am Maste eines der großen Wasserhäuser eine schwarze Sammetfahne erblickten, auf die ein Goldkreuz, umlodert von weißen und blauen Flammen, gestickt war, zweifelten sie nicht, daß dort der Tlatoani, der große Herr, sich befinde, und sie erkletterten die Schiffstreppe. Und dies meldeten sie etliche Tage darauf im Saal der Botschaften, kniend vor Montezuma: „Wir küßten den Bug des Wasserhauses. Dachten wir doch, — kam nicht vielleicht Unser Herr Quetzalcoatl vom Meer des Himmels herab auf dem Haus der Fluten? Als wir eine Treppe hinaufgestiegen, sahen wir ein Mädchen aus einer Tür treten, herrlich wie die Göttin der Blumen und der Liebe Xochiquetzal, und sie redete unsere Sprache und sie führte uns vor Unsern Herrn. Der gab uns diese durchsichtigen Perlen — glitzernd blinken sie wie zu Stein gefrorene Regentropfen — und er fragte uns, durch den Mund des Mädchens: ‚Wer seid ihr? Woher kommt ihr? Seid ihr aus Mexico? Wie nennt sich der König in Mexico?‘ Und dann: ‚Meldet eurem König Montezuma, daß ich als Gesandter geschickt bin von einem König, der mächtiger ist als er — wie auch der Gott, dem wir dienen, mächtiger ist als alle Götter Mexicos. Die Botschaft, die ich überbringe, kann ich euch nicht sagen und keinem der Großen dieses Landes — sondern nur Montezuma selbst werde ich sie ausrichten, Auge in Auge.‘“

3.

An einer ungesunden, sonnengedörrten Sandwüste war das kleine Heer der kastilischen Abenteurer gelandet. Sie waren von Kuba ausgezogen, um Gold zu suchen oder Ruhm oder Heldenabenteuer, manche wollten auch Götzentempel zertrümmern und das Kreuz aufrichten als wahre Nachfahren der Kreuzritter — aber sie alle hatten Zaubergärten erträumt, Märchenländer voll schimmernder Schlösser und liebeglühender Frauen, wie sie in den vielgelesenen Ritterromanen der Zeit, dem Amadis de Gaule, Palmerino di Rolando und Splandiano hingemalt waren. Eine dunkle Kunde von Mexicos Herrlichkeiten war seit Jahren bis nach Kuba geklungen. Nun befanden sie sich auf Mexicos Boden — und was sie sahen, war Ödnis: ein Streifen dünenhafter Sandhügel zwischen Weltmeer und Urwald.

Vielen entsank der Mut wie ein verwelktes Blatt.

4.

Das Feldlager mußte gerichtet werden. Ein weißes Zelt, das sie an Land gebracht, war bald kohlschwarz geworden, überdeckt von Myriaden Stechmücken; und Termiten hatten es angefressen, noch ehe es aufgerichtet war. Da befahlen die Offiziere, belaubte Zweige aus dem Urwald zu holen. Unter Aufsicht der Zimmerleute Cristóbal de Jaén, Alonso Yáñez und Alvaro López wurden Laubhütten errichtet, je eine für drei Mann. Dann wurden die Pferde ausgeschifft und die Geschütze. In einer Hürde wurden die Pferde untergebracht. Es

waren nur sechzehn: denn Pferde und Neger waren fast unerschwinglich in Kuba. Die Schmiede Hernán Martin und Juan Garcia beschlugen alsbald die zuckenden, von der Seereise benommenen Tiere. Die Artillerie bestand aus einigen schmächtigen Falkonetten und zehn kupfernen Kanonen — unter diesen fanden sich sechs lange Kartaunen, zwei kurze Kartaunen, eine lange Schlange und ein Basilisk. Die umfangreichste der Kartaunen war die Singende Nachtigall getauft worden.

Der Feuerwerker Alonso de Mesa — der schon in Italien unter dem großen Capitan Consalvo Ferrante gedient und Geschütze gegen Cesare Borgia gerichtet hatte — stellte jetzt, unterstützt von den Artilleristen Juan Catalán, Bartolomé de Usagre und dem einstigen Levantefahrer Arbenga, die kupfernen, mit Essig und Wein blank gescheuerten Kanonen und Falkonette rings um das Lager auf; wodurch dieses das Aussehen einer Wagenburg erhielt. Nach den vier Windrichtungen war je ein größerer Zwischenraum zwischen den Geschützen gelassen — sogenannte Tore — in welche die Gassen des Feldlagers mündeten. Posten bewachten die Tore.

5.

Dem Strande und den Schiffen zunächst waren die Lauben der Marketender. Dort wurden die Viktualien aufgestapelt, Essig- und Öl-Fässer, Konserven-Schachteln, Kisten mit gesalzenem Fleisch, weißem Zwieback und geröstetem Kassave-Brot, auch Mehlsäcke. Doch erwies sich

das Mehl durch Meerwasser verdorben und mußte verschüttet werden.

Besser hatte der Wein die Seereise überstanden. Und die Frau des Schmiedes Hernán Martín, die Marketenderin Catalina Márquez, genannt die Feuerlilie, hatte bald alle Hände voll zu tun, den sonnenversengten, pflichttreuen Soldaten nach schwerer Tagesmühe eine Labe zu reichen. Die Nichtstuer des Heeres aber wichen nicht von ihrer Seite: der Galicier Ribadeo, den sie Beberreo, den Weinschlauch, nannten; der kurzbeinige Pedro d'Jrcio, geheißen Agrajes sin obras, der Agramant ohne Taten, und der Schwätzer Sánchez Farfán mit den weißen Händen, de las manos blancas. Auch eine junge Mulattin, Beatriz de Palacios, trieb sich mit ihnen herum und während Pedro d'Jrcio seine alten Geschichten von einem Don Pedro Jirón und einem Grafen von Urueña wieder auftischte, trank sie aus seinem Glas und aus den Gläsern des Weinschlauchs und des Weißhändigen, bis sie trunken kreischte und von ihrem alten Gatten Suárez mit Scheltworten weggetragen wurde. Es ging das Gerücht, sie sei die Tochter der Vaquera, einer alten reichen Portugiesin, die sich einst auf der Insel Haïti mit einem Negersklaven eingelassen, jüngst aber ihrer Silber-Minen wegen vom achtzehnjährigen Genuesen Lorenzo Serafini geheiratet worden war, nachdem sie das Pfand ihrer Sünde, die bräunliche Tochter und angebliche Nichte, an den kahlköpfigen Suárez verschenkt hatte. Und so girrend verliebt war sie auf ihre alten Tage, daß sie dem flatterhaften Genuesen sogar aufs Schiff gefolgt war. Jetzt

schlich sie verstohlen zwischen den Laubhütten umher, in der Hoffnung und Furcht, ihn zu ertappen. Serafini sah sie zwar von fern, doch unbekümmert fuhr er fort, mit den zigeunerhaften Glücksjägerinnen zu scharmieren, die sich dem Heere angeschlossen hatten, das Land des vergoldeten Mannes, el Dorado, zu suchen. Die schönste und vornehmste unter den Abenteurerinnen war ohne Zweifel die olivenbleiche Isabel de Ojeda, eines Statthalters Tochter. Rassig schön waren auch Doña Francisca de Valtierra, die reiche, knabenhafte María de Estrada und María del Rincón, alle drei adliger Abstammung. Auch die Lagerdirne Elvira López, ihrer eckigen Grazie wegen die lange Elvira genannt, fand Anbeter; und ebenfalls die etwas rundliche Rosita Muños. Ein besonderes Wesen aber war die kleine La Medina mit den schwermütigen Augen. Sie war fast häßlich. Doch wenn sie sang — und wer konnte singen wie sie! — blühte ihre Lieblichkeit auf wie eine Jerichorose im Wasserglas. Und wie konnte sie tanzen! Der Bergmann Ortiz, der beste Guitarrespieler und Tanzmeister des Heeres, bewunderte sie und erklärte sie für seine Meisterin.

6.

In der Mitte des Lagers befand sich ein freier Platz, der eingesäumt war von den größeren Laubbaracken der Regierungsbeamten — des Rechnungsführers Albornoz, des königlichen Schatzmeisters Mejía und des königlichen Notars Godoy — sowie der Offiziere, der Anführer der elf Karavellen: Hernando Cortes, Pedro de Alvarado,

Alonso Hernández de Puerto Carrero, Cristóbal de Olid, Juan Velázquez de León, Diego de Ordás, Francisco de Montejo, Alonso de Avila, Francisco de Lugo, Andrés de Tapia und des Hauptmanns der Armbrustschützen Pedro Barba.

Die schwarze Standarte mit dem flammenumloderten Kreuz wehte über der Laubhütte des Hernando Cortes.

Auf dem freien Platze war ein Schandpfahl errichtet und ein aus Feldsteinen roh aufgerichteter Altar.

Über alle Laubdächer hinweg sah man einen hohen Galgen ragen. Das Hochgericht befand sich außerhalb der Tore.

7.

Das Gespenst der Meuterei schritt schon am ersten Abend durch das Heerlager. Dann erkletterte es den Galgen, und oben kauernd, grinste es hernieder auf den erregten Ameisenhaufen.

Der schwarzbraune Hengst des Cortes hatte sich bei der Ausschiffung ein Bein gebrochen und mußte getötet werden. Cortes war sehr mißgestimmt darüber. Da trat sein Kämmerer Rodrigo Rangel vor ihn — ein exzentrischer Mensch mit langem Spitzbart, gutmütig, ehrgeizig und zerfahren; stets leidend an der euphemistisch von ihm Drüsenübel genannten Seuche; — diese war schuld, daß er nie dazu kam, die kühnsten Wundertaten zu vollführen. Seine Leidenschaft für die lange Elvira blieb unausgesprochen, daher unerwidert und hoffnungslos. Rodrigo Rangel hielt diese langatmige Rede:

„Euer Liebden werden doch nicht zu Fuß ins Fabelland Mexico reiten. Euer Liebden haben einen Stallmeister — Martín de Gamba — aber kein Roß. Gut. Aber — und das verstehe ich vollkommen — Euer Liebden wollen keinen Eurer Freunde unter den Offizieren — Alvarado, Puerto Carrero, Lugo, und Tapia — des Streitrosses berauben; und was Euer Liebden Gegner unter den Offizieren betrifft — ich meine die anderen Kavaliere: den hitzigen Velázquez de León, den phantastischen Diego de Ordás, den vergnügten Montejo, den rüden Avila, und Olid, den einstigen Galeerensklaven, — so werden diese Euer Liebden weder für alle Schätze Venedigs noch für die Perle der Kleopatra, welche sie flüssig trank, ein Roß herleihen, wäre es auch nur, um Sr. Exzellenz dem Statthalter von Kuba, Don Diego Velázquez, eine kleine Freude zu bereiten. Bleiben unsere vier braven Kavalleristen, die tapferen Soldaten Gonzalo Domínguez, Enrico Lares und die Fähnriche Juan de Escalante und Gonzalo de Sandoval. Doch was ist ein Vogel ohne Flügel, ein Fisch ohne Flossen und ein Kavallerist ohne Schlachtroß? Es kommen daher für Euer Liebden nur drei Pferde in Betracht. Der Musikus und Tanzlehrer Ortiz besitzt eins, gemeinsam mit dem Schmied García; — es ist zwar ein Rotfuchs, doch ein ganz elender Klepper; man kann gut Guitarre spielen auf ihm und sogar auf seinem Rücken tanzen: La Medina hat's versucht und, man behauptet, mit Glück. Da ist ferner die braune Stute des Juan Sedeño aus La Havanna; doch die hat heute früh, kurz vor der Landung, Mutter-

freuden erlebt und ein kräftiges Grau-Füllen geworfen; und ihr glücklicher Besitzer ist, wie Ihr wißt, der reichste Mann unter uns und nennt ein Schiff, einen Neger und eine Ladung Salzfleisch sein eigen; — was könnt Ihr dem noch bieten? Also, um es kurz zu machen: der Scharfschütze Vaena aus Trinidad hat einen Rappen, ein vortreffliches Tier. Sagt selbst, was kann ein Scharfschütze mit einem Rappen Besseres anfangen, als ihn sich berappen lassen?"

So sprach Rodrigo Rangel.

Cortes ließ den Scharfschützen Vaena zu sich in die Baracke rufen. Er redete dem Mann freundlich zu und erstand nach einigem Feilschen das wertvolle Tier — für die Goldborte eines seiner Galakleider. Eigenhändig trennte er die Borte ab und überreichte sie dem Arkebusier.

Seinem Pferde gab Cortes den Namen Romo.

Der Schütze entfernte sich, hielt aber die Goldborte in der Wamstasche versteckt. Er wußte selbst nicht, warum er sich schämte, sie zu zeigen. Ein wenig reute ihn wohl der Kaufhandel. Mürrische Äußerungen von ihm wurden im Lager dahin gedeutet, als wäre ihm sein Roß mit Gewalt abgenommen worden.

Alle, die zum Statthalter von Kuba, Don Diego Velázquez, hielten — und das waren nicht wenige unter den Soldaten — steckten die geröteten Köpfe zusammen. Noch schwelte und glomm erst das Feuer der Rebellion, noch loderte es nicht zur Flamme empor. Und ein fetter Dominikaner-Mönch, der Lizentiat Juan Diaz, war bei dieser

und jener flüsternden Gruppe zu sehn und blies mit wulstigen Lippen in die Glut.

8.

Zwei Tage darauf war Ostersonntag. Vor dem aufgeputzten Steinaltar auf dem freien Platze wurde Messe gelesen. Außer den Kavalieren, Soldaten, Dirnen und Marketendern nahmen auch zwei vornehme Mexikaner mit großem Gefolge an der Zeremonie teil.

Schon tags zuvor hatten sich Indianer eingefunden, hatten Maisbrot, Truthähne, Gemüse und Kaktusfeigen überbracht als Geschenk des mexikanischen Statthalters, dessen baldigen Besuch sie ankündigten. Auch hatten sie bereitwillig mitgeholfen, die am Gründonnerstag flüchtig gezimmerten Laubhütten auszubessern; ja in emsiger Beflissenheit hatten sie sogar die Hütte des Cortes mit einem Baumwolltuch überspannt, um den Tlatoani, den großen Herrn, vor Sonnenstrahlen zu schirmen.

Früh am Ostersonntag wurde von Wachtposten gemeldet, zwei reich gekleidete Kaziken mit vielen Begleitern näherten sich dem Lager. Mit dem Wort Kazike bezeichneten die Kastilier alle Indianer von Rang, mochten es Könige, Feldherren und Würdenträger hochstehender Kulturvölker oder auch nur Häuptlinge wilder Stämme sein.

Teuhtliltzin, der Staub-Aufwirbler, Statthalter der Provinz Cuetlaxtlan, und Cuitlalpitoc, der Gebundene Falke, ein Steuererheber Montezumas, waren die Gäste. In zwei kunstvoll ornamentierten Sänften wurden sie von ihren Sklaven durch die Gassen des Lagers getragen. In

der Mitte des Lagers machten sie halt, entstiegen den Tragsesseln und schritten leicht wiegenden Ganges der Hütte mit der schwarzsammetenen Standarte zu, wo Cortes, umgeben von den zehn kastilischen Offizieren, sie stehend erwartete. Bediademt mit hochragenden Edelfeder-Kronen, gepanzert in Harnische aus kleinen Goldplatten und geziert mit juwelenflirrendem Brustschmuck, schlohweißen Schulterbinden und metallen glitzernden Prachtmänteln aus karminroten, ockergelben und grasgrünen Kehlendaunen von Kolibris, goldene Glöckchen an den Goldsandalen, und in den bemalten Händen den runden Fächer und den lazurenen Krummstab haltend, — machten die zwei Würdenträger einen befremdenden und beklemmenden Eindruck auf das christliche Heer, das sich eben um den Altar zur Messe versammelte. Hochmut war der Gang, Hochmut das Gehaben, Hochmut die Kleidung dieser ersten Boten einer neuen unbezwingbaren Welt!

Doch Cortes ließ sich sein Staunen nicht anmerken. In lässiger Haltung, lebhaft mit seiner Umgebung plaudernd und lachend, stand er da in seinem besten, etwas verknüllten Galakleid, dem nun die Goldborte fehlte. Er trug ein Wams aus Brokat, dazu schwarzseidene Kniehosen, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Sein Sammet-Barett war von der legendären Hahnenfeder geschmückt: sie hatte ihm jüngst um ein Haar das Kommando gekostet; und der Possenreißer Madrid, der frühere Hofnarr des Diego Velázquez, des Gobernadors von Kuba, konnte ihm bis an sein unseliges Ende die steile Feder nicht ver-

zeihen. Noch jung war Cortes, erst vierunddreißig Jahre alt. Wie sein spät gereifter Charakter war auch sein Körper stählern, schlank und biegsam. Die geistige Überlegenheit, die sich in seinen Zügen malte, war maskiert durch eine stets gleichbleibende, gewinnende Freundlichkeit, ein Schmunzlächeln in den grauen Augen. Der hellbraune Vollbart verdeckte die untere Gesichtshälfte und mochte wohl auch ein Lauern um den Mundwinkel verdecken; der Bart verbarg aber nicht eine tiefe Schramme in der Unterlippe, ein Andenken an eins der zahllosen Duelle, die Cortes in Alt-Kastilien und auf Kuba einst, schönen Frauen zuliebe, ausgefochten.

Die Kastilier warteten die Begrüßung der Mexikaner ab. Der Staub-Aufwirbler und der Gebundene Falke beugten sich, berührten mit der rechten Hand die Erde und führten die Hand zur Stirn. Es war der herkömmliche Gruß der Bewohner Anahuacs. Cortes schritt nun auf beide zu und umarmte sie. Es hatte einen Augenblick den Anschein, als wollte der Statthalter der Umarmung ausweichen, als besänne er sich erst; — mit kühler Fremdheit ertrug er die körperliche Berührung, als wäre es eine Zudringlichkeit . . .

Den Hochmut ließ ihn Cortes sogleich entgelten. Die Mexikaner waren gekommen, ein politisches Gespräch zu führen. Kaum hatte der Staub-Aufwirbler seine wohlgesetzte Rede begonnen, fiel Cortes ihm ins Wort und forderte ihn durch Zeichen auf, an der heiligen Handlung teilzunehmen. Die Mexikaner waren auf solch einen Empfang nicht gefaßt. Mit herablassender Höflichkeit fügten sie

sich indes und stellten sich unter die Andächtigen vor den mit einem Kruzifix geschmückten Altar.

9.

Die Messe sang der gute Pater Bartolomé de Olmedo, vom Orden der barmherzigen Brüder —: de nuestra Señora de la Merced. Wenn mancher barmherzige Bruder zum Hohn der barmherzigen Mutter unter die armen Heiden gezogen — Pater Olmedo wahrlich nicht. Mancher Kreuzfahrer dieses romantischen Kreuzzuges war mehr Zelot als er. Und redete Olmedo als gehorsamer Sohn der spanischen Kirche zuweilen auch ihre finstere Sprache, — seine Taten waren immer menschlich.

Hünengroß war er. Bis an den Gürtelstrick der Kutte reichte ihm der graugesprenkelte Wildermanns-Bart. Mächtig wie sein Gliederbau war seine Stimme; er wurde als vortrefflicher Sänger gerühmt. Predigte er, so hallte der Baß seiner Worte weit über die Tore des Lagers hinaus.

Die Responsorien las der fette Dominikaner-Mönch, der Lizentiat Juan Díaz mit den wulstigen Lippen. Und als Chorknabe, im spitzenverbrämten Röckchen, waltete ein alter, halberblindeter Soldat, Alonso Durán, seines Amtes. In Ermangelung einer Orgel begleiteten der Tanzmeister Ortiz und der Musikus Rodrigo Morón auf ihren Guitarren. Und der Trommler Canillas, der schon in Italien Tambour gewesen, rührte die Trommel, um auf die mexikanischen Gäste Eindruck zu machen.

Die Predigt des Pater Olmedo, erbaulich für Soldatenherzen, nahm auch auf die Mexikaner Bezug:

„... Seht hier die verlorenen Kinder des allgütigen Vaters", rief er donnernd und mit ausdrucksvollen Armbewegungen. — „Sie gleißen in Gold und Smaragden wie die große Hure Babylon, die auf dem Tier daherritt und die Schale göttlichen Zornes austrank. Arme verblendete Götzenanbeter! Ihr wißt nicht, daß am Ostersonntag — heute vor tausend und fünfhundert Jahren — Er vom Tode auferstand, der am Freitag verblutet war, eurethalb verblutet war, ja, eurethalb ..."

Die Mexikaner wußten es wirklich nicht. Sie verstanden von der Predigt kein Wort und sahen auch nichts weniger als schuldbewußt aus.

Nach der Messe schob Cortes die Unterredung noch einmal auf. Er lud die beiden vornehmen Mexikaner zum Frühstück. Sein Oberkoch, Juan Varela aus Burgos — ein immer scheu dreinblickendes Männchen mit einem violettroten Muttermal über dem linken Auge — hatte einige der Truthähne gebraten, welche die Begleiter des Statthalters nebst Gemüse und gedörrten Fischen überbracht.

Mit Verwunderung beobachtete Cortes, daß die kultivierten Mexikaner das Geflügel sauberer mit den Händen zerlegten als die Capitane Diego de Ordás, Cristóbal de Olid und andere Kavaliere von altkastilischem Adel. An den Weingläsern, die ihre Lippen berührt hatten, war kein Fettrand zu sehen wie z. B. am Glase des Don Alonso de Avila.

Der Statthalter befahl seinem Tlacatlacuilo, d. h. seinem Menschenmaler, die essenden Christen auf Pergament aus Hirschhaut mit Cypressenharz-Farbe abzubilden.

Der Malaga mundete den Mexikanern und sie tranken viel davon.

10.

Endlich ließ Cortes die Zunge — la lengua — rufen. Die Dolmetscherin, die Indianerin Marina, trat in die Laubhütte. Ihr folgte der frühere Franziskaner Jerónimo de Aguilar.

Seit Marina, — kaum erst vor vier Wochen, — an der Küste von Yucatan mit neunzehn anderen Sklavinnen Cortes geschenkt worden war, hatte sie erstaunlich schnell Spanisch reden gelernt; jedoch noch nicht genug, um bei so wichtigem Anlaß zu dolmetschen. Dafür konnte sie, als geborene Mexikanerin, sich elegant im Idiom der Azteken ausdrücken, und sie beherrschte gleichfalls die einem andern Sprachstamme angehörende Maya-Sprache der Bewohner Yucatans. Nun waren auch dem Spanier Jerónimo de Aguilar, nach siebenjähriger Haft im Innern Yucatans, die fast vergessenen Mutterlaute wieder vertraut geworden, und auch er hatte sich in schwerer Gefangenschaft die Maya-Sprache angeeignet.

Bei der Abreise von Kuba hatten die Kastilier zwei Indianer, Julianillo und Melchorejo, als Dolmetscher mitgenommen. Als zwei Jahre früher der Statthalter Kubas, Don Diego Velázquez, drei Schiffe unter Führung des Feldhauptmannes Hernández de Córdova ausgesandt

hatte, Sklaven zu rauben, war Yucatan wieder entdeckt worden. (Schon Columbus hatte es berührt und über die Sittsamkeit der Maya-Frauen gestaunt, die an den Schiffsleitern emporkletternd ihre Röcke festhielten.) Die Mannschaft des Córdova — unter der sich manche Teilnehmer der beiden späteren Freibeuterzüge, des Grijalva erst und dann des Cortes, befanden — hatte nach schwerem Kampf mit den Einheimischen an der Punta de Cotoche diese beiden Indianer aufgegriffen. Trotz dem unerbetenen Taufwasser des fetten Lizentiaten Juan Díaz, trotz der christlichen Namengebung, europäischer Kleidung und zweijährigem Aufenthalt auf der Insel Kuba waren Julian und Melchior nur oberflächlich zivilisiert. Aber von Havanna absegelnd, war Cortes auf sie angewiesen, wie wenig Verlaß auch auf die verschmitzt grinsenden, verstockten und verschlossenen Burschen war. Sicher ist, daß er mit Julianillo und Melchorejo als Dolmetschern nie über die Sandhügel hinausgekommen wäre.

Es war sein übergütiges Glück, das ihn instand setzte, auf so zweifelhafte Dienste Verzicht zu leisten.

Das Glück hatte sich diesen Abenteurer zum Günstling auserseh n. Wie ein Schutzgeist mit weißen Flügeln begleitete es ihn und sollte hinfort kaum einmal im Laufe von drei Jahren von seiner Seite weichen. Es überschüttete ihn mit Geschenken. Das unerhörteste der Geschenke aber war Marina. Das Glück selbst hatte ihre Gestalt angenommen und sich diesem Manne geschenkt. Und als er sie, nach Jahren, fortwarf, verließ ihn sein weinendes Glück . . .

Nicht gleich erkannte er, was er an ihr besaß. Erst allmählich wurde sie seine Beraterin, seine Freundin, seine Führerin. Erst allmählich weckte ihre Glockenstimme im Goldsucher den Kreuzfahrer. Er sah anfangs nur das zauberhafte Weib, die Geliebte. Und allzu viele hatte er schon besessen.

Marina war fünfzehn Jahre alt. Nicht übertrieben hatten die Wächter des Meeres, als sie Montezuma von ihr gemeldet: das Mädchen Malintzin — so sprachen sie den Taufnamen Marina nach — sei der Göttin der Blumen und der Liebe, Xochiquetzal, zu vergleichen. Auch spanische Chronisten schrieben später von ihr: era hermosa como diosa, „sie war schön wie eine Göttin".

Ja, so schön war sie, daß die rohe Soldateska sie — die Sklavin — ehrfürchtig Doña Marina nannte. Und selbst Aguilar, welcher von seinem Sklavenhalter, einem Fürsten in Yucatan, drei Tage lang einer Keuschheitsprüfung unterzogen worden war (ähnlich der des heiligen Antonius), und welcher dank seiner Weiberscheu dem Opfertode entronnen war, — selbst Aguilar senkte die brennenden Asketen-Augen nieder, wenn er mit ihr sprach, oder blickte an ihr vorbei ins Weite, um nicht dem gefährlichsten der Teufel zu erliegen.

Im Heere hatte nur einer keine Augen für sie: der Hauptmann Puerto Carrero. Bei der Verteilung der zwanzig geschenkten Sklavinnen war Marina ihm als Beutestück zugefallen. Er aber trauerte einem geliebten Wesen nach; und als er bemerkte, daß Cortes an der jungen Indianerin Gefallen fand, trat er sie ihm ab.

Puerto Carrero war der vornehmste Teilnehmer dieses Freibeuterzuges. König Ferdinand der Katholische hatte einst seinen Vater zum Admiral der Armada gegen Calabrien ernannt; seine Mutter war die Schwägerin des großen Capitan Consalvo Ferrante. Aus der glänzenden Laufbahn, die dem Jüngling am kastilischen Hofe in Aussicht stand, schleuderte ihn die Leidenschaft zu einer verheirateten Frau. Er floh mit ihr nach Kuba und fand in der Verschollenheit dort einige wenige Jahre lang ein besseres Glück als er hinter sich zerstört hatte. Am Biß einer giftigen Schlange ging sie zugrunde. Da schloß er sich Freibeutern an und suchte mit wilden Taten seinen Schmerz zu betäuben. Aber sein Herz und seine erloschenen Augen blieben tot. Darum sah er Marina nicht.

Von welchem Wert für den Freibeuterzug Marina als Dolmetscherin war, erkannte man erst beim Besuch der Wächter des Meeres auf den Schiffen. Es stellte sich heraus, daß weder Aguilar noch Julianillo und Melchorejo die Sprache der Mexikaner verstanden. Da meldete sich Marina. Sie übertrug die Worte der Mexikaner ins Maya, und Aguilar übertrug sie aus dem Maya ins Spanische.

Damit war der Riegel fortgeschoben, und nicht mehr verschlossen war das erzene Tor ins Wunderland.

Durch den Mund Marinas konnte nun auch Cortes mit dem mexikanischen Statthalter verkehren.

11.

Auf der Universität Salamanca hatte einst Cortes nicht nur Weintavernen und Kemenaten freier Damen besucht. Auch mit Poesie und Rhetorik hatte er sich befaßt, bevor er seine militärischen Talente entdeckte. Seit jener Studentenzeit war seine Zunge ein glattgeschliffenes Rapier und sollte ihm noch zu manchem Sieg verhelfen, wo ein Haudegen versagt haben würde.

Ohne Stocken rieselte der Bach seiner Rede. Mit etwas zurückgeworfenem Kopfe und — nicht ohne Absicht — arrogant näselnd, setzte er dem Statthalter auseinander, warum das christliche Heer solche Sehnsucht hatte, die schöne Stadt Mexico zu sehen. Ausgesandt seien sie als Boten des mächtigsten Kaisers der Welt, Don Carlos de Austria. Dem seien Brabant, Kastilien und Aragon sowie alle Länder des Ostens untertan. (Cortes verschwieg, daß eine arme Irre auf dem Thron Spaniens saß, die wahnsinnige Johanna von Kastilien, und daß ihr Sohn und Mitregent, der spätere Karl V., ein neunzehnjähriger Prinz damals, eben erst der Vormundschaft des Kardinals Ximenes entwachsen, weniger Aussicht hatte, Kaiser zu werden als sein Rival, der König von Frankreich.) Ausgesandt seien sie, weil der große Fürst des Sonnenaufgangs Kunde erhalten vom Fürsten des Sonnenuntergangs, Montezuma, und in seiner Gnade beschlossen habe, ihn sich zum Freund zu machen und eine Nachricht von weittragender Bedeutung für das mexikanische Reich durch seinen kaiserlichen Gesandten Hernando Cortes dem König Montezuma Auge

in Auge mitzuteilen. Am Schluß seiner Rede forderte Cortes den Statthalter auf, ihn und sein Heer unverzüglich vor Montezuma zu führen.

Die Antwort des Mexikaners drückte den aufrechten Stolz eines alten Kulturvolkes aus, das in seinem höchsten Vertreter durch das taktlose Ansinnen dieses Abenteurers verletzt war.

Der Staub-Aufwirbler sagte: „Erst zwei Tage bist du im Lande und willst schon den Colhuatecuhtli, den großen Tlatoani Montezuma sehn? Es genügt vollkommen, wenn du seine Geschenke siehst und sie deinem Herrn, dem Fürsten des Ostens, überbringst."

Darauf winkte der Statthalter einem seiner Begleiter und ließ eine mit Geschenken gefüllte Truhe herbeischaffen. Außerhalb der Baracke breiteten die Lastträger des Statthalters auf einer über den Sandboden gerollten Matte die Gaben aus: Edelsteine in kunstreicher Goldfassung, buntgemustertes Baumwollgewebe, mit Golddraht gebundene Büschel kostbarer Federn.

12.

Nicht Montezumas Schatzhäusern entstammten die Gaben. Der Statthalter hatte sich begnügt, der eigenen Kleiderkammer einige entbehrliche Schmuckstücke und Stoffe zu entnehmen. Doch für die Spanier war es eine Augenlabe.

Nur Cortes hatte Mühe, seinen Ärger mit hochtrabenden Dankesworten und zur Schau getragener Freude zu bemänteln. Wenn der Kazike geglaubt, durch

Bestechung seine Abreise zu erkaufen, — ihn, Hernando Cortes, von seinem Ziel abzubringen, — er sollte sich täuschen! Jetzt galt es Zeit zu gewinnen.

Durch Marina und Aguilar ließ er dem Statthalter sagen: auch der Herr des Ostens habe Gaben gesandt für den Herrn des Westens. Dann befahl er seinem Haushofmeister Simon de Cuenca, die bereitgehaltenen Geschenke zu bringen.

Es war ein Lehnstuhl mit einer Abruzzenlandschaft auf der Rückenlehne — gute Florentiner Intarsien-Arbeit; (nur schade, ein abgebrochenes Bein des Sessels war eben erst notdürftig vom Zimmermann Cristóbal de Jaén angeleimt worden). Ferner ein geschliffener Aquamarin, in ein stark mit levantiner Rosenöl parfümiertes Spitzentuch gewickelt; eine Schnur blauer Glasperlen und eine karmesinrote Nacht-Haube nach Art der Dogenmützen, an welcher ein emailliertes Heiligenbild von Dukatengröße — den heiligen Georg mit dem Drachen darstellend — befestigt war.

„Dies alles sendet mein kaiserlicher Herr dem König Montezuma", sagte Cortes. „Überbringe ihm die Kleinodien und frage ihn, wann er mich — auf diesem Throne thronend und gekrönt mit dieser unschätzbaren Krone — empfangen will."

Der Austausch der Geschenke hatte viele Neugierige angelockt. In ehrerbietiger Entfernung bildeten die Soldaten einen Halbkreis um die Feldobristen und ihre Gäste. Nach den letzten Worten des Cortes drängte sich plötzlich der Possenreißer Madrid durch die Zuschauermenge. Er war klein, bucklig, und seine Hühnerbrust war vor-

springend wie ein Schiffschnabel. Nie verlor sein rasiertes, überlanges Gesicht den unfrohen Ausdruck eines krähenden Hahnes. Blitzschnell, so daß niemand ihn hindern konnte, stellte er sich dicht vor die Mexikaner und kreischte aus Leibeskräften:

„Thronsessel hinkt!
Spitzentuch stinkt!
Glas die Perlen!
Krone nur nütze
Bübischen Kerlen
Zur Zipfelmütze!
Über die Ohren
Zieht euch das Fell
Ein Raubgesell,
O ihr armen Toren! . . .“

Weiter kam er nicht. Ein junger schmucker Fähnrich, Bernal Diaz del Castillo, von seinen Waffengenossen der Galante genannt, hatte den Spaßmacher am Kragen gepackt und in den Sand geworfen. Er blickte Cortes fragend an.

„Soll ich ihn peitschen lassen?“

„Nein“, sprach Cortes. „Ein Hanswurst kann mich nicht kränken. Da, fang das Goldstück auf, Narr! Denn du hast mich lachen gemacht!“

Der Hofnarr des Gobernadors Diego Velázquez hatte viele Freunde im Heere . . .

Der Staub-Aufwirbler wandte sich an Marina.

„Was hat dieser Krieger gesagt?“ fragte er.

„Es ist ein Wahnsinniger“, antwortete Marina. „Er hat geweissagt.“

„Was?"

„Daß Montezuma meinen Herrn empfangen wird."

Der Statthalter sann nach. Dann beriet er sich flüsternd mit dem Steuererheber. Den Wert oder Unwert des Sessels und der roten Nachtmütze vermochten sie nicht zu bemessen. Die Glasperlen schienen Juwelen zu sein. Dem Großkönig solche Schätze und ihres Überbringers kühn gefordertes Verlangen zu unterschlagen, wäre ein todeswürdiges Verbrechen gewesen.

„Ich bin Montezumas Sklave", sagte der Statthalter. „Ich werde die Geschenke vor sein Angesicht tragen. Mag sein Mund entscheiden, ob du vor ihn treten darfst."

13.

Doch Cortes wollte die Gäste nicht ziehen lassen, ohne ihnen erst einen Begriff von der Furchtbarkeit europäischer Kriegswaffen zu geben. Der „Menschenmaler" hatte nur friedliche Genre-Bilder auf das Hirschhaut-Pergament gemalt: die heilige Handlung vor dem Altare mit Guitarrebegleitung, das Mittagsmahl in der Laubhütte, die Darbringung der Gaben, sowie Bildnisse der elf Feldobristen und der Malintzin (wie die Indianer Marina nannten). Jetzt aber sollte er wilde Manöver-Szenen abkonterfeien, damit Montezuma, wenn er sie zu Gesicht bekommen, es sich wohl überlege, einem so unüberwindlichen Kriegsführer Wünsche abzuschlagen.

Schon während des Mahles hatte Cortes seinem Stallmeister Martin de Gamba Auftrag gegeben, den Romo

zu satteln und dafür Sorge zu tragen, daß auch die übrigen Pferde des Heeres bereitstünden.

„Meine Herren," sprach jetzt Cortes zu den Hauptleuten, „wir wollen den Kaziken unser Reitergeschwader vorführen und ihnen zeigen, wie kastilische Ritter zum Ritterspiel stürmen. Laßt uns am feuchten Sandufer hinsprengen, denn auf den weichen Sanddünen könnte eines der Rosse stolpern — und das würde einen mißlichen Eindruck hinterlassen, sowohl im Sande wie in den Augen dieser Wilden. Wir können bei der Gelegenheit feststellen, wer von uns am besten im Sattel sitzt und wessen Pferd der hitzigste Renner ist."

Die Kavalkade bestand aus fünfzehn Reitern.

Cortes wollte seinem Romo einen Ehrentag bereiten. Aussicht auf den Preis hatten aber auch die Fuchs-Stute des Alvarado — feurig wie ihre Farbe — (Alvarado hatte sie dem Hernando López abgekauft); der Hellbraune des Cristóbal de Olid; und des Juan Velázquez de León Grauschimmel, ein riesenhaftes Tier, der Stumpfschwanz geheißen. Die anderen Pferde taugten sicher nicht viel, wenn auch der Tanzlehrer Ortiz versicherte, sein Klepper der Rotfuchs, könne fliegen wie Pegasus; er hatte ihm daher den Namen das Flügelpferd beigelegt.

Der von Trompetenfanfaren und Musketenschüssen umtobte Sturmangriff auf den unsichtbaren Feind am Meeresufer war eine Überraschung — nicht nur für die zuschauenden Mexikaner. Durchs Ziel — zwei leere Weinfässer — lief Romo als dritter und Stumpfschwanz sogar als achter. Das Flügelpferd hatte vor einem toten

Tintenfisch gescheut und seinen Tanzmeister im Bogen ins Meer geworfen. Sieger war der Fähnrich Gonzalo de Sandoval auf seinem dunkelbraunen Hengst Motilla.

Sandoval war erst zweiundzwanzig Jahre alt. Ein geborener Reitersmann, war er nicht hoch von Gestalt, muskulös, breitschultrig und hatte etwas gekrümmte Beine. Ein kleiner herabhängender Schnurrbart schmückte sein breites, immer ernstes Gesicht. Er stammte aus einer alten, aber verarmten Hidalgo-Familie.

Cortes hatte den Cornelius Nepos und Plutarch auf die Reise mitgenommen und kannte die Namen seiner fünfhundertundfünfzig Begleiter. Von vielen aber wußte er nicht viel mehr als den Namen. Sandoval hatte bisher die Gelegenheit gefehlt, sich hervorzutun. Nur das war Cortes bekannt, daß der Jüngling aus seinem Heimatsort, Medellin, stammte; den Vater des Fähnrichs, den Festungskommandanten Gregorio de Sandoval, hatte er in seiner Jugend oft durch die Gassen Medellins schlendern sehen, gespornt, mit der Reitgerte in die Luft schlagend, einsam, verdrossen über ein vertanes Leben.

„Ich beglückwünsche Euch, Sandoval!" sagte Cortes.

Sandoval war ein Stotterer. Er errötete, streichelte verlegen sein Pferd. Dann sagte er stockend:

„Motilla ist ein gutes Pferd."

„Und Ihr ein guter Reiter. Ihr reitet besser als Ihr sprecht. Ich ernenne Euch zum Capitan!"

Der aztekische Menschenmaler verzeichnete mit leuchten-

den Farben wild hüpfende Ungeheuer auf das Hirschhaut-Pergament — Menschen bis zum Nabel, und weiter abwärts Tiere (sinnschwer waren die Bilder!); und er vergaß auch nicht die Metamorphose eines der Ungeheuer, — den hohen Flug und das Bad des Tanzmeisters.

14.

Inzwischen hatte der Feuerwerker Alonso de Mesa, unterstützt von den Artilleristen Juan Catalán, Bartolomé de Usagre und dem Levantefahrer Arbenga, mehrere der langen Kartaunen auf die Spitze der vierzig Fuß hohen Düne hinaufgeschafft. Als die Singende Nachtigall zu brüllen begann, verloren selbst der Statthalter und der Steuererheber ihre unverdrossene Selbstbeherrschung. Sie fielen zu Boden, husteten, niesten und erstickten fast im ungewohnten Pulverdampf. Steinkugeln, groß wie Kinderköpfe, schwirrten zischend über die verängstigten Mexikaner hinweg in den nahen Wald und knickten dort einige Bäume.

Mit Genugtuung sah Cortes, daß die erhoffte Wirkung nicht ausgeblieben. Das Grausen der Mexikaner war augensichtlich, wie sehr sie sich auch zu steinerner Ruhe zurückzwangen. Der Menschenmaler, der eben erst Fabelwesen, kentauren-ähnliche Dämonen mit Menschenleib und Tierbeinen, aufs Pergament gemalt, mußte jetzt das Übermenschliche malen, die geistverstörenden, grauenhaften Zauberkräfte der Sonnensöhne.

Nun wurden die Gäste an den Waldrand geführt:

sie sollten die vernichtende Macht der Zauberei bewundern. Cortes zeigte ihnen einen waden-dicken Palmbaum, dem eine Steinkugel die Krone abgerissen hatte.

„Hat Montezuma so furchtbare Waffen?" ließ er durch Marina den Staub-Aufwirbler fragen.

„Nein", erwiderte Teuhtliltzin. „Wir haben nur hölzerne Schwerter, gefiederte Pfeile und Speere. Doch ein mexikanisches Schwert vermag das auch."

„Das möchte ich sehen, ehe ich es glaube!" rief Cortes.

Der Statthalter winkte einem seiner bewaffneten Begleiter. Es war ein Chimalitquic, ein schildtragender Krieger mit einem habichtgroßen, stilisierten Schmetterling aus Federmosaik an den Schultern. In den Händen hielt er — außer dem buntbemalten Schild — ein Speerbündel und ein Macquahuitl, das gefährliche Sägeschwert der Azteken. Wohl war es nur aus Holz, doch an beiden Schneiden waren Obsidianspitzen eingelassen, scharf wie Rasiermesser.

Auf Befehl des Statthalters durchschnitt der Krieger den Baumstamm mit einem einzigen Hieb.

Da verstummten die stolzen Kastilier für eine Weile.

„Ein solcher Degen taucht in Stahlpanzer wie in Butter!" bemerkte der stets spöttische Francisco de Lugo etwas beklommen.

Nur die elf Kavaliere besaßen Panzer. Die übrigen Landsknechte der Expedition hatten sich mit wattierten Schutzröcken versehen, wie man sie auf den Inseln

Haïti und Kuba trug, zur Abwehr von Pfeilen nackter Wilder.

„Ihr seid ein Wahnsinniger, Don Hernando!" platzte der verträumte, bizarre und stets melancholische Diego de Ordás heraus. „Wollt Ihr mit so trefflich bewaffneten Leuten Händel suchen? Das ist Narretei!"

„Wenn Ihr glaubt, an Montezumas Tafelfreuden teilnehmen zu müssen", sagte der ungeschlachte Alonso de Avila, „so reitet allein hin mit Eurem Romo! Guten Appetit! Ich prophezeie, Ihr kommt nicht weiter als bis zur nächsten Stadtmauer! Aber setzt gefälligst Eure Kameraden der Gefahr nicht aus, als Rostbraten in den Töpfen des Mexikaner-Königs zu schmoren!"

„Ich meinte, Don Diego," versetzte Cortes, ohne Avila zu beachten, „ein Ritter wie Ihr fürchte Tod und Teufel nicht."

„Válgame Dios! Ich fürchte weder den Teufel noch seine Großmutter! Aber dieser Montezuma scheint hunderttausend Teufel zu haben. Übrigens, dort den roten Satan, ihn meine ich, der den Baum geköpft hat, wie es kein Henker besser macht, — ihn werde ich zum Zweikampf fordern!"

„Und was wollt Ihr mit dem — Teufelsurteil beweisen?" fragte Alvarado lachend.

Ordás blieb die Antwort schuldig. Cortes ließ ihn gewähren, obgleich der Vorschlag des Zweikampfs nichts als ein törichter, grillenhafter Einfall war, — sinn- und zwecklos und aus Langerweile geboren wie fast alle Handlungen des Diego de Ordás.

Marina mußte die großspurige Herausforderung, die Ordás ihr vorsprach, den verdutzt dreinschauenden Mexikanern übersetzen.

Der junge Krieger mit dem großen Falter auf dem Rücken schien nicht übel Lust zu haben, seine Haut zu Markte zu tragen. Doch die Besonnenheit des Statthalters vereitelte das unsinnige Duell. Noch benommen vom Pulverdampf und Getöse der Singenden Nachtigall, war der Statthalter sich bewußt, daß er Schreckensnachrichten nach Tenuchtitlan zu tragen habe; er wollte nicht auch noch Überbringer der Trauerkunde sein, daß beim ersten Waffentanz ein Azteke unterlegen.

Mit artigen Worten lehnte er ab. Es sei Zeit, aufzubrechen. Er habe Eile, die Geschenke und die Botschaft dem Colhuatecuhtli vorzulegen.

15.

Man war ins Lager zurückgekehrt. Die Träger standen mit den Sänften bereit. Der lahme Sessel, der parfümierte Aquamarin, die Glasperlen und die karmesinrote Tuchmütze mit dem emaillierten Drachenkämpfer wurden sorgfältig verpackt.

Noch fehlten drei Schildträger von der Gefolgschaft des Statthalters. Es mußte nach ihnen gesucht werden.

Kastilische Soldaten hatten sich an sie herangemacht und einen Tauschhandel mit ihnen begonnen. Ohne Dolmetscher, durch die Sprache der Finger und Augen, hatten sie sich verstanden und sogar Freundschaft geschlossen. Arm in Arm war man schließlich zur Marke-

tenderlaube der Feuerlilie gewandert, um mit hitzigem Portwein auf die Verbrüderung des kastilischen und aztekischen Volkes zu trinken.

Dort wurden die Gesuchten gefunden. Schuldbewußt kamen sie jetzt auf den freien Platz vor die Hütte mit der schwarzen Standarte. Eine johlende Menge folgte ihnen. Den drei Mexikanern, die an den einheimischen Rauschtrank Pulque gewöhnt waren, hatte der spanische Wein nicht sonderlich geschadet; nur daß sie Barette statt der Federbüsche auf den harzigen Strähnen trugen. Dafür prangte Ribadeo der Weinschlauch in einer Federkrone und rülpste gröhlend; der weißhändige Sánchez Farfán schwenkte ein mexikanisches Sägeschwert, verlor das Gleichgewicht und stolperte bei jedem Schritt; und Pedro d'Ircio, der Agramant ohne Taten, angetan mit einem Maxtlatl, einem Lendenschurz, den er über die Pluderhosen gestreift hatte wie eine Badehose, erzählte den mexikanischen Kriegern seine alten Geschichten von einem Don Pedro Jirón und einem Grafen von Urueña. Am tollsten aber benahm sich die junge Mulattin Beatriz de Palacios. Sie hatte einem der Mexikaner auf dem Schoße gesessen und aus seinem Glase getrunken, bis sie kreischte; sie trug sein Nasengehänge als Ohrring. Jetzt rollte sie dem Statthalter vor die Füße und übergab sich, des stolzen Herrn Goldsandalen beschmutzend.

Der Statthalter fragte liebenswürdig:

„Ist die Blume des Ostens krank?"

Cortes ließ durch Marina und Aguilar antworten:

„Die junge Frau leidet an der Krankheit des Meeres,

weil sie lange auf der See gefahren ist. Wir alle leiden an dieser Krankheit."

Der Statthalter drückte in bildreichen Wendungen sein Bedauern aus über die Leiden der weißen Götter. Cortes fuhr fort:

„Es gibt nur ein Heilmittel gegen diese furchtbare Krankheit. Aber die Medizin ist hier auf den Sandhügeln schwer erhältlich. Wenn Montezuma Freundschaft hegt für uns und unsern kaiserlichen Herrn, Don Carlos de Austria, so soll er uns viel, viel von der Medizin gegen die Seekrankheit senden."

„Wie heißt die Medizin?" fragte der Statthalter.

Und Cortes antwortete:

„Gold!"

16.

Zu den seltsamsten Gestalten des seltsamen Abenteurerheeres gehörte ein Soldat, der eben über den Platz schritt. Er war noch ziemlich jung und ungewöhnlich schön. In vier Sprachen — spanisch, italienisch, französisch und lateinisch — konnte er sich gewandt ausdrücken. Er mußte von hoher Herkunft, er konnte ein Prinz sein — so selbstverständlich edel und ungesucht war seine Haltung, seine Rede, seine Zuvorkommenheit. Aber ihm fehlte die rechte Hand. Und kein Hehl machte er daraus, daß ein Henker sie ihm auf dem Block eines Blutgerüstes zur Strafe für eine schwere Vergehung abgeschlagen. Sonst aber behielt er das Rätsel seines Schicksals für sich; und nie ist der Schleier gelüftet worden.

Einen Namen hatte er nicht. Darum hieß er bei den Waffengenossen: der Namenlose. Er selbst nannte sich so.

Wußte man auch nicht, von wo er herkam, — eins war doch gewiß: er mußte an den Kämpfen in Italien teilgenommen haben. Er trug einen in Italien geschmiedeten Degen; und seine Sturmhaube unterschied sich von den Eisenhüten der Kastilier: sie war aus Bronze, gute Schmiedearbeit, geziert mit einem geflügelten Drachen.

Die Augen weit geöffnet, starrte der Staub-Aufwirbler der Sturmhaube nach. Dann fragte er, ob er sie mit nach Mexico tragen dürfe, um sie Montezuma zu zeigen.

Cortes rief den Namenlosen heran. Ohne Widerrede stellte ihm dieser die Sturmhaube zur Verfügung. Cortes reichte sie dem Statthalter und sagte:

„Unter der Bedingung, daß Montezuma mir diesen Helm bis an den Rand mit Gold gefüllt zurücksendet, gebe ich ihn dir mit. Aber erkläre mir, warum du glaubst, daß der Anblick dieses Helmes Montezuma Freude bereiten wird."

Der Staub-Aufwirbler gab zur Antwort:

„Nicht nur was Freude bereitet, ist gut zu sehen. Einen Helm wie diesen trug Unser Herr Quetzalcoatl, als er auf der Erde wandelte. In seinem Tempel bewahrt man das alte Waffengeschmeide auf. Montezuma wird die beiden Helme vergleichen, um festzustellen, ob Ihr die Enkel seid, von denen Unser Herr geweissagt hat."

Cortes konnte die Bedeutung der dunkeln Worte noch nicht ermessen. Doch die Erkenntnis dämmerte plötzlich in seiner Seele auf, daß auch er heute einen Zweikampf ausgefochten und nun klein und beschämt vor dem überlegenen Gegner dastand. Geärgert fühlte er, daß er sich unwürdig und possenhaft benommen. Er hatte sich vergriffen, weil er im Finstern tappte, eine Welt der Ungewißheit mit den Fingerspitzen ertasten mußte und sich selbst ebensowenig kannte wie die urweltliche Größe des Ungeheuers, dem er achtlos auf den Fuß getreten. Man wird nicht von heute auf morgen Cäsar . . .

Der Staub-Aufwirbler dagegen hatte nichts zu bereuen und hatte genug verstanden. Es gab also ein Heilmittel, die Söhne der Sonne gefügig zu machen —: Gold, Gold, viel Gold!

Den Schreckensnachrichten, die er Montezuma zu melden hatte, konnte er wenigstens diesen Trost beifügen. Denn in Tenuchtitlan mangelte es nicht an dem teocuitlatl, Göttererkrement, genannten Metall.

Der Statthalter und sein Stab verließen das Lager.

17.

Ohne sich einmal Nachtruhe zu gönnen, legte der Statthalter den weiten Weg nach Tenuchtitlan zurück. Als er im Großen Palast anlangte, war es Mitternacht. Der Zornige Herr schlief. Der Statthalter ließ den Vorsteher des Hauses der Teppiche rufen und bestand darauf, daß Montezuma geweckt werde.

Aus schrecklichen Träumen erwachte Montezuma zur

schrecklicheren Wirklichkeit. Unerhörtes mußte geschehen sein, daß man ihn um diese Stunde weckte.

Seine scheu flackernden Gedanken fanden keinen Ruhepunkt, nicht auf Erden, nicht im Himmel, nicht im Halt der eigenen Brust. Dieser verquälte, verdrückte Mensch war der länderhungrige Gewaltherrscher nicht mehr, der beim Ballspiel um die drei Truthähne dem Himmel hatte trotzen wollen. Tief gedemütigt hatte ihn der erzürnte Himmel seit dem rätselhaften Verschwinden des Herrn des Fastens. Schon hatte die Schwarze Blume begonnen, ihr eigenes Blut zu trinken, nachdem durch mexikanisches Gold die Königswahl des Edlen Traurigen erkauft worden war. Und nun erfüllten sich auch die Worte seiner Schwester Papan: der weiße Gott stand vor der Tür und forderte Einlaß. Wahrlich, sie war nicht die einzige lebend Begrabene in Tenuchtitlan! Die Götter Mexicos waren aus der Stadt geflohen wie aus einer Todeswohnung! Montezuma fühlte seinen Glauben wanken und klammerte sich mit angstverzerrten Händen an den Aberglauben.

In seinem engen runden Schlafgemach wollte er die Nachrichten des Statthalters nicht entgegennehmen. Der Vorsteher des Hauses der Teppiche mußte daher den Staub-Aufwirbler und seine Begleiter in den Saal der Botschaften führen. Inzwischen ließ Montezuma ein Prunkkleid, auf welches Totenschädel gestickt waren, von seinen Sklaven bringen. Festlich gekleidet, in funkelndem Schmuck, begab er sich in den Saal der Botschaften und nahm auf dem Silberthron unter dem Baldachin aus

Adlerdaunen Platz. Neben ihn stellten sich der Schwarze Amber — der Weibliche Zwilling — sowie der schweigsame Feldherr das Schwelende Holz.

Kienfackeln, von Haus-Erleuchtern gehalten, füllten den weiten Saal mit Rauchstreifen. Schummrig belichtet vom hüpfenden Flammenschimmer, tauchten die blank polierten Götzenskulpturen der Jaspiswände wie aus Nebelfernen auf, immer wieder verbleichend. Nicht weniger geisterhaft schwebten und wogten die Menschen im gaukelnden Feuerschein.

Montezuma hatte Befehl erteilt, fünf gefangenen Hauptleuten aus dem Feldheere der Schwarzen Blume das Gesicht und den Körper mit Kreide zu weißen. Die fünf wurden jetzt hereingeführt, nackt, schneeig, wie aus Alabaster gemeißelt. Das toll gewordene Licht konnte sich nicht genug tun, auf den weißen Leibern zu tanzen. Auf die Marmorfliesen — dort, wo der Hund Montezumas den Dolchstoß erhalten — wurden die fünf nebeneinander gebettet und „der Edelstein" wurde ihnen entrissen. Ihr Blut aber, — aus den klaffenden Brüsten zischte es empor wie fünf karminrote Springbrunnen, — ihr Blut wurde auf Anordnung Montezumas dem Statthalter über das Haupt gegossen; und ebenso seinen Begleitern; — dem Grausen zu Ehren, das ihre Augen erblickt.

„Denn", sprach Montezuma, „ihr habt vor dem Angesicht der Götter geweilt, habt mit Göttern Reden gewechselt! . . ."

Der Statthalter erstattete Bericht und zeigte das Hirschhaut-Pergament seines Menschenmalers vor. Aber Mon-

tezuma warf kaum einen Blick auf die Malereien. Er sagte auch kein Wort. Er weinte.

Niemand sprach mehr im niedrigen, langgestreckten Palastsaal. Und die Tanzwut des Lichtes wurde zum Fieberschauer, in rasenden Zuckungen und Sprüngen hüpften die Lichtschatten auf den fünf mit silbriger Kreide und glühendem Blut getünchten Leichen.

18.

Der Gebundene Falke war nicht mit nach Tenuchtitlan gereist. Am Ostermontag und den folgenden Tagen erschien er im Lager und ließ jedesmal reichliche Mengen gedörrter Fische, Maisbrot, Gemüse und Obst abliefern. Den Christen war das um so mehr erwünscht, als sich inzwischen herausgestellt hatte, daß der weiße Zwieback und das aus Kuba mitgebrachte Kassave-Brot von Würmern wimmelten, und daß auch das eingesalzene Fleisch ungenießbar war. Rodrigo Rangel hielt an Cortes folgende Ansprache:

„Es steht fest, daß viele Menschen ungenießbar sind. Freilich der Wurm im Sarge, Euer Liebden, denkt anders, er hat keine feine Zunge und findet alle Adamskinder schmackhaft. Und auch die Mexikaner sind keine Feinschmecker: sie bringen uns Maisbrot und Zwergbohnen, um uns für kannibalische Gelage zu mästen; sie wollen das Werk der Moskitos vollenden, die uns schon halb aufgezehrt haben. Denn Mücken sind ungesittet, geschmacklos und gar nicht wählerisch: sie finden das gepökelte Salzfleisch des Narren Madrid ebenso genießbar

wie die selbstgeräucherte Rinderbrust San Juans des Aufgeblasenen und den süßlichen Schinken unseres Seemanns Alvaro aus Palos, der auf Kuba im Lauf von drei Jahren dreißig Kinder von Indianerinnen bekam. Wahrlich, Euer Liebden, zu beneiden ist Galleguillo, der kleine Galicier."

„Warum?" fragte Cortes.

„Weil er kurz ist. Z. B. meine Flamme, die lange Elvira, bietet mehr Angriffspunkte (man könnte auch Verteidigungspunkte sagen, auch Anziehungspunkte). Und wiederum bieten die Moskitos Angriffspunkte — (pechschwarze Punkte, Euer Liebden!) — für die Partei des Don Diego Velázquez. Die Herren jucken und kratzen sich und murren. Bleiben wir hier auf den Sandhügeln, so werden wir aufgefressen oder fressen uns gegenseitig auf. Also, um es kurz zu machen: Euer Liebden stehen wie Herkules am Kreuzwege und müssen wählen: entweder zurück auf die Schiffe ohne Proviant und Ruhmestaten; — oder geradeaus in den Urwald. Helden können Löwen und eine vielköpfige Hydra bewältigen — aber kein menschenliebendes Ungeziefer!"

So sprach Rodrigo Rangel.

Mit den Offizieren Alvarado, Ordás, Lugo und Tapia unternahm Cortes einen Rekognoszierungsritt. Es stellte sich heraus, daß der Wald kein Urwald war, und daß sich Dörfer in unmittelbarer Nähe befanden.

Indessen, dank der Fürsorge des Gebundenen Falken fehlte es an den Tafeln der Offiziere und kaiserlichen Regierungsbeamten vorderhand nicht an Lebensmitteln. Und

um im guten Einvernehmen mit den Mexikanern zu bleiben, verboten die Offiziere ihren Soldaten streng, in den Dorfschaften zu fouragieren. Die armen Kerle mußten das Meer plündern; sie angelten, nährten sich von Austern und Krabben, kratzten sich und fluchten.

19.

Eine Woche war so hingegangen. Der Geist der Meuterei grinste unheimlicher denn je vom hohen Galgen herab auf das Gewimmel unter der Mückenwolke; doch nach schlaflosen Nächten waren die hohläugigen Gestalten zu mürbe und zerschlagen, ihrem Unmut lärmenden Ausdruck zu geben.

Da traf die lang erwartete Antwort Montezumas ein. Der Großkönig hatte seinen schweigsamen Freund und Lebensretter, den Feldherrn das Schwelende Holz zum Gesandten ausersehen und ihm den Staub-Aufwirbler als Berater beigegeben. Begleitet von viertausend Soldaten, nahte das Schwelende Holz dem Lager. Seine Krieger ließ er außerhalb — sie waren eine entbehrliche Zierde königlichen Pompes. Denn das Schwelende Holz führte die Medizin bei sich, die sie entbehrlich machte: hundertundzwanzig Lastträger trugen Körbe und Kisten voll leichter Edelfedern und schwerwiegenden „Götterdreckes" durch die Tore und Gassen des Lagers bis vor die Laubhütte mit der schwarzen Standarte.

Hatten sich neulich schon die Mexikaner hochfahrend gezeigt, heute benahmen sie sich erst recht dünkelhaft. Des Schwelenden Holzes Ton bei dem auffallend kurzen

Besuch war verletzend trocken und stand in grellem Widerspruch mit dem unterwürfigen Überschwang seiner Begrüßungsworte.

„Euer Knecht Montezuma," sagte er, den starr melancholischen Ausdruck seines mit blauen Streifen bemalten Gesichtes durch ein Lächeln verzerrend, „Euer Knecht Montezuma, der seinen Hof inmitten des Wassers hat, Euer Knecht der Edle Traurige, der am Seeufer wohnt, und Euer Knecht der Durch-Zauber-Verführende, der am Fuße der Berge herrscht, befahlen mir, Euch zu sagen: Mit Jubel vernahmen sie die Kunde, daß sie den mächtigen Fürsten des Sonnenaufgangs zum Freunde haben; und Freude erfüllt sie, daß die Abgesandten des großen Königs den Fuß wieder auf das Land gesetzt haben, das ihr Eigentum ist. Wir tragen Geschenke für unseren Herrn, den Fürsten des Ostens, dargebracht von Eurem Knecht Montezuma. Und wünscht Ihr mehr noch, sollt Ihr mehr haben, damit Ihr es vor das Angesicht unseres Herrn bringt, als Wahrzeichen der Freude Eures Knechtes Montezuma!"

Darauf ließ das Schwelende Holz die Gaben auf Matten ausbreiten. Der Schandpfahl auf dem freien Platze erstrahlte, als wäre ein glühflüssiger Stern rings in den Sand gesintert.

Was da lag, war mehr, als Goldsucher in verwegensten Traumbildern sich hätten erträumen können. Viele der Kastilier hielten ihre Augen für behext, rieben sich mit dem Handrücken die Lider, — fasziniert, geblendet, aufgepeitscht vom Goldfieber. Der Hauptmann Don

Alonso de Avila stand gekrümmt da, zum Sprung bereit, dumpf keuchend, mit blutunterlaufenen Augen; — er mußte von Puerto Carrero, Alvarado, Montejo und Olid an den Armen gehalten werden wie ein Berserker oder von Tobsucht befallener Irrer; — ein verdurstendes Tier, mit Schaum am Munde, schlürft das rettende Wasser nicht gieriger ein, als Avilas lechzende Augen die goldene Labe eintranken.

„Tretet weiter zurück, meine Herren!" mußte Cortes mahnen. „Ein Fünftel gehört Seiner Majestät. Der Herr Rechnungsführer Albornoz wird alles buchen."

Und der Rechnungsführer Albornoz begann zu buchen, überwacht vom Schatzmeister Mejia und beglaubigt vom königlichen Notar Godoy. Sie wußten Gold und Silber zu schätzen und verzeichneten den schätzbaren, Millionen übersteigenden Goldwert. Den andern — unschätzbaren — Wert buchten sie nicht. Wozu auch! Gold wird umgeschmolzen wie der Kosmos — er schmilzt sich selbst um — und bleibt doch immer Gold. Völker werden umgeschmolzen: Gold bleibt Gold. Verloren gehen nur die Seelen toter Völker: eine Weile führen sie ein Nachleben, sind Einwohner von Kunsterzeugnissen, so wie das Meeresrauschen noch in der Muschel wohnt; und dann, im Schmelzofen der Zeit, verdunsten sie, fliegen ins Nichts, unwiederbringlich.

Unter den Geschenken waren Bilderhandschriften, heilige Ritualbücher, über und über mit Rebusschrift bedeckt, älteste Aufzeichnungen über den weißen Kreuzträger Quetzalcoatl: wie er sich im gekrümmten Spiegel er=

blickte und über sich erschrak; wie er im Rausch seine Schwester küßte und traurig hinwegzog, das Land Tlillan-Tlapallan suchend, begleitet von allen Singvögeln der Gärten Tulas ... Eine stumme Muschel erzählte von den Wunderschauern des Meeres. Eines Volkes leidvolle Seele lebte in den geweißten Blättern des Hirschhaut-Pergaments ... Verloren, unwiederbringlich verloren!

Unter den Geschenken war eine Scheibe aus gestanztem Gold, groß wie ein Wagenrad; darauf war in gehämmertem Flachrelief die Sonne dargestellt und um die Sonne die Sternbilder und der Tierkreis der Tolteken. Nach Schätzung des Schatzmeisters Mejia hatte die Scheibe einen Goldwert von zwanzigtausend Dukaten ... Alter Völker Ewigkeitssehnsucht spiegelt sich in ihrem Himmelsbild ... Verloren, für immerdar verloren! ...

Eine gleichgroße Scheibe aus Silber stellte den Mond dar und die Gestalten des Herrn der Morgenröte, des blauen Planeten.

Unter den Gaben sah man auch Tiere, naturgetreu in Gold gemeißelt. Zwanzig goldene Enten waren darunter.

Selbst die Perlengewandung des Quetzalcoatl von Tula, die bloß bei feierlichen Festen dem Götterbilde umgetan wurde, hatte Montezuma hergegeben, wie auch des weißen Gottes Gesichtsmaske, über und über inkrustiert mit weißen und blauen Steinen.

Der Helm des Namenlosen war nicht vergessen worden. Bis an den Rand war er gefüllt mit Körnern reinsten Goldes. Den Wert dieser Goldkörner allein

berechnete der Schatzmeister Mejia auf dreitausend Dukaten. Die Schmelzöfen Europas sollten Arbeit erhalten . . .

20.

Mit schwungvollen Worten erstattete Cortes seinen und seines Kaisers Dank. Der Herzensdrang des Spaniers, den lieben Freund Montezuma zu umarmen, war ins Unermeßliche gestiegen.

„Wann will mich der König von Mexico empfangen?" fragte er durch Marina und Aguilar.

„Nie", antwortete das Schwelende Holz. „Denn König Montezuma ist krank und kann ans Meeresufer nicht kommen."

„Das habe ich nicht verlangt," sagte Cortes bescheiden, „daß Montezuma sich die Mühe macht. Ich und mein Heer scheuen die Strapazen der Reise nicht und wollen ihm in seiner schönen Stadt einen Besuch abstatten."

Die schwermütigen Augen des Schwelenden Holzes schienen zu lachen.

„Das schlage dir aus dem Sinn, — läßt dir Montezuma sagen. Denn zwanzig Sonnen entfernt liegt Mexico-Tenuchtitlan; und unübersteigliche Gebirge ragen zwischen dem Meer und dem großen Montezuma; durch Wüsten führt der Weg, wo ihr vor Hunger und Durst verkommen müßtet. Auch geht die Straße durch Länder, wo unbotmäßige Völker wohnen, Gegner der Mexikaner; und sie würden keinen von euch am Leben lassen, da ihr Freunde Montezumas seid."

Nach diesen Worten stiegen das Schwelende Holz und der Statthalter in ihre Sänften, ohne den Vorstellungen der Kastilier ihr Ohr zu leihen.

Von diesem Tage an ließ sich kein Indianer mehr im kastilischen Lager blicken.

21.

In Tenuchtitlan schlachtete jetzt Montezuma jeden Tag einen Knaben, um mit des Himmels Segen die Christen in Ketten legen zu können, falls sie das Land nicht verließen. Die weißen Götter — hatte er beschlossen — sollten, bevor sie auf Altären verbluteten, zum Kinderzeugen gebraucht werden. Aztekische Frauen und Mädchen sollten Götterfrucht in ihrem Schoße austragen, das Volk der Mexikaner sollte ein Volk von Göttern werden.

22.

Dem armen König Midas verwandelte sich alles in Gold, und er verlechzte inmitten von unschätzbaren Geschmeiden. So ging es dem Christenheer; — doch nicht allsogleich erkannte es seine Ähnlichkeit mit dem langohrigen Märtyrer des Reichtums.

Denn die Indianer schrieben nicht etwa einen Fehdebrief — wie das gesittete Völker machen — und ließen auch nicht durch Herolde kund und zu wissen tun, daß sie das Lager meiden wollten. Sie blieben eben fort. Sie brachten nicht mehr Körbe voll Maisbrot und Gemüse. Vergeblich trösteten sich die Hungerleider von

einem Tag zum anderen: morgen, gewiß, morgen werden sie kommen! . . .

Unter der brütigen Sonne hatten sich die Würmer redlich genährt und vermehrt: zusammengeschmolzen waren alle Lebensmittel im glühenden Schmelzofen, umgeschmolzen, verwandelt in ein ekles, wimmelndes Leben . .

Dennoch untersagten noch immer die Offiziere den Mannschaften, in den benachbarten Dörfern Fourage zu holen. Der gute Freund Montezuma durfte nicht verstimmt werden.

Da schlich sich ein kleiner Soldat, Gregorio Burgueño, aus den Toren des Lagers; und als er nach einigen Stunden zurückkam, trug er zwei gestohlene Truthähne unter dem Arm. Sein Hauptmann, Alonso de Avila, erfuhr davon und verurteilte ihn zum Tode durch den Strang. Ohne Cortes in Kenntnis zu setzen, ließ er die Strafe vollstrecken.

23.

An diesem Tage hatte Alvarado einen Spazierritt unternommen, um seine hitzige Fuchsstute ausgaloppieren zu lassen. Prachtvoll sah Alvarado auf dem jungen Tier aus — ein junger Kentaur in blitzblanker Kavaliertracht; denn Alvarado kleidete sich stets mit ausgesuchtem Geschmack und peinlich sauber. Sein hoher schlanker Körper schmiegte sich jeder Bewegung des Rosses an, so daß ein Juwel, das er an einer Goldkette um den Hals trug, gleichmäßig wie ein Pendel schwang: Mensch, Tier und Juwel waren wie aus einem Guß. Nächst

dem einhändigen Namenlosen kam kein Mann im Heere diesem Hidalgo westgotischer, vielleicht auch vandalischer, Abkunft an männlicher Schönheit gleich. Herzgewinnend war sein offenes, freimütiges Wesen. Und so strahlend war das Gold seiner langen Locken um den länglichen Schädel, der Goldschimmer seines flachsblonden, gestutzten Vollbartes um das gebräunte Aristokraten-Gesicht, wie auch das Feuer seiner großen hellblauen Augen, daß schon die Wächter des Meeres bei dem ersten Besuch auf den Karavellen ihm den Namen Tonatiuh, die Sonne, verliehen. Bis an sein Lebensende blieb er den indianischen Völkern „die Sonne" —: eine funkelnde, schöne, segenbringende, aber auch eine sengende, versengende, todbringende Sonne.

24.

Die Kavalleristen Dominguez und Lares begleiteten Alvarado bei seinem Ausritt. Erst am Meeresufer entlang, dann in den Wald hinein trabten die drei. Gleich am Waldesrand hörten sie ein Rascheln, ein Knicken von Zweigen — und in unmittelbarer Nähe sprang ein aufgescheuchter Hirsch vor ihnen her und verschwand im Unterholz. Von Waidlust gepackt, verfolgten sie ihn eine Weile; doch die Spur ging ihnen verloren. Dafür bot sich ihnen auf einer Waldwiese ein unerwarteter Anblick: die Kleider eines Europäers — Wams, Hosen, Stiefel, Hemd und Mütze — hingen an den Ästen eines Ceiba-Baumes.

Sprachlos vor Staunen hielten Alvarado und seine

Begleiter ihre Pferde an. Sie vermochten sich es nicht zu erklären. Gab es hier im Lande noch andere Weiße? War einer aus dem Lager hergeschlichen? Als Selbstmörder etwa? Oder war er ermordet worden? Und von wem? . . .

Dominguez und Lares holten die Kleidungsstücke vom Baum herab und brachten sie Alvarado.

„Jetzt weiß ich es!“ rief Dominguez, „Melchorejo, der grinsende Pavian, trug dies Wams!“

„Der verschmitzte Schuft ist ein Überläufer, kein Zweifel!“ rief Lares.

„Neulich, als die Mexikaner kamen, habe ich es beobachtet, wie der Kerl Fratzen schnitt, mit den Armen fuchtelte . . .“

„Er kann kein Wort Mexikanisch“, bemerkte Alvarado.

„Seine Finger können Mexikanisch!“ rief Lares erregt. „Mit Fingern läßt sich verraten, wie gering an Zahl wir sind und wo unser Lager sich erstürmen läßt . . .“

„Es ist ein böses Anzeichen, — auch die Mexikaner sind spurlos verschwunden“, sagte Alvarado. „Wohl kaum ein Zufall, daß Melchorejo gerade jetzt entfloh . . . Wir wollen es sogleich Cortes melden. Nehmt die Kleider mit!“

Sie kehrten um. Als sie aus dem Walde ritten, sahen sie, daß der Galgen — der sich außerhalb des Lagers befand — von einigen zwanzig Menschen umgeben war. Und Alvarado erkannte, als er näher kam, daß Burgueño auf der Leiter stand; sie wurde eben unter seinen Füßen weggezogen. Nun war Burgueño ein wackerer, etwas

einfältiger Bursche, den Alvarado gut leiden mochte. Dominguez und Lares hatten kurz vor dem Ausritt vom Unglück Burgueños erfahren und konnten Alvarado über den Geflügeldiebstahl und des Hauptmanns Avila hartes Urteil Auskunft geben.

Alvarado drückte seiner Fuchsstute die Sporen in den Bauch und sauste windschnell heran, so daß die Zuschauer auseinanderwichen; und während er unter dem Galgen hinsprengte, durchschnitt er mit einem Hieb seines Degens den Strick des Gehängten.

Dieser war noch nicht tot, glaubte es aber zu sein. Nach dem dumpfen Fall in den Sand erhob er sich rasch, bekreuzte sich und glotzte mit entgeisterten Blicken um sich. Er hatte sich das Paradies ganz anders vorgestellt.

„Jesús María y José!" murmelte er, gleichsam bedauernd; „bin ich denn nicht tot?"

Und er kniff sich in die Wangen. Die umstehenden Kameraden lachten ein grobes Soldatenlachen und hatten doch Tränen in den Augen. Ja, dem wutschnaubenden Hauptmann Avila zum Trotz bildeten sie jetzt eine lebende Schutzmauer um den Auferstandenen und übergaben ihn der Pflege des Baccalaureus. So wurde der pedantische Apotheker des Heeres, Ponce de Güelva, genannt, — ein verrückter Student, dessen schlummernder Wahnsinn von den Landsknechten für gelahrte Skurrilität gehalten und hingenommen wurde. Arm in Arm mit Burgueño zog er durch die Gassen des Lagers und brüllte: „Selig sind die Toten! Die Toten sollen leben! . . ."

25.

Die Tat Alvarados wurde als elegantes Reiterstück bewundert und gewann ihm viele Freunde.

Aber auch Feinde. Der Büttel Pedro Escudero raste. Vor Jahren in Kuba hielt er Cortes mit seinen Henkershänden umklammert und mußte ihn freilassen, weil Cortes sich dreingab, mit der armen Verwandten des Gobernadors Diego Velázquez statt mit des Seilers Tochter Hochzeit zu halten. Obgleich Escudero damals sich geschworen, nie wieder herauszugeben, was des Galgens war, — tat er es nun doch zum zweitenmal. Er und sein Freund, der fette Lizentiat Juan Diaz, standen überflüssig und unsäglich lächerlich da auf dem Hochgericht — sie, die treuen Reisebegleiter des Delinquenten, ehrwürdige Büttel und Priester! . . .

Die wulstigen Lippen des Lizentiaten waren rot angeschwollen vor Wut, wie Kropfhäute eines Puters. Hatte er doch Burgueño mit Zuspruch versehen für die Fahrt ins läuternde Feuer, auch einige tausend Jahre Ablaß ihm in Aussicht gestellt, wenn er sich unten gut führe; und jetzt tobte er, als habe ein Gaudieb sein und der Hölle Eigentum gestohlen.

Ganz außer Rand und Band aber gebärdete sich Alonso de Avila. Ein rötlicher Fetzen genügte, diesen Bullen toll zu machen. Wie neulich beim Anblick des Goldes, verfiel er in Berserkerkrämpfe. Was ihn besonders reizte, war das Bewußtsein des eigenen Unrechtes, das sich in den Blicken der Umstehenden spiegelte. So beliebt Alvarado war, so verhaßt war Avila, bei

Untergebenen und Kameraden. Cortes konnte den rohen Patron nicht ausstehen. Erbarmungslos hart gegen die Soldaten, war Avila auch im Verkehr mit den Hauptleuten zanksüchtig, eitel und anmaßend. Nur im Schlachtgewühl erwies er sich brauchbar und auch beim Kriegsrat, wo er oft durch kluge Einfälle überraschte. Im Widerspruch zu seinem unverträglichen Charakter stand der freundliche Ausdruck seiner nicht häßlichen Züge. Er war dreiunddreißig Jahre alt und hatte ebenso wie Alvarado, Puerto Carrero, Ordás, Montejo und der Lizentiat Juan Díaz an der Grijalva-Expedition teilgenommen.

„Seid Ihr des Teufels?" schnauzte er Alvarado an. „Wollt Ihr, daß mein Degen Euch durchlöchert wie ein Sieb? Was untersteht Ihr Euch? . . ."

„Weniger als Ihr!" antwortete Alvarado. „Ihr hängt einen braven Burschen, weil er sich herausnahm, Hunger zu haben. Ihr hängt ihn ohne Profoß und ohne daß unser Befehlshaber Hernando Cortes das Urteil gutgeheißen!"

„Unser Befehlshaber ist Seine Exzellenz Don Diego Velázquez, Statthalter von Kuba!" schrie Avila. — „Cortes ist nicht mehr als wir andern Hauptleute! . . ."

Ein Wort gab das andere. Der Streit hatte eine andere Richtung genommen. Man zankte sich nicht um die vereitelte Henkerei. Der einfältige Truthahndieb war bald vergessen. Aber der Streit um den Oberbefehl sollte nicht mehr zur Ruhe kommen.

26.

Der Aufruhr wäre wohl schon an diesem Abend ausgebrochen, hätte nicht ein merkwürdiges Geschehnis die Erregung abgelenkt. Die Feldobristen Velázquez de León, Olid, Ordás und Montejo hatten sich offen auf die Seite Avilas gestellt. León, weil er der Neffe des Diego Velázquez war; Olid, der einstige Galeerensklave, weil ... er hätte es selbst nicht angeben können; vielleicht weil er zufällig neben León stand, als der Streit begann. Ordás, weil er sich langweilte, seit die Mexikaner seine Duellforderung abgeschlagen. Und Montejo — sonst ein vergnüglicher, friedliebender Herr — weil er soeben an den berüchtigten Spieler Sancho de Saldaña über zweitausend Dukaten, fast seine ganze Habe, verspielt hatte.

„Don Diego Velázquez ist unser Befehlshaber!" schrien sie. „Er hat uns nicht ausgeschickt, Länder zu erobern. Schon haben wir fünfunddreißig Mann verloren — die meisten durch Hunger. Cortes ist nicht bei Sinnen, wenn er daran denkt, mit der kleinen Mannschaft und ohne Lebensmittel sich in dies mächtige Reich hineinzuwagen. Die Flucht Melchorejos beweist, daß die Mexikaner Böses im Schilde führen. Diego Velázquez gab uns nicht Auftrag, Krieg mit ihnen zu führen; — nur Gold sollten wir sammeln. Wir wollen nach Kuba zurück, Montezumas Geschenke heimbringen — damit ist unser Auftrag erfüllt! ..."

Die Worte der Offiziere fanden ein lautes Echo bei den Mannschaften. Die Sonne war inzwischen untergegangen, die gelbe Scheibe des Mondes blinkte geheim-

nisvoll am Horizont. Aber im Frieden des Abends wuchs noch die Empörung. Kaum einer legte sich zur Ruhe, die Laubhütten blieben leer. In Gruppen standen Gleichgesinnte zusammen — hie Cortes! — hie Diego Velázquez! Man war es schon müde zu streiten, man war es müde, Andersdenkende herüberzuziehen; man faßte Beschlüsse, man schwor Tod und Rache, man konspirierte nur noch. Da waren vor allem Steuermänner, Schiffmeister und Seeleute, unbotmäßige Matrosen; sie waren entrüstet, daß sie Infanteristendienst leisten sollten; sie verziehen es Cortes nicht, daß er zwei von ihnen nach Kriegsrecht gestraft hatte. Selbst der ehrwürdige Antón de Alaminos, der Oberpilot der Flotte, hielt zu Diego Velázquez; er war schon mit Columbus gesegelt und hatte die Schiffe des Córdova und Grijalva als Ober-Steuermann geführt; er hatte reiche Erfahrung und blickte mit Geringschätzung auf Cortes wie auf einen blutjungen Anfänger. Der Steuermann Cárdenas war im Lager bekannt dafür, daß er bei jedem Gespräch ein giftiges Wort über König Cortes fallen ließ. Der Steuermann Gonzalo de Umbria zeigte einen Dolch herum, den er eigens für das verfemte Herz geschliffen — nur fürchtete er die bestrickenden Augen des Cortes. Und der Steuermann Juan Cermeño pflegte Umgang mit dem Büttel Escudero und dem Lizentiaten Juan Díaz, weil sie die Erzfeinde des Verhaßten waren; gestützt auf seinen Spieß verstand er es, sich über die längste und von den größten Männern emporgehaltene Hellebarde hinwegzuschnellen; und so verfeinert war sein Geruchsinn, daß er, am Steuerruder, auf eine Entfernung

von fünfzehn Meilen die Nähe des Landes spüren konnte. Mit grimmem Lachen machte er sich anheischig, auf eine noch größere Entfernung den Schwefelgeruch des Teufels Cortes zu riechen.

Nur der Seeman Alvaro aus Palos, der in drei Jahren dreißig Kinder von Indianerinnen bekommen hatte, setzte Hoffnungen auf Mexico.

Unter den Anhängern des Velázquez sah man auch alle Wohlhabenden. Juan Sedeño, der Krösus des Heeres, hatte nicht nur ein Schiff ausgerüstet, er besaß auch eine Mutterstute samt dem bei der Landung geworfenen Grau-Fohlen, sowie einen Negersklaven; und das wußte jeder, daß Pferde und Negersklaven schier unerschwinglich waren in Kuba. Kein Wunder, daß er Heimweh trug nach der schattigen Hacienda in La Havanna — wie ebenfalls die anderen reichen Silbergruben-Besitzer Alonso Romero, Ochoa, Martín Vázquez und Pérez Artenga. Sie alle hatten ihr Leben und andere Kostbarkeiten zu verlieren.

Aber auch Leute, die nichts zu verlieren hatten, erwärmten sich für den Statthalter Kubas. Ein gewisser Tarifa aus Sevilla, ein blöder Schwätzer mit dem Spitznamen de los servicios, der Dienstbeflissene, deklamierte jedem, der es hören wollte, wie schweren Dienst er leiste für elenden Kupfer-Gold. San Juan der Aufgeblasene fand sich zurückgesetzt, seine Leistungen nicht genügend gewürdigt. Der Hausierer Tirado de la Puebla hatte venetianische Glas-Perlen in Gold-Körner umgesetzt und wollte den kleinen Ertrag in Sicherheit bringen. Porras der rot-

haarige Sänger war unter den Schreiern, weil seine schöne Stimme gern andere übertönte. Pero Trujillo, der ungeschliffene Grobian, liebte den Krakehl um des Krakehls willen. Daß Zamudio der Totschläger nicht fehlte, verstand sich von selbst. Und Gonzalo Mejia Rapapelo, der Enkel der Räuberin Mejia — (in den Zeiten des Königs Don Juan war sie der Schrecken Spaniens gewesen) — entsann sich plötzlich seines Räuberblutes . . .

Die Hetzer aber waren Escudero, der Büttel, Juan Diaz, der Lizentiat, Madrid, der bucklige Narr, und zwei ganz zügellose Menschen, geborene Aufwiegler: Alonso de Escobar, ein früherer Page des Diego Velázquez, und Pedro de Palma, der Galan der langen Elvira. Von Gruppe zu Gruppe eilend, forderten sie die Murrenden auf, sich zusammenzuscharen, noch an diesem Abend die Hütte mit der schwarzen Standarte zu umzingeln, in Brand zu stecken, Cortes gefangen zu nehmen.

27.

Auch die Anhänger des Cortes suchten ihr Nachtlager nicht auf, auch sie rotteten sich zusammen und erörterten die Ereignisse des Tages. Die Rettung des Gehängten steigerte ihre Anhänglichkeit und Treue. Gewiß, die Flucht des Überläufers Melchorejo war ein böses Zeichen —: ihr elendes Feldlager war einem nächtlichen Überfall durch mächtige Streitkräfte ausgesetzt; — doch sie waren ja Gefahren gewohnt. Schlimmer war die Gefahr innerhalb der Tore. Auf der Hut wollten sie sein und hielten die Augen offen.

Manche freilich schlichen heute wie sonst ihren eigenen Sorgen und Vergnügen nach. Die alte Portugiesin Vaquera irrte durch die Gassen des Lagers und beobachtete ihren jungen Gatten, den Genuesen Lorenzo Serafini, wie er mit der olivenbleichen Isabel de Ojeda und der rundlichen Rosita Muños scharmierte. Ihr kahlköpfiger Schwiegersohn Suárez hatte wieder das Gekreisch ihrer Tochter, der Mulattin Beatriz de Palacios, gehört und fand seine junge Frau trunken auf dem Schoße des weißhändigen Sánchez Farfán. Ribadeo der Weinschlauch ließ sich von der Feuerlilie das zwölfte Glas einschenken. Und Pedro d'Ircio, der Agramant ohne Taten, erzählte von einem Don Pedro Jirón und einem Grafen von Urueña ...

Neugier und Abenteuerlust hatten sogar die adligen Damen Doña Francisca de Valtierra, die reiche, knabenhafte Doña María de Estrada und Doña María del Rincón wachgehalten. Nur der kleinen La Medina waren die Lider der schwermütigen Augen gesunken, während sie zur Guitarre des Bergmanns und Tanzmeisters Ortiz Romanzen sang; und gähnend war sie zu ihrer Laubhütte geschlichen und hatte sich schlafen gelegt.

28.

La Medina schlief im westlichen Teil des Lagers. Alle Hütten waren heute leer und verlassen, bis auf die La Medinas und eine Nachbarhütte, wo ein zwölfjähriger blinder Knabe, Juan Núñez de Mercado, schlief. An der Küste Yucatans hatte eine zu früh entzündete Kartusche ihm das Augenlicht ausgeblasen.

Gegen zehn Uhr abends, nach halbstündigem Schlummer, erwachte La Medina. Eine klagende Stimme hatte gerufen. Matt erhellt von einer Stallaterne war die Laubhütte. Sie gewahrte: der blinde Knabe tastete sich herein, stand im Hemd vor ihrem Bett. Etwas Schwarzes umklammerte er mit den Händen. Blutstropfen perlten ihm vom Hals auf das Hemd.

„Ich sterbe, La Medina!" hauchte der Knabe. „Satan trank an meinem Hals . . . Da wachte ich auf und fing ihn . . . Er wird sich rächen, wenn ich ihn loslasse . . . Hilf mir, ihn festhalten, La Medina! Hilf mir doch! Ich muß ja sterben sonst! . . ."

La Medina sprang aus dem Bett, riß die Laterne empor. Milchweiß war der blinde Knabe. Jetzt sah sie die kleine Wunde an seiner Kehle, jetzt sah sie das Ungeheuer, den Blutsauger . . . Mit tödlichem Entsetzen krampften sich die Finger des Knaben in das Fell des Vampirs, mochten die großen Flügel auch wütend ihm die Brust zerschlagen. Noch nie hatte La Medina von solch einem Wesen gehört, nie eins gesehen. Auch sie hielt es für den Teufel.

Lieb war ihr der Knabe. Doch sie fürchtete sich, den Teufel anzurühren. Sie packte den Knaben, zerrte ihn hinaus, lief mit ihm durch die Gassen des Lagers, lief mit ihm mitten unter die Meuterer. Auch sie war nur im Hemd, doch das Flammen ihrer Augen bannte jeden rohen Witz.

„Rettet Núñez", flehte sie weinend. „Satan trank an seinem Hals! . . ."

Und sie erzählte, was geschehen.

Die Mutigsten blickten feige drein. Und alle litten unter ihrer Feigheit. Da wagte Rapapelo, der Enkel der Räuberin, sein Leben, vielleicht nur, um San Juan den Aufgeblasenen zu beschämen. Er entriß dem blinden Knaben den Teufel; und da dieser ihm die Finger zerbiß, ließ er ihn los, so daß er davonflatterte.

Der eine oder andere hegte vielleicht Zweifel, ob es Satan gewesen, vor dem sie alle gezittert und gebebt. Aber nur Ponce de Güelva, der verrückte Baccalaureus, wagte es, hell aufzulachen:

„Eine große Fledermaus, eine Hufeisennase wars, Ihr Tölpel! . . .“

Der Grobian Trujillo beförderte den gelehrten Apotheker mit einem Fußtritt zehn Schritt weit:

„Da, fliege wie eine Fledermaus! . . .“

Sie fühlten sich alle beschämt. Erlahmt war der Schwung ihrer Streitlust. Eine Weile noch redeten sie vom geflügelten Satan und vom Kinde, das ihnen Scheu abzwang wie ein kleiner Heiliger. Dann suchten sie verdrossen ihre Laubhütten auf.

Vor Schreck und Blutverlust war der blinde Knabe in Ohnmacht gesunken. La Medina hob ihn auf ihre Arme und trug ihn in ihr Bett. Nachdem sie ihm beim Schimmer der Stallaterne die Wunde gewaschen und verbunden, bettete sie ihn weich an ihren jungen Körper; und ihre Schönheit blühte auf wie eine Jerichorose im Wasserglas.

Fortan schlief er immer bei ihr.

Als um elf Uhr abends die Wachtposten vor den Toren abgelöst wurden, war es still im Lager.

29.

Nicht untätig war Cortes diesen Abend gewesen. Mit seinen Freunden, den Offizieren Alvarado, Puerto Carrero, Lugo und Tapia, hatte er Kriegsrat gehalten und in aller Stille Vorkehrungen getroffen, einem Überfall — sei es außerhalb, sei es innerhalb der Tore — gewappnet zu begegnen.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich seiner bemächtigt. Zum erstenmal seit der Abreise verzweifelte er am Gelingen seines Werkes. Übermenschlich kühn waren seine Pläne, kaum durchführbar mit der kleinen Schar — selbst wäre sie einig gewesen, begeistert und geleitet von einem starken Willen, seinem Willen! . Nun aber völlig aussichtslos, da kleinlicher Haß, Eifersüchtelei und Mißgunst ihm in den gefahrvollen Weg noch Steine warfen.

„Wir werden nach Kuba zurückmüssen!" sagte er zu Marina.

Reif und tapfer war die fünfzehnjährige Mexikanerin. Das Christentum, ihr neuer und doch alter Glaube, festigte sie mit einer unerschütterlichen Zuversicht. Im Gekreuzigten hatte sie den weißen Kreuzträger Quetzalcoatl wiedererkannt und in seinem Gottesreich jenes geweissagte Friedensreich, die Heilslehre der frommen Quaquiles. Nachdem jüngst der Staub-Aufwirbler den Helm des Namenlosen nach Tenuchtitlan getragen, hatte sie

Cortes in einem langen Gespräch seine rätselhaften Worte erklärt, hatte ihm erzählt, welche Hoffnungen alle Unterdrückten Anahuacs auf die Rückkehr des Kreuzträgers und seiner weißen Begleiter setzten. Voll ehrlicher Demut blickte sie auf zu Cortes als dem Gottgesandten, erschienen an dieser Küste, ihr Volk zu befreien, die Menschenopfer abzuschaffen und die Tränen der Witwen und Waisen zu trocknen . . . Ihr Sklavendienst, ihre unterwürfige Hingebung waren ein Gottesdienst. Götzen hatte sie entsagt — nun war er ihr Götze.

Immer mit niedergeschlagenen Augen erwartete sie seine Anrede. Heute aber, da sie ihn mutlos fand, krampfte sich ihr Herz zusammen, als habe sie Tränen des Himmels gesehen. Ihre langen Wimpern hoben sich; Scham, Trauer, Enttäuschung blitzten ihre funkelnden Blicke. Mit zündenden Worten schürte sie seinen erlöschenden Mut. An den Jubel gemahnte sie ihn, mit dem er ihren Bericht vom Kreuzträger entgegengenommen. An seine Versprechen mahnte sie ihn, die Unseligen zu erlösen. Seit Jahrhunderten war er ja erwartet worden, Gemarterte hatten Söhne und Enkel auf ihn vertröstet; — und nun, an der Schwelle, wolle er umkehren? Nicht Gold einzuheimsen, nicht Ruhm zu erwerben sei er ausgezogen, sondern Hunderttausenden Geknechteter wollte er Segen und Freiheit und Frieden bringen. Sein Herzenswunsch sei ja ihres Volkes Wunsch wie auch Gottes Wunsch — und gewiß werde Gott ihr Volk samt seinem Retter nicht im Stiche lassen . . .

Cortes küßte sie auf die dunkelroten Lippen:

„Wenn die Geknechteten dir gleichen, Marina, so sind sie große Opfer wert . . .“

Durch seinen Pagen Orteguilla ließ Cortes die Hauptleute Puerto Carrero, Lugo und Tapia rufen. Er gab ihnen einen heimlichen Auftrag für die Nacht.

30.

Beim Abendessen hielt der Kämmerer Rodrigo Rangel diese Ansprache an Cortes:

„Hochnotpeinlich gefragt, hat Julianillo gestanden, daß er mit Melchorejo gern geflohen wäre, hätte er gekonnt. Ist das nicht peinlich für unsere Kultur, Euer Liebden? Ist es überhaupt zu begreifen, Euer Liebden? Melchorejo war ein Christ und zog es vor, ein Mensch zu sein! Man denke sich —: ein Nichtsalsmensch! Wir überschütteten ihn mit Güte und mit Taufwasser! Nichtsdestominder, alle Segnungen der Kultur — als da sind seine Kleider, seine Wäsche, seine Bildung, ja sogar seine Taufe — hing er an einen Baumast! War das dankbar? War das klug? Aber so sind die Wilden: sie rennen mit dem Kopf durch die Mauer und tragen dann ein Stück Mauer um den Kopf wie einen Filzhut! . Wilde nenne ich z. B. Eure Widersacher Ordás, Avila, Olid, Velázquez de León und Montejo. Es sind Vollblutspanier, doch ich habe sie im Verdacht, auch höchst menschliche Menschen zu sein. Sie hängen Mitmenschen an einen Baumast — und ist das nicht ebenso menschlich wie unmenschlich? Nicht nur Wilde wie Melchorejo lieben den Urzustand und zeigen schamlos ihre Blößen.

Auch unsere weißen Wilden tragen dicke Mauern um ihre Köpfe und können nicht hinübersehen in die Gefilde des Wohlanstandes. Die Mauer des Diego de Ordás heißt Langeweile: er hat es übersatt, tatenlos seinen langen schwermütigen Schnauzbart zu drehen. Nicht etwa, daß er für den Statthalter Kubas (dessen Majordomo er einst gewesen) mehr Liebe und Treue hegte als für irgend eine Kuh in Andalusien. Er ist auf den Tod krank vor Nichtstun, seit die Mexikaner seine Duellforderung ausgeschlagen. Euer Liebden schenke ihm ein Abenteuer, so ist er kuriert und Euer Liebden Freund ... Die Mauer des Avila ist Goldgier: Euer Liebden stopfe ihm das Maul, füttere ihn mit Goldkuchen, so leckt er Euer Liebden Hand wie ein Hund ... Die Mauer des Olid ist seine Wunderlichkeit: dieser Häßlichste der Häßlichen und Tapferste der Tapferen, dieser frühere Galeeren-Sklave weiß nie, was er will. Euer Liebden zeige ihm, was er will und helfe mit einer Goldschaufel nach, so ist er Euer Liebden ergeben — bis zum nächsten Mal! ... Die Mauer des Montejo ist seine Spielsucht. Euer Liebden zahle seine Spielschulden — und keiner wird treuer zu Euer Liebden halten ... Die Mauer des Velázquez de León ist seine Leidenschaftlichkeit. Ein kühner Bergsteiger, wie Euer Liebden, wird auch diese Mauer erklimmen können. Sagt doch der Dichter, daß ein goldbeladener Esel die höchste Mauer ersteigt. An Gold fehlt es Euer Liebden nicht und auch nicht an diensteifrigen Eseln ..."

So sprach Rodrigo Rangel.

31.

Cortes hatte sich eben von der Tafel erhoben, als ihm sein Page Orteguilla meldete, daß ein gemeiner Soldat namens Botello um die Vergünstigung bitte, ihn allein zu sprechen. Cortes schickte Rodrigo Rangel hinaus und empfing den Soldaten.

„Sonderbar wird Euch vorkommen, was ich sage, Señor Capitan", sprach Botello. „Ungläubig werdet Ihr's anhören. Doch jetzt, wo durch Hunger, Aufruhr und einen übermächtigen Gegner Großes in Frage gestellt scheint, darf ich nicht verschweigen, was ich weiß."

Botello war Italiener und hatte einst unter den Fahnen Cesare Borgias gekämpft. Hoch und dürr war seine Gestalt, gekrümmt sein Rumpf. Schwertnarben schmückten sein bartloses, nicht unedles Gesicht. Tief eingefallen waren seine Wangen. Das silbrige Kopfhaar trug er kurzgeschnitten. Etwas Unheimliches, etwas unbeschreiblich Trauriges war um ihn. Im Heere besaß er kaum Freunde; die Kameraden verspotteten ihn als Sonderling.

„Was wißt Ihr, Botello?" fragte Cortes lächelnd.

„Daß Ihr nach Mexico gelangen werdet", antwortete Botello.

„Woher wißt Ihr das?"

„Ich war Astrolog, Nativitätsteller, bevor ich Kriegsdienste nahm."

„Das ist lange her. Warum habt Ihr den Beruf gewechselt?"

„Es ist herrlich und furchtbar, die Zukunft zu wissen . . ."

„Ihr zerbracht Eure Instrumente?"

„Ich hatte den Mut nicht . . . Allnächtlich funkeln Sterne und locken . . ."

„Habt Ihr mir das Horoskop gestellt?"

„Nein, Euer Gnaden. Ich kannte Tag und Stunde nicht."

„Aber Euch selbst, Botello?"

„Ja, Euer Gnaden. Ich werde in Mexico auf einem Blutaltar sterben."

„Wollt Ihr zurück nach Kuba?"

„Euer Gnaden machen mich lächeln."

„Habt Ihr noch mehr in den Sternen gelesen?"

„Viel, Euer Gnaden. Es ist entsetzlich, entsetzlich! . . . Velázquez de León, Pardo, Arbolanche, der Tanzmeister Ortiz, Pedro d'Ircio, Morillas, Benitez, Sánchez Farfán, Ribadeo, Méndez, Rano, La Medina, Baldovinos, der Narr Madrid, Retamales, Alberza, Núñez der blinde Knabe . . . sie alle enden auf dem Opferstein — und wie viele andere noch . . . Es ist grauenhaft . . ."

„Wem habt Ihr davon gesprochen?"

„Niemand außer Euer Gnaden."

„Hört, Botello, ich nehme Euch in meinen persönlichen Dienst als Astrolog, — Ihr versteht? . . . Ihr sollt reichlich bezahlt sein. Könnt Ihr mir bis morgen meine Zukunft sagen?"

„Es ist viel zu berechnen, Euer Gnaden. Bis morgen abend kann ich Euch Euer Schicksal bringen . . ."

32.

Unter den Soldaten gab es einen kuriosen Kauz: er schlief — oder tat so, als ob er schlief — wenn die andern wachten; und er wachte, wenn sie schliefen. Meist stand er versteckt hinter der Tür seiner Laubhütte und belauerte die Vorübergehenden. Er hieß Gil Solís und hatte von den Waffengenossen den Beinamen Tras de la puerta, Hinter der Tür, erhalten. Dabei war er nicht etwa der Spion einer Partei: Don Diego Velázquez war ihm so gleichgültig wie Cortes. Zur Rede gestellt, entschuldigte er sein Benehmen mit einem ihm angeborenen Hang, die Menschenherzen zu ergründen. Er sei Cyniker, meinte er, ein Diogenes im Fasse und Weltbetrachter. Freilich suchte er die Menschen nicht mit der hellen Laterne, saß vielmehr im dunkeln Versteck gleich einer Spinne und beobachtete regungslos, wie arme Fliegen sich im unentrinnbaren Netze verfingen. Es freute ihn, zu sehen, wie der Genueser Serafini die alte Portugiesin Vaquera betrog; wie der Spieler Sancho de Saldaña einfältige Tölpel zum Würfel- und Karten-Spiel verleitete; wie der flegelhafte Trujillo sogar vor den Edeldamen Francisca de Valtierra und María del Rincón sich unflätig gehen ließ. Oder wie die lange Elvira von ihrem Galan, dem Aufwiegler Pedro de Palma, Prügel und Stockschläge lammfromm hinnahm und ihm alle ihre Ersparnisse opferte . . . Nichts wunderte ihn, nichts bewunderte er. Er registrierte nur.

Nachdem La Medina den blinden Knaben unter die Meuterer geführt hatte und der Teufel davongeflattert,

war auch die Kampflust entflogen wie eine große Fledermaus. Um elf Uhr abends senkte sich der Schlaf auf alle Lider.

Gil Solis stand hinter der Tür und lauerte. Er glaubte nicht an diese allzu plötzlich hereingebrochene Stille. Er wartete.

Gegen Mitternacht fand er seinen Argwohn bestätigt. Schnell ziehende Wolken hatten den Mond verdeckt; nun zerriß die schleierige Hülle, und die blanke Scheibe schüttete ihren blauen Schimmer herab auf das Feldlager. Da erblickte er drei Männer, die verstohlen von Hütte zu Hütte schritten. Und er erkannte sie: es waren die Hauptleute Puerto Carrero, Francisco de Lugo und der alte Fähnrich Juan de Escalante.

Gil Solis sah, wie sie in den Laubhütten Leute weckten und herausriefen. Es war so totenstill, daß er abgerissene Sätze vernehmen konnte.

„Nehmt Eure Waffen, Señor!" hörte er Lugo sagen. „Ihr sollt Cortes begleiten, der die Runde macht . . ."

Trat dann der Mann heraus, so nahmen sie ihn beiseite und flüsterten.

„. . . Wir sind ruiniert . . . Diego Velázquez wird all unser Gold in die eigene Tasche stecken, wie er es nach der Grijalva-Expedition getan . . ."

Und dann wurden Eide geschworen auf ein Kruzifix.

Aber noch mehr beobachtete Gil Solis hinter seiner Tür. Fern am freien Platz, neben der Hütte des Cortes, befand sich die Baracke des Schatzmeisters Mejia. Dun-

fele Gestalten schlichen hinein und traten heraus mit schwerer Bürde.

Gil Solis war nicht empört und nicht erstaunt. Er kannte die Menschheit. Er schmunzelte nur.

„Götterdreck schmeckt gut!" murmelte er.

Eine Stunde später regte sich nichts mehr im Lager. Geheimnisvoll, lautlos wie ein ruderloser Nachen, glitt der Mond am Himmel. Vom Walde her tönte das klägliche Gebell des Prärie-Wolfes.

Da sah Gil Solis, daß ein Wachtposten eine Sänfte durch eins der Tore hereingeleitete. Schwer war die Sänfte, von vielen Sänftenträgern getragen. Fünf reich gekleidete Indianer folgten ihr. Der Wachtposten führte sie zur Hütte mit der schwarzen Standarte.

Drei Stunden später verließen die Sänfte und ihre Begleiter das Lager. Außer Gil Solis erfuhren nur wenige von diesem Besuch.

33.

Gewarnt durch das Verschwinden Melchorejos, hatte Cortes für diese Nacht die zuverlässigsten Soldaten zum Wachtdienst ausgewählt. Auch waren die Posten verstärkt.

Vor dem westlichen Tor — außerhalb des Lagers — standen: der Namenlose; ferner Cristóbal del Corral und Gonzalo Domínguez. Vor dem nördlichen Tor: Rodríguez de Villafuerte, ein Schwager des Cortes; Galleguillo, der kleine Galicier, ein sehr tapferer Mann; und ein gewisser Salamanca, der sich für den unehelichen

Sohn eines Grafen de Monroy hielt und in der neuen Welt seinen Vater suchte, nachdem er ihn in der alten Welt nirgend gefunden.

Vor dem südlichen Tor standen: der junge Fähnrich Bernal Díaz, der Galante, — (Madrids, des Narren, Feind — denn er hatte ihn am Kragen gepackt, als er sein Spottlied auf den hinkenden Stuhl gedichtet); ferner der Bogenschütze Pedro de Guzmán, der Tüchtigste im ganzen Heere und zugleich der Bescheidenste; und endlich Alonso Luis, ein baumstarker Hüne, der seinem schweren Wanst und wackelnden Doppelkinn zum Trotz flink wie eine Gazelle war und seines harmlosen Lachens wegen das Kind genannt wurde.

Hier am südlichen Tor geschah es, daß gegen ein Uhr nachts Pedro de Guzmán die Indianer mit der Sänfte erspähte; — sie gingen ängstlich, blieben oft stehen, blickten sich scheu um. Luis, das Kind, legte schon die Muskete an die Schulter, um loszuschießen; doch der Galante entriß sie ihm —: das sei unklug; man müsse die Feinde erst näher herankommen lassen.

Indes, sie benahmen sich nicht wie Feinde. Näher kommend grüßten sie ehrerbietig, berührten mit der Handfläche die Erde und ihre Stirn, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie zum Befehlshaber geführt sein wollten.

Die drei Posten berieten sich. Guzmán und das Kind waren Manns genug, das Tor zu bewachen. Der Galante übernahm es, die nächtlichen Gäste zu Cortes zu bringen.

34.

Als Cortes, vom Galanten benachrichtigt, aus seiner Laubhütte trat, um die Indianer zu bewillkommnen, hätte er beinah laut aufgelacht. Ein Fleischberg, eine unförmliche Fettmasse entquoll der Sänfte und näherte sich ihm, ihn mit Kopal-Harz beräuchernd, von zweien der Sänftenträger an den Hüften und unter den schwammigen Armen gestützt.

Die Türöffnung der Laubhütte mußte erweitert werden. Ein Feldstuhl brach unter der Fleischlast zusammen; — nur eine mit Kissen bedeckte Eichenkiste ertrug das fürstliche Gewicht.

Der dicke Kazike — nie anders wurde er in Zukunft von den Kastiliern genannt — hieß Chicomacatl, Sieben-Rohr, und war König der Totonaken. An der Küste seines Reiches war Cortes gelandet.

Ein uraltes Kulturvolk waren die Totonaken. Ihre älteste Ansiedlung, die sagenumwobene Stadt Teotihuacan, Wo-die-Götter-anlangen, gegründet vom Stammesheros Xelhua, war einst — lange vor der Blütezeit der Toltekenresidenz Tula — die Hauptstadt Anahuacs gewesen. Nach Erdkatastrophen pflegten die Himmelsgötter in Teotihuacan niederzusteigen und dort, auf Richterstühlen thronend, Rat zu halten. Den ersten Königen der Totonaken — Omeacatl, Zwei-Rohr, der aus seinem Badehause rätselhaft entrückt worden war, ohne zu sterben, und seinem Sohne und Nachfolger Xatontan — wurden die beiden berühmten Grabpyramiden in Teotihuacan erbaut: die kleinere, das Haus-des-Mondes und die größere, das Sonnen-Haus.

Und bis in die neueste Zeit erhoben die langhaarigen Priester der Sonnenpyramide verdienstvolle Könige benachbarter Länder in den Rang von Göttern.

Der Mönchsorden der Quaquiles besaß in keinem der Staaten Anahuacs so viele Bergklöster wie in Totonacapan.

Der Stammesheros Xelhua, der älteste Sohn der Weißen Nebelschlange, hatte die Totonaken, zugleich mit den Olmeken, Xicalanken und Otomis, aus der Urheimat — den Sieben Höhlen und dem Reiherland — nach Anahuac geführt, an vielen Orten rastend und fortgetrieben durch den Gesang des Vogels mit den grünen Federn, dessen Lied aus den Worten bestand: „Nicht hier werdet ihr bleiben!" Gemeinsam hatten sie das Urvolk, die vom Schwarzen Tezcatlipoca erschaffenen Riesen, die Quinames, bei einem Festmahl trunken gemacht und verbrannt, um ihre Päderastie zu strafen und weil die Quinames sich korpulente Frauen zur Züchtung von Riesenkindern zu rauben pflegten.

35.

Nach der Begrüßung und Darreichung von Muskatrosen entschuldigte sich der dicke Kazike, daß er jetzt erst genaht sei, seine Aufwartung zu machen, obgleich er längst von der Ankunft der Sonnensöhne gewußt. Aber die Furcht vor Montezuma, der jeden Verkehr mit den weißen Gästen untersage, habe ihn bisher abgehalten; und auch heute habe er sich heimlich, im Schutze der Nacht herbegeben, um den Blicken der Kundschafter Montezumas zu entgehen.

Cortes erkannte alsbald, daß eine gütige Fügung ihm den dicken Kaziken zugeschickt. Unschätzbare Aufklärungen konnte dieser Mann ihm geben. Daher bemühte sich Cortes, durch bezaubernde Freundlichkeit sein Vertrauen zu gewinnen und durch geschickt gestellte Fragen ihn zum Reden zu bringen. Wie sei das möglich, rief er aus, daß der König der Totonaken vor Montezuma zittere? Reiche denn der Arm Montezumas zwanzig Sonnen weit? Seien denn die Mexikaner unüberwindlich? Wenn die Totonaken Hilfe brauchten, sei er bereit, sich und sein Heer für sie einzusetzen.

Die Augen des dicken Kaziken schimmerten wässerig. „O großer Krieger, o weißer Gott! Du kamst zu uns, damit wir uns in deinen Mantel stellen!" rief er aus, asthmatisch nach Luft schnappend wie ein alter Karpfen. Tränen und Schweißtropfen glitten über die fleischigen Wangen und zerstörten die Gesichtsbemalung. Er seufzte tief auf. Und er schüttete dem weißen Gotte sein übervolles Herz aus.

Seit Xelhua die sieben Höhlen und das Reiherland verlassen, seien die Totonaken immer ein freies Volk gewesen, und erst vor wenigen Jahren habe Montezuma ihnen das Joch der Dienstbarkeit auferlegt. Die nimmersatten Götter Mexicos hätten die Wasserstadt zum Entsetzen der Welt gemacht, hätten den Zornigen Herrn in Blut gekleidet. Wie ein durchsichtiger Smaragd, wie ein Kristall sei Montezumas Palast — aber abgeschnittene Menschenhände, Leichenköpfe und fleischlose Kiefer lägen auf den Wegen der Länder, und die Menschen sagten in

der Angst ihrer Herzen: der Jaguar kam über uns! . . . Wie den Totonaken sei es unzähligen Völkern ergangen. So weit Anahuac reiche, wehklagten alle unter der Knechtschaft der erbarmungslosen Ausbeuter. Vom östlichen bis zum westlichen Weltmeere laste der Mexikaner fürchterliche Gewaltherrschaft. Denn Goldtribut nicht nur — auch Blutzoll müßten die Unterdrückten zahlen. Adlige Knaben forderten die Zollerheber, um sie auf den Altären Tenuchtitlans zu zerschneiden und ihr Blut in Maisbrot verbacken an das Volk zu verteilen; und Mädchen forderten sie, um sie zu schänden, sie als Krieger-Dirnen in Tanzhäuser zu sperren, sie in den Straßen Tenuchtitlans wandern zu lassen.

Hier unterbrach ihn Cortes und fragte, wie es komme, daß so viele tapfere Völker diese Scheußlichkeiten geduldig litten; ob denn keine Aussicht sei, daß die Geknechteten sich vereinten, in gemeinsamem Aufschwung das furchtbare Joch abschüttelten und den Untergang Mexicos herbeiführten? . . .

Das bedrückte Gesicht des dicken Kaziken strahlte auf.

„Der Untergang Mexicos hat schon begonnen!" rief er. „Wir waren uneinig, von früher her verfeindet. Doch Montezuma selbst hat uns einig gemacht. Montezuma selbst legte die Schlinge, die ihm nun das Herz zuschnürt. Montezuma selbst gab uns — was uns bis dahin gefehlt — den Anführer, den sieghaften Feldherrn!"

Und der dicke Kazike erzählte von der Schwarzen Blume. Nach dem Tode des Herrn des Fastens hatte Monte-

zuma nicht ungern den Bruderzwist in Tezcuco gesehen, hatte ihn anfänglich sogar geschürt. Bestochen durch mexikanisches Gold und beeinflußt durch den Überwältiger, den als Gesandten nach Tezcuco entbotenen Bruder Montezumas, hatten die Königswähler den ältesten der Prinzen, den Edlen Traurigen, den Verlobten der Prinzessin Maisblüte, zum König der Acolhuas erwählt. Als das Ergebnis der Wahl dem im Jaguarsaal versammelten Adel und den königlichen Prinzen mitgeteilt wurde, beglückwünschte Prinz Ohrring-Schlange seinen ältesten Bruder und forderte auch den jüngsten, die Schwarze Blume, auf, dem neuen König den Treueid zu leisten. Aber zitternd vor Wut legte die Schwarze Blume Einspruch ein gegen die Anzettelungen der Mexikaner. Nicht tot sei der Herr des Fastens, rief er, sondern verschwunden, davongezogen, in ein fernes Land vielleicht, und werde gewiß wiederkehren, die Erbfolge zu regeln. Bis dahin vertrete ihn der Besitzer der blauen Stirnbinde — und das sei er, die Schwarze Blume! Keinesfalls aber gebe die Erstgeburt dem Edlen Traurigen ein Vorrecht vor andern, welche treuer zu Tezcuco hielten und ein härteres Herz trügen in ihrer Brust! — Ein Teil des Adels, hingerissen von der Unbändigkeit des Jünglings, jubelte ihm zu. Darauf eilte die Schwarze Blume in die Gemächer seiner Mutter, der Herrin von Tula, und forderte stürmisch von ihr, sie solle zwischen ihm und dem Edlen Traurigen Schiedsrichterin sein. Auch der Edle Traurige mit seinen Anhängern begab sich zur Herrin von Tula und führte Klage gegen den Anfechter altheiligen Brauches. Die

Witwe des Herrn des Fastens hörte beide Kläger an und gab ihrem und des toten Königs Lieblingssohn, der Schwarzen Blume, recht. Von diesem Augenblick an war das Land Acolhuacan in zwei auseinanderklaffende Teile gespalten; denn die Mehrzahl seiner Bewohner beugte sich dem Willen der Herrin von Tula, als wäre es der Wille des entschwundenen großen Königs.

In Tezcuco herrschte zwar das Gold Mexicos. Aber außerhalb der Stadt sammelte die Schwarze Blume ein Heer von hunderttausend Mann und stiftete durch Sendschreiben die unterdrückten Völker an zum Aufstand gegen das verhaßte Mexico. Dreißig Städte öffneten ihm willig die Tore, huldigten ihm als Befreier, waren überfroh, endlich die lastenden Ketten Mexicos abwerfen zu können. Sein Zug durch die Länder war ein Siegeszug. Der hochmütige Feldherr die Rose hatte sich erboten ihn im Zweikampf lebend zu fangen und vor Montezuma zu schleppen. Am Seeufer, angesichts der Tore Tenuchtitlans und vor den Augen des Empörerheeres, wurde der Einzelkampf ausgefochten. Mit einem einzigen Schlage seines Sägeschwertes streckte die Schwarze Blume den stolzen Vorsteher des Hauses der Spiegelschlange nieder und verbrannte den noch Lebenden auf einem Scheiter von Binsen, während auf den Mauern Tenuchtitlans Montezuma mit seinem Hofstaat stand und ergrausend zusah, unmächtig, den Flammentod seines Getreuen zu hindern.

Und jetzt, vor wenigen Tagen, hatte die Schwarze Blume Boten an die Totonaken geschickt. Aufgefordert

hatte er sie, sich dem Aufstand anzuschließen, und zugleich das Ersuchen an sie gerichtet, Vermittler zu sein zwischen ihm und den weißen Fremdlingen. Durch den Mund des dicken Kaziken bot er seine Bundesgenossenschaft an und seine Bereitwilligkeit, durch Verträge sich zu binden — auf daß sie in gemeinsamem Kampf Mexico zu Fall brächten und in den Tiefen des Sees versenkten, eine fluchbeladene, verwesende Leiche! . . .

36.

Drei Stunden lang verhandelte Cortes mit dem dicken Kaziken und zog auch den kaiserlichen Notar Godoy hinzu. In der nahegelegenen Totonakenstadt Sempoalla, wohin der dicke Kazike Cortes dringend einlud, sollte der entworfene Vertrag beschworen und besiegelt werden.

Bevor er aufbrach, erzählte der dicke Kazike von den Anfängen Mexicos, in der Absicht, den Kastiliern einen Begriff von der Unmenschlichkeit der Azteken zu geben.

Nachdem der jüngste Sohn der Weißen Nebelschlange, durch den Lockruf eines kleinen Singvogels angetrieben, die sieben Stämme der Azteken aus der Urheimat fortgeführt, und die Wandernden unter dem geknickten Baume die zwei Schatzkästchen mit dem Smaragd und dem männlichen und weiblichen Stäbchen zum Feuerreiben gefunden, siedelten sie sich auf zwei öden Schilfsee-Inseln an; — die Besitzer des grünen Feuers gründeten Tlatelolco und die Besitzer des roten Feuers Tenuchtitlan.

Armselige Fischer und Jäger, wohnten sie erst in

Hütten aus Ried und Seeschlamm, nährten sich von Rohrvögeln und dem Fang ihrer Angeln und Netze. Mit zäher Ausdauer rangen sie die Armut nieder, wurden wohlhabend, kriegstüchtig und angesehen unter den umwohnenden Culhuas. Sie erbauten sich Steinhäuser und errichteten ihren bösen Göttern Tempel. Als sie dem Kriegsgotte Huitzilopochtli das erste Gotteshaus erbaut, ließen sie, um es mit großer Feierlichkeit einzuweihen, durch Boten den König der Culhuas ersuchen: er möge ihnen als Königin der Mexikaner seine junge liebliche Tochter senden, da vom Himmel Befehl ergangen, sie im Heiligtum als „Großmutter“ des Gottes, Unsere-Frau-der-Zwietracht, anzubeten. Nicht wagte der König der Culhuas, die Bitte den Göttern auszuschlagen, auch schmeichelte es ihn, daß seine Tochter so hoher Ehrung teilhaftig werden sollte. Darum sandte er mit prangendem Geleit und köstlichen Geschenken sein Kind nach Tenuchtitlan. Kaum aber hatte die Prinzessin, umjubelt vom Volk der Mexikaner, das Heiligtum betreten, wurde sie von Priestern auf einen Thronsessel gesetzt und, dem Gotte zum Opfer, lebend geschunden. Mit ihrer abgestreiften Haut wurde ein nackter Jüngling über und über bedeckt, so daß er das Aussehen eines unbekleideten Mädchens hatte. Und sie beteten ihn an als Unsere-Frau-der-Zwietracht. Dies geschah am Tage vor der Einweihung des Tempels. Zur Einweihung war auch der Vater, der König der Culhuas, geladen; und er kam, Opfergaben und Geschenke tragend, mit großem Gefolge, freudigen Herzens, der Verherrlichung seiner Tochter, die

eine Göttin der Mexikaner geworden, beiwohnen zu dürfen. Die vornehmsten Mexikaner begrüßten ihn und geleiteten ihn in feierlichem Zuge durch blumengeschmückte Straßen und über Kanalbrücken zum Tempel, die steile Steintreppe empor und in die dunkele Kapelle des Heiligtums, damit er seine Tochter anbete und ihr Opferspenden darbringe. Er tat es: er legte Speisen und duftende Blumen auf den Altarstein und enthauptete kleine Wachteln, ihr Blut zu spenden. Vor dem steinernen Götterbilde stand aufrecht dort der Jüngling in Gestalt eines nackten Mädchens. Doch so finster war es im Sanktuar, daß des Königs Augen nichts zu unterscheiden vermochten. Da reichten Priester ihm einen Weihrauchbeutel und hielten ihm die Räucherpfanne hin, damit er vor seinem vergöttlichten Kinde Kopalharz verbrenne. Und als die Kopalkörner zu glimmen begannen und in Flammen aufschlugen, da sahen die Augen des Königs . . . sahen das Gräßliche, die Haut seiner Tochter auf den Gliedern des Jünglings . . . Aufbrüllend stürzte der König aus der Kapelle auf die Tempelstufen hinaus; in der Hand hielt er noch das Weihrauchbecken und brüllte wie ein wunder Puma. Zu wenige waren seine Begleiter — er konnte es nicht rächen . . . Und auch heimgekehrt in sein Land, konnte er nichts tun als sein Kind beweinen . . .

Und grauenerregend war seit jenem Tage der Name Tenuchtitlan.

37.

Nach dem Abschied des dicken Kaziken sprach Cortes lange mit Puerto Carrero und dann mit Marina. Diese Nacht hatte sein und Mexicos Schicksal entschieden. Das Unmögliche war über Nacht zur Möglichkeit geworden!

Jetzt galt es das letzte Hindernis beseitigen: den Widerstand des Heeres. Aber seine Freunde und das Gold Montezumas hatten ja vorgesorgt.

Die Sonne stand schon am Himmel, als er sich niederlegte. Nach kurzem Schlaf wurde er durch Lärm geweckt. Mit wilden Drohrufen eilten die Anhänger des Diego Velázquez auf den freien Platz. Doch früher noch als sie, hatten die Freunde des Cortes sich zusammengeschart und umstanden bewaffnet die Hütte mit der schwarzen Standarte, bereit, das Leben für ihren Feldherrn zu lassen.

Nicht überschnell kleidete sich Cortes an und betete sein Brevier wie immer morgens.

Merkwürdig angewachsen war über Nacht seine Anhängerschaft und nahezu gänzlich zusammengeschrumpft die des Diego Velázquez.

Neben Ordás und Velázquez de León sah man fast nur noch die unentwegten Hetzer: den Lizentiaten Juan Díaz, den Büttel Escudero, die Steuermänner Cárdenas und Cermeño, den Narren Madrid, den Pagen Escobar und den zügellosen Pedro de Palma, den Galan der langen Elvira. Auch Porras, der rothaarige Sänger, war unter ihnen und überschrie mit seiner Stimme beide

Parteien. Aber Avila, Olid und Montejo ließen sich nicht blicken.

Der Lärm verstummte, als Cortes aus der Hütte trat. Er war — das versteht sich von selbst — völlig ahnungslos. Mit überzeugend ehrlichem Verwundern wandte er sich an Ordás und fragte, was der Grund des Aufruhrs sei?

Ordás sprach immer undeutlich; in der Erregung war er überhaupt nicht zu verstehen. Er schien etwas von den hunderttausend Teufeln Montezumas zu stammeln und Klage zu führen über das allmächtige Gold.

Cortes war ein guter Lateiner und liebte es, in seine Reden Verse der Klassiker einfließen zu lassen.

„At non ille deus pacem intra moenia finit!" rief er. „Ich kenne meine Soldaten und weiß, daß ihnen Waffenruhm mehr gilt als Gold, daß ihnen die Aufrichtung des Kreuzes auf blutgetünchten Götzenaltären mehr am Herzen liegt als alle Schätze Montezumas! Nein, weder goldlüstern noch feige seid Ihr, meine Herren Kameraden! Ihr fürchtet den glühenden Sand der Dünen hier, das ist es! Ihr fürchtet die schlafraubenden Moskitos mehr als hunderttausend Mexikaner mit Schwert und Schild!"

Wie aus einem Mund riefen seine Anhänger:

„Ja, laßt uns nach Mexico ziehen! Wären wir doch schon auf dem Wege! . . ."

Nun trat Velázquez de León vor, der Neffe des Diego Velázquez. Er war noch ein junger Mensch, sechsundzwanzig Jahre alt. Schöngewachsen war seine Gestalt, knochig sein Gesicht, tiefschwarz sein Haupthaar und sein

kurzer Spitzbart. Wie unbändig er hassen konnte, zeigte sein Blick; doch auch, daß er an seinem Hassen litt. Er haßte seinen Haß wie ein Geschwür, welches man öffnen muß, damit es auseiternd sich enthärte. Wenn dieser Jüngling sich anschloß, war er der treueste Freund, großherzig und freigebig.

In kurzen, zackigen Sätzen trug er die Klagen seiner Parteigänger vor: Don Diego Velázquez habe die Schiffe ausgerüstet, um an den Küsten Tauschhandel zu treiben. Keinen Befehl habe er erteilt, Kolonien zu gründen und Krieg zu führen. Der Auftrag sei erfüllt; nun sei es an der Zeit, nach Kuba heimzusegeln.

Hierauf hatte Cortes bloß gewartet. Mit sichtlicher Bekümmernis erwiderte er

„Ich wollte, ich könnte es leugnen. Doch auf mein Gewissen! es ist die Wahrheit. Don Diego schickte uns nur aus, Gold zu sammeln, meine Herren Kameraden! Ich bin bereit, nach Kuba zurückzukehren."

Und überwältigt von Trauer und Erregung schleuderte er seinen Mantel von sich.

Ein Sturm brach los. Jetzt waren es die Getreuen des Cortes, die außer Rand und Band gerieten. Dazu hätten sie sich nicht anwerben lassen, schrien sie; unverrichteter Dinge wollten sie nicht zurückweichen. Nie wieder würden die Mexikaner Weiße an ihrer Küste landen lassen, wenn diese Gelegenheit verpaßt sei.

In der Nacht hatte Cortes dem alten Fähnrich Escalante Weisung gegeben, im Falle einer Meuterei, die schriftliche Instruktion des Gobernadors ihm abzufordern.

„Wir glaubens auch nicht," rief jetzt Escalante, „wenn wirs nicht mit eigenen Augen sehen! Zeigt uns das Schriftstück, Don Hernando!"

Und Cortes zog das Pergament aus seinem Wams. Er ließ es durch den Notar Godoy verlesen. Tatsächlich, der Auftrag beschränkte sich auf Handelsgeschäfte.

Das Heer raste und tobte. Die wenigen Anhänger des Diego Velázquez mußten vom Platze weichen. Das Heer erklärte sich für souverän. Das Heer lehnte den Gobernador Kubas als Oberherrn ab. Das Heer wollte nur dem Kaiser, Don Carlos, unterstellt sein und begehrte Hernando Cortes zum Anführer. Erst widerriet Cortes und warnte vor dem Zorn Don Diegos. Die Soldaten überredeten, gaben die Zusicherung, sie würden ihm, ebenso wie dem Kaiser, ein Fünftel aller Beute abtreten. Er lehnte bescheiden ab. Die Soldaten drohten und flehten. Er ließ sich erweichen, er nahm die Wahl an und stellte sich, mit Umgehung des Statthalters von Kuba, unter den Oberbefehl des Hieronymiten-Ordens auf Haïti.

Darauf wurden drei Anträge Alvarados und Lugos durch Zurufe und Erheben der rechten Hand einhellig genehmigt:

Es sollte eine Niederlassung unweit vom Feldlager gegründet werden, — als Stützpunkt für das Heer und als befestigter Hafen für künftig landende Schiffe. Zum Stadtkommandanten wurde der alte Escalante ernannt.

Ferner sollte Cortes in einem Brief an den Kaiser den

vorauszusehenden Verleumdungen des Diego Velázquez zuvorkommen und ausführlich den wahren Sachverhalt darstellen.

Und endlich sollten zwei Kavaliere mit den Geschenken Montezumas auf der Capitana, dem Flaggschiffe, nach Kastilien segeln, eigenhändig dem Kaiser diesen Brief überreichen und den Inhalt, wenn nötig, mündlich bestätigen.

Alles dies wurde zum Beschluß erhoben. Nun schlug Cortes den Hauptmann Puerto Carrero, seiner vornehmen Verwandtschaft wegen — er war der Vetter der Grafen de Medellin und de Syrnela — sowie wegen seiner vielen Beziehungen zum kastilischen Hofe, als Boten an den Kaiser vor. Und er riet, ihm einen Kavalier von der Gegenpartei, nämlich Montejo, als Begleiter beizugeben; das würde die Unzufriedenen versöhnlich stimmen.

Auch dies wurde beschlossen.

Der Vorschlag, Montejo nach Europa zu senden, war der einzige, nie mehr gut zu machende Fehler, den Cortes an diesem Tage beging. Er hatte ihm die Spielschulden bezahlen lassen und glaubte seinen Dankesversicherungen. Einst sollte er es bitter bereuen, den Tod seiner besten Männer beklagen und sein über alles Erwarten geglücktes Wagestück urplötzlich und heimtückisch der Vernichtung preisgegeben sehen — bloß weil er die Maske dieses ewig lächelnden, vergnügten Spielergesichts nicht durchschaut hatte.

38.

Die Meuterei flackerte ein letztes Mal auf, als die Beschlüsse im Lager bekannt wurden. Ordás, Velázquez de León, der Büttel Escudero, Cermeño, Palma und der Page Escobar eilten vor die Laubhütte des Cortes und bedrohten ihn mit gezückten Schwertern. Sie benahmen sich so, daß ihm nichts übrig blieb, als sie in Ketten zu legen. Er ließ sie auf die Schiffe bringen und in Kerkerzellen bewachen.

Doch schon am selben Abend wurden, auf seinen Befehl, Escudero, Cermeño, Palma und Escobar wieder in Freiheit gesetzt. Und Cortes selbst begab sich auf das Schiff, wo getrennt in zwei Kammern, die Kavaliere Ordás und Velázquez de León gefangen gehalten wurden.

Zuerst betrat Cortes die Kerkerzelle des Ordás. Zusammengekrümmt auf einer Bank saß der langgliedrige Hauptmann; sein schmaler Kopf hing wie überlastet von bleischweren Gedanken herab auf die Brust, und seine dürren Spinnenfinger vertrieben sich die Zeit mit ihrer Lieblingsbeschäftigung: sie drehten und haspelten am überlangen, schwermütigen Schnurrbart, knüpften Knoten und Flechten hinein. Ordás war ernüchtert wie nach einem Rausch, in einer Elendigkeit wahren Katzenjammers. Als der Älteste unter den Offizieren, — er war acht Jahre älter als Cortes, — hatte er sich für überlegen gehalten, ehrfurchtgebietend, unantastbar. Das Bild, das er von seiner eigenen Herrlichkeit im Herzen trug, war zerstört. Aber merkwürdigerweise, kein Groll kam in ihm auf gegen Cortes, — im Gegenteil, er empfand eine scheue

Bewunderung für den kühnen Mann, daß er es gewagt hatte, ihn — Diego de Ordás — anzutasten. Ordás war, trotz seiner rauhen Schale, im Kerne ein gutherziger und ritterlicher Mensch. Als Cortes bei ihm eintrat und ihm die Eisenketten abnehmen ließ, stürzten ihm Dankestränen aus den Augen.

Doch Cortes begnügte sich nicht damit, ihn versöhnt zu haben; ihm lag mehr daran, ihn sich zum Freund zu machen. Hatten Tatenlosigkeit und Langeweile den alten Raufbold zur Verzweiflung getrieben, so konnte ihm Cortes jetzt Abenteuer und Heldentaten in sichere Aussicht stellen. Die oft geäußerte Meinung des Ordás, ein tapferer Rittersmann könne alles gegen den Teufel, aber nichts gegen hunderttausend Teufel ausrichten, ließ sich widerlegen. Cortes war in der Lage, ihn zu bekehren: er berichtete ihm vom Besuch des dicken Kaziken, vom Aufstand der Schwarzen Blume und vom Vertrag zwischen den Kastiliern, den Totonaken und den aufgewiegelten Acolhuas. Fünfhundertundfünfzig Weiße, unterstützt von Bundesgenossen, deren Heer mehr als hunderttausend Mann zählte, konnten einen Höflichkeitsbesuch am Hofe Montezumas wohl wagen . . .

Die verträumten Augen des Ritters begannen zu funkeln. Er erhob sich in seiner ganzen Länge und reckte und streckte die hageren Arme, als wollte er Mexico umschlingen. Irgendwas stammelte er undeutlich und verschluckte Worthälften. Cortes erriet, daß es Dankesworte waren. Sie umarmten sich, zerdrückten sich die Hände. Und sie blieben ehrliche Freunde hinfort.

39.

Darauf begab sich Cortes zu Velázquez de León. Dieser saß nicht gebeugt und ernüchtert da, stand vielmehr trotzig in einem Winkel der Schiffskammer. Als er die Tür sich öffnen sah, stellte er sich vor die Luke, starrte auf das abendliche Meer hinaus und drehte Cortes verächtlich den Rücken zu. Auch nachdem er von den Ketten befreit war, fuhr er fort, aufs Meer zu starren, regungslos. Cortes schickte seine Begleiter hinaus und blieb allein mit León.

„Ihr seid frei, zu gehn wohin Ihr wollt", sagte Cortes. „Besteht Ihr darauf, nach Kuba zurückzukehren, so stelle ich Euch das Schiff mit der erforderlichen Bemannung zur Verfügung. Doch ich möchte Euch einen besseren Vorschlag machen: schließt Euch Puerto Carrero und Montejo an und segelt mit ihnen nach Europa."

Velázquez de León rührte sich nicht. Er blickte aufs Meer hinaus, teilnahmlos, als wäre er taub.

Cortes fuhr fort:

„Voll Leidenschaft seid Ihr für Euren Oheim Don Diego Velázquez eingetreten. Er ist Euch nah verwandt — darum haltet Ihr ihn für Euren väterlichen Freund. Ich muß Euch leider den Glauben nehmen. Wenn Ihr nach Kuba kommt, wird Seine Excellenz Euch Euren Kopf vor die Füße legen! . . ."

Velázquez de León wandte sich schnell um. Mit groß aufgerissenen fragenden Augen suchte er die Augen des Cortes.

„Ihr seid der langgesuchte Mörder des Basaltas!“ sagte Cortes leise.

Ein Zittern glitt über den Körper des Jünglings. Er verfärbte sich.

„Wie wißt Ihr das?“ sprach er mit bebenden aschgrauen Lippen.

„Durch einen Brief Eures Oheims!“ erwiderte Cortes.

„Ihr wußtet — und dennoch warbt Ihr mich an?“ rief der Jüngling.

„So ist es“, sprach Cortes. „Den Tag vor unserer Abreise kamt Ihr, von Haïti nach Kuba fliehend, in La Havanna an. Denselben Tag erhielt der Stadtkommandant von La Havanna, Pedro Barba, zwei Briefe von Diego Velázquez: der eine, ein Haftbefehl gegen mich, und der andere gegen Euch. Pedro Barba zeigte mir beide Briefe, denn er wußte, wie treu das Heer zu mir hielt. Ebenso leicht hätte er die Sonne hinter Schloß und Riegel bringen können. Ich steckte lachend beide Briefe in die Tasche und ernannte Pedro Barba zum Hauptmann meiner Armbrustschützen . . . Hier ist Euer Haftbefehl: lest ihn und zerreißt ihn!“

Und Cortes reichte das Papier Velázquez de León.

Der Jüngling las. Er ergriff die Hand des Cortes und küßte sie. In großer Erregung sprach er:

„Ich ertrage es nicht, daß Ihr schlecht von mir denkt, Don Hernando! Ich bin kein gemeiner Mörder! Nein — so wahr ein Gott im Himmel lebt! — ich war nur der Rächer meiner Ehre. Zwei Jahre währte mein junges Eheglück — (o, wie hatte ich mein Weib ver-

göttert!) — da fand ich, von einem Ausritt heimkehrend, ihn, den reichen Basaltas, bei ihr ... im Bett ... Ich weiß nicht, was ich tat und wie ich es tat ... Es wurde mir schwarz vor den Augen . . Als ich sah, sah ich die Kissen und Laken voll Blut ... und sie kniete vor mir und flehte um Erbarmen ... sie tat mir leid, doch ich ließ auch sie nicht unversehrt und floh ... Im Wald wurde ich von zehn Bütteln überrascht (auf meinen Kopf waren fünfhundert Pesos gesetzt!) ... ich erwehrte mich der Verfolger, entkam auf ein Schiff, das nach La Havanna bestimmt war ..."

„Auf mein Gewissen, Ihr müßt nach Europa", sagte Cortes mit großem Ernst. „Ich riet es Euch schon. Ich will Euch nichts verhehlen. Der Italiener Botello hat Euch das Horoskop gestellt. Es ist nicht gut, wenn Ihr nach Mexico kommt ..."

Velázquez de León schüttelte lächelnd den Kopf.

„Euch verlasse ich nicht mehr, Hernando Cortes! Nur der Tod soll uns trennen. Ich habe eine Schuld zu sühnen. Wißt Ihr, wie die Franzosen jene Verzweifelten nennen, die — den Rotten voraus — sich mit der Blutfahne in die dichtesten Speerhaufen stürzen? Les enfants perdus! Ich will mein eigenes Bußopfer sein — als ich mich anwerben ließ, schwor ich es mir zu! ... Der einhändige Namenlose und ich: wir sind die verlorenen Kinder Eures Heeres, Don Hernando!"

Velázquez de León hielt Wort. Der Tod nur war imstande, ihn von Cortes zu reißen.

40.

Am Abend dieses Tages brachte der Italiener Botello seine astrologischen Berechnungen. Mit unverändert traurigem Gesichtsausdruck trug er beispiellose Glückverheißungen vor.

„Ihr seid in einer Glückshaube geboren!" sagte er. „Alexander der Macedonier und Julius Cäsar hatten solche Sterne! . . ."

Cortes belohnte den Astrologen königlich.

Er fand keinen Schlaf in dieser Nacht. Das Tor ins Wunderland stand offen. Columbus, Córdova, Grijalva — sie alle hatten das Tor nur von weitem und mit neun Riegeln verschlossen gesehen. Da kam er, das Glückskind, pochte — und die erzenen Torflügel rauschten auseinander. Mit fiebrigen Augen blickte er hindurch, in die Wunderferne, in die Zukunft, und was er sah, war ein Märchen. Als er sich müde gesehen, blickte er rückgewandt in die Ferne seines Weges, und — wunderbar! — auch was hinter ihm lag, war ein Märchen.

41.

In Medellin, einer kleinen Provinzstadt Estramaduras, stand seine Wiege. Als das neugeborene Kind in der Wiege lag, kamen drei Gevatterinnen, artige Feen, und spielten mit ihm: die eine schmiegte ein Diadem an seine Stirn, die andere legte ein Kreuz auf seine Brust und die dritte, die böse Fee, drückte einen Goldklumpen in die kleine Hand. Dann verschwanden sie mit ihren Geschenken . . .

Das glitzernde Gold hätte der Knabe gern behalten. Er entstammte einer gänzlich verarmten, wenn auch uralten Hidalgo-Familie. Bei mangelndem Wohlstand war es immerhin ein Trost, daß das Geschlecht sich von gothischen und langobardischen Königen herleiten durfte.

Der Vater, Don Martín Cortés de Monroy, ein bescheidener Landsknecht-Hauptmann, und die Mutter, Doña Catalina Pizarro Altamirano, sparten, um dem kränklichen, für Kriegsdienste untauglichen Knaben den Besuch einer Universität zu ermöglichen. In der Lateinschule war der Knabe faul und unaufmerksam, bis eines Tages, beim Lesen des De bello civili der Lehrer geärgert ihn verspottete:

„Freilich, faule Menschen wie du, Hernando, erobern keine Königreiche!“

Diese Worte brannten sich in des Kindes Seele. Es war verwandelt seitdem, überflügelte ehrgeizig die Mitschüler, verließ mit Auszeichnung die Schule. Kaum vierzehn Jahre alt, war Cortes Student in Salamanca.

Zu jung, den Verlockungen des ungebundenen Bacchantenlebens zu widerstehen, ließ er sich vom Wirbel der Vergnügen forttreiben. Der Aufschwung seines Ehrgeizes schwand so wunderschnell dahin wie das in einem Jahrzehnt ersparte Geld. Statt, dem Wunsche des Vaters gemäß, Jurisprudenz zu studieren, schloß Cortes sich Dirnen und jungen Literaten an, übte sich in Prosa und schrieb leidlich gute Verse. Nach zwei Jahren kehrte er mit leerem Beutel und ohne Examen nach Medellin zurück.

Er wurde der Schrecken der ehrbaren Provinzialstadt und die Schande seiner hochanständigen Eltern. Ein Nichtstuer, schob er der Welt die Schuld für sein verfehltes Leben zu, ließ seinen Unmut an den Angehörigen aus, trieb Schabernack mit Honoratioren und rächte sich für den Abscheu friedlicher Bürger durch nächtliche Tumulte in den Gassen. Da er sich in zahlreichen Duellen als geschickter Florettfechter erwies, kam ihm der Gedanke, er sei zum Kriegshelden geboren. Seine einst so schwächliche Gesundheit war nicht untergraben, war sogar gestählt durch das ungezügelte Leben. Das Geld war vertan, aber nicht das jugendheiße Blut.

42.

In den Moscheen Granadas ertönten damals christliche Gesänge. Der König von Aragon und Kastilien, Ferdinand, der Gatte Isabellas, führte den Ehrennamen der Katholische: denn er hatte Spanien von Mauren und Juden gesäubert. Wer Abenteuer suchte, mußte außer Landes ziehen.

Am Flusse Garigliano in Kalabrien, unter den Fahnen des großen Capitan Consalvo Ferrante — oder seines Gegners Cesare Borgia — waren Abenteuer noch zu bestehen. Dort lockte noch wilde Romantik. Die Sonne des untergehenden Rittertums erstrahlte ein letztes Mal in einem golden leuchtenden Abendrot. Blutige Kämpfe wurden unterbrochen und Turniere abgehalten für die Schaulust beider feindlichen Heere. Wie einst die Horatier und Curatier, tjosteten vor der belagerten Stadt Trani elf

auserwählte Spanier mit elf auserwählten Franzosen, bloß um die größere Kühnheit der einen oder andern Nation darzutun. Dasselbe geschah bei Barletta, wo dreizehn Spanier mit dreizehn Franzosen einen Einzelkampf ausfochten. Es war der Herbst des Mittelalters. Seelengröße und Grausamkeit gingen nebeneinander Arm in Arm. Als ein spanischer Soldat einem gefangenen Schweizer die Goldkette vom Halse riß, verfolgte der große Capitan Consalvo Ferrante den fliehenden Frevler, holte ihn ein und strafte ihn eigenhändig. Als der Conte Fabio Orsini einen Getreuen des Cesare Borgia getötet, wusch er sich die Hände und den Mund mit dem Blute des Ermordeten . . .

Ruhm war in Italien zu finden, aber kein Gold. Nach einigem Schwanken entschied sich daher Cortes für die neue Welt. Genau zehn Jahre war es her, daß Columbus den Fuß auf die Antillen gesetzt. Der Reiz des Neuen, die Schauer des Unerforschten, die Aussicht auf Reichtümer — kurz, Habsucht, Tatendrang und Abenteuerlust lockten in das seltsame Westland. Der Nachfolger des Columbus, Don Nicolás de Ovando, Groß-Komtur des Ordens von Alcántara, rüstete eben eine Flotte aus. Cortes, entfernt verwandt mit ihm, ließ sich anwerben. Doch kurz vor der Abreise kletterte unser Held auf einer seidenen Strickleiter an einer hohen Hausmauer empor, um durch das Fenster zu einer geliebten Frau zu gelangen, — da plötzlich gab das Mauerwerk nach, und zwei Stock tief stürzte er hinab, überschüttet vom nachbröckelnden Gestein und Kalk. Zwar nicht den

Hals, aber doch mehrere Rippen hatte er sich gebrochen und mußte sich im Spital heilen lassen. Die Flotte segelte ohne ihn ab.

43.

Einem dunkeln Ehrenmann, Alonso Quintero, gehörte der Segler, auf welchem zwei Jahre später Cortes die Reise nach Westindien antrat. Bei den Kanarischen Inseln entfernte sich Quintero verräterisch bei Nacht vom Geschwader der Kauffahrer, um in Haïti früher als die anderen die verfrachteten Waren auf den Markt zu werfen. Ein jäher Sturm zersplitterte seiner Karavelle den Mast und zwang ihn zur Rückkehr. Zum Glück hatten die anderen Schiffe der Flottille auf ihn gewartet. Gemeinsam fuhren sie von den Kanarischen Inseln ab. Bald darauf wiederholte Quintero den bösen Streich. Wieder geriet er in einen Sturm; und so furchtbar war das Wüten der Elemente, daß sein Schiff mit Mann und Maus versunken wäre, hätte nicht, dem künftigen Heidenbekehrer Cortes zuliebe — wie die Legende berichtet — der Heilige Geist, in Gestalt einer Taube, sich auf den Mast gesetzt und dann vor dem Schiffe herflatternd den Weg zum Lande, zur Insel Haïti, gewiesen.

Cortes brachte Empfehlungsschreiben an seinen Verwandten, den Groß-Komtur des Ordens von Alcántara, Don Nicolás de Ovando, mit. Ihm wurde eine Plantage, ein sogenanntes Repartimiento mit Indianersklaven zugeteilt.

„Ich kam, mit Schwert und Schild Gold zu erwerben

— nicht wie ein Bauer hinter dem Pfluge herzugehen!" sagte der Neunzehnjährige hochmütig.

Dennoch ging er eine Weile hinter dem Pfluge her. Er pflanzte Zuckerrohr und führte andalusische Kühe ein. Zuweilen auch schloß er sich Strafexpeditionen gegen aufständische Indianer an. Der Kleinkrieg mit Wilden wurde ihm vertraut.

Fünf Jahre vergingen so. Er hatte zahllose Liebschaften und ebenso zahllose Duell-Affairen. Bei einem Zweikampf wurde ihm die Unterlippe gespalten. Sonst war er immer Sieger.

44.

Im Jahre 1511 war des großen Admirals Sohn, Diego Columbus, Statthalter von Haïti. Da die Silbergruben erschöpft waren, beschloß er, das benachbarte — schon von seinem Vater entdeckte — Kuba zu besiedeln und sandte zur Eroberung des noch wilden Eilandes ein Heer von dreihundert Mann aus. Zum Anführer ernannte er Diego Velázquez. Dieser war einer der ersten Kolonisten der neuen Welt, hatte schon Christoph Columbus auf der zweiten Reise begleitet und galt für einen tüchtigen Heerführer, da er siebzehn Jahre lang in europäischen Kriegen Dienst geleistet.

Das Vertrauen, das Diego Columbus in Velázquez gesetzt, wurde ihm übel gelohnt. Hatte er Dank erhofft, so erntete er nichts als Undank. Velázquez eroberte Kuba, erwirkte durch seine Beziehungen zum Präsidenten der indianischen Angelegenheiten Juan Rodriguez de Fonseca,

Bischof von Burgos, daß er zum unabhängigen Gobernador Kubas ernannt wurde und sprach sich selbst jeder Verpflichtung gegen Diego Columbus los und ledig.

Undank war die unauslöschbare Schuld des Diego Velázquez, und durch Undank sollte ihn einst das Schicksal strafen, ihn arm, krank und elend, ihn zum Gelächter der Menschen machen, und das Herz ihm durchbohren mit einem Pfeil aus dem Hinterhalt, — abgeschnellt von einem Mann, den er mit ehernen Dankesketten an sich geschmiedet glaubte . . .

Damals schon ein Sechziger, unförmlich korpulent und bequem, überließ Diego Velázquez die Pazifikation der Insel seinem skrupellosen Neffen, dem Leutnant Pánfilo de Narváez. Der befriedete das Land, indem er die Indianer dezimierte und kaum genug übrig ließ, die Silbergruben zu füllen. Sein Dünkel war ebenso unbegrenzt wie unbegründet. Geistlose Reden trug er mit Vehemenz und mächtig hallender Stimme vor, die dröhnte, als käme sie aus einem Keller-Gewölbe. Er war mittelgroß, kurzhalsig, hatte einen roten Petrus-Bart und rotes Haar. Als knauserig war er verschrien, obgleich er eine reiche Erbin, María de Valenzuela, zur Frau hatte.

Mit Diego Velázquez war Cortes nach Kuba gekommen und mußte sich den hohlköpfigen Leutnant Narváez als Vorgesetzten gefallen lassen. Dem Dünkelhaften gegenüber verstand er es, seine geistige Überlegenheit verborgen zu halten. Pánfilo de Narváez ahnte in ihm keinen zu fürchtenden Rivalen und ließ sich herab, ihn

mit seinem Vertrauen, zuweilen sogar mit seinem Lob zu beehren.

Nach der Eroberung gründete Diego Velázquez die Städte St. Jago de Cuba, Puerto del Príncipe, Trinidad, St. Salvador, Matanzas und La Havanna. Er selbst residierte in St. Jago.

Während des Feldzuges hatte sich Cortes durch Unerschrockenheit und Tatkraft hervorgetan. Diego Velázquez ernannte ihn zu seinem Privat-Sekretär.

45.

König Ferdinand der Katholische starb 1516. Die Kronen von Spanien, beider Sizilien und Flandern erbten gemeinsam Johanna von Kastilien, die Wahnsinnige, und ihr Sohn, der noch minderjährige Karl der Fünfte.

Für die Wahnsinnige und den Knaben führte der kluge aber schon gealterte Kardinal Ximenes die Regentschaft. Seinem Scharfblick entging es nicht, daß sich die indianischen Angelegenheiten in schlechten Händen befanden. Doch seine Macht war nicht Allmacht, und er vermochte nicht den Präsidenten des Rates von Indien, Juan Rodríguez de Fonseca, Bischof von Burgos, seines Amtes zu entheben.

Fonseca liebte und hätschelte die Mittelmäßigkeit und verfolgte das Genie mit dem Hasse eines Besessenen. Sein Leben war ein ununterbrochener Kampf gegen das Genie. Kein Mittel war ihm zu schlecht, einen verdienstvollen Mann in den Staub zu treten — oder, wie er

es nannte: ihm die Larve vom Gesicht zu reißen. In seinem Minderwert fühlte er sich gekränkt, in den Schatten gestellt, gedemütigt durch menschliche Größe — daher rächte er sich mit der Heimtücke des Pygmäen.

Dieses bischöfliche Scheusal hatte Columbus in Ketten gelegt und dem großen Manne den Abend seines Lebens vergällt. Fonseca trug die Schuld daran, daß der edle und hochbegabte Vasco Núñez de Balboa, der Entdecker der Südsee, Peru nicht erreichte und schuldlos den Kopf auf den Henkerblock legen mußte. Und das Schicksal sparte diesen Bischof auf, um in ihm dereinst den unversöhnlichsten, gehässigsten und gefährlichsten Feind des Cortes erstehen zu lassen.

Kardinal Ximenes konnte den Bischof von Burgos nicht stürzen, aber er setzte wenigstens seinem verderblichen Einfluß einen Damm entgegen. Schon bald nach der Entdeckung hatten die Leiden der Indianer, die Einführung der Repartimientos — der brutalen Verteilung indianischer Leibeigener an Kolonisten — die Dominikaner-Mönche auf Haïti zu einem leidenschaftlichen, mit geistigen Waffen ausgefochtenen Feldzuge veranlaßt. Zwar waren die Urbewohner der Antillen nackte Wilde und verhielten sich zu den Kulturvölkern Central-Amerikas wie etwa die tätowierten Britannier zu den Römern der Tiberiuszeit. Aber wußten die Dominikaner auch noch nichts von den hochzivilisierten Mayas, Mexikanern und Peruanern, schon an den wilden Inselbewohnern erkannten sie, daß die rote Rasse seelisch und geistig weit höher zu bewerten sei als die schwarze, und daß

hier den Europäern keine biblische Rechtfertigung — wie die Verfluchung Ham's nach Noahs Trunkenheit — zur Verfügung stand. Einige Jahre vor dem Thesenanschlag Luthers, im Dämmergrauen der neuen Zeit, wurden von den Dominikanern für ihre rothäutigen Schützlinge die Menschenrechte proklamiert.

Die leichtblütigen Franziskaner — das versteht sich von selbst — stellten sich auf den entgegengesetzten Standpunkt. Sie verteidigten die Rechte der Kolonisten und machten geltend: ohne Arbeitskräfte sei das Land wertlos, und nur durch strenge Zucht könnte die Arbeitsscheu der Wilden überwunden werden. Die Franziskaner waren die Verteidiger aller Maßnahmen des Statthalters Diego Velázquez und ihnen ward der Segen des Bischofs von Burgos zu teil. Denn Diego Velázquez hatte dem Bischof ein Repartimiento mit achthundert indianischen Leibeigenen zum Geschenk gemacht und sich dadurch seine Freundschaft erkauft.

Kardinal Ximenes scheute sich, offen für die Dominikaner gegen Fonseca und dessen Kreatur, Diego Velázquez, Partei zu nehmen. Statt dessen — und das war ein geschickter Schachzug — ernannte er den kleinen Mönchsorden der Hieronymiten auf Haïti zum Oberstatthalter der neuen Welt.

46.

Nicht lange blieb Cortes Sekretarius des Diego Velázquez, doch lange genug, um sich des Statthalters Gunst und Liebe zu erwerben. Diego Velázquez selbst beförderte

ihn zum Alkalden seiner Residenzstadt St. Jago de Cuba. Seiner altersmüden Bequemlichkeit kam es gelegen, daß Cortes sich befähigt erwies, die Last der Regierungssorgen ihm abzunehmen. Und vollends der immer gleichbleibende Frohsinn und Witz des Cortes gewannen des alten Mannes Herz. Er war kinderlos und liebte Cortes wie einen Sohn. Schon machte er Pläne, durch eine Heirat ihn noch enger an sich zu fesseln.

Aus Granada waren damals vier Schwestern namens Suárez Pacheco, entfernte Verwandte des Diego Velázquez, nach St. Jago de Cuba gekommen. Sie waren jung, schön und arm. Mit tapferer Heiterkeit spotteten sie selbst über ihre Armut und verhehlten niemals, daß sie Granada verlassen, weil sie in der neuen Welt das Glück und einen Gatten zu finden hofften. Die schutzlosen Mädchen nahm Diego Velázquez in seinen Schutz und mißbrauchte schändlich seine vormundschaftliche Gewalt. Daß die älteste Suárez das Bett mit ihm teilte, war bald stadtbekannt.

An der jüngsten, Catalina Suárez Pacheco, fand Cortes Gefallen. Das bleiche, hektische Mädchen klammerte sich, mit dem Naturtrieb einer vom Tode Gezeichneten, an das blühende Leben. Hemmungslos trieb sie ihr gieriger Lebenshunger dem schönen jungen Menschen in die Arme. Gerührt durch ihre Hingebung, versprach Cortes ihr in einer schwachen Stunde die Ehe. Dann plötzlich zog er sich zurück, da Gerüchte ihm zu Ohren kamen: alle vier Schwestern seien der Lüsternheit des Diego Velázquez zum Opfer gefallen.

Umsonst unternahm es Diego Velázquez, Cortes an seine Pflicht zu mahnen. Der zu Zornausbrüchen neigende, an Gehorsam gewohnte alte Mann ließ sich hinreißen, Cortes zu beschimpfen. Es kam zum offenen Bruch.

Hatte der Günstling viele Neider und Hasser gehabt, so sah sich der Feind des Statthalters plötzlich von zahlreichen Freunden umgeben. Wer mißvergnügt war — und auf Kuba waren es die meisten — schloß sich Cortes an. In seinem Hause gab es nächtliche Zusammenkünfte; und die Unzufriedenen berieten mit ihm, wie den Übergriffen des Gewaltherrschers einen Riegel vorzuschieben. Eine Anklageschrift wurde aufgesetzt und Cortes, als der Kühnste, wurde dazu ausersehen, sich im Ruderboot aufs Meer hinauszuwagen und auf der Insel Haïti dem kürzlich ernannten Ober-Statthalter der neuen Welt — dem Mönchsorden der Hieronymiten-Brüder — die Anklage einzuhändigen.

Cortes war eben im Begriff, den achtzehn Meilen weiten Meeresarm im Ruderboot zu durchqueren, als er aufgegriffen und in Ketten gelegt wurde. Durch einen Verräter war nämlich Diego Velázquez benachrichtigt worden, und so maßlos war seine Wut, daß bloß das Schluchzen und Gewinsel der Catalina Suárez, die sich ihm vor die Füße geworfen, ihn abhielt, Cortes hängen zu lassen. Den schon erteilten Befehl, ihn unverzüglich zum Galgen zu führen, widerrief er und ließ ihn im zweiten Stock des Gefängnisgebäudes einkerkern.

Es gelang Cortes, seine geschmeidige Rechte aus der Eisen-Umklammerung zu ziehen. Mit der freien Hand

befreite er die Linke und löste die Fußfesseln. Die Eisenstäbe des Fensters zu zerbrechen, diente ihm die Kette. In seiner liebestollen Jugendzeit hatte er es gelernt, an Hausmauern hinauf und hinab zu klettern. Er entkam und suchte ein Asyl in einer Kirche.

Da vorauszusehen war, daß Cortes sein Leben teuer verkaufen würde, wagte Diego Velázquez nicht, das heilige Haus durch ein Gemetzel zu entweihen. Er begnügte sich damit, die Ausgänge des Gotteshauses bewachen zu lassen.

Einige Tage blieb Cortes unbehelligt. Er glaubte sich geborgen. Als er aber einmal achtlos auf den Stufen vor der Kirche saß, fühlte er sich plötzlich von hinten gepackt, von allen Seiten stürzten Häscher hinzu, und ehe er sich erwehren konnte, wurden ihm die Hände auf den Rücken gebunden. Der Büttel, der ihn ergriffen hatte, war der spätere Aufwiegler auf den Sandhügeln der totonakischen Küste, jener Freund des Lizentiaten Juan Díaz und des Steuermannes Cermeño —: der Büttel Pedro Escudero.

Diesmal wurde Cortes auf ein Schiff gebracht und von neuem in Ketten gelegt. Wieder gelang es ihm, seine Hände und Füße aus den eisernen Ringen schlüpfen zu lassen. Er wartete die Nacht ab und schlich sich auf Deck. Ein Boot war an das Schiff befestigt. Geräuschlos ließ er sich in das Boot hinabgleiten. Dann durchschnitt er das Seil des Bootes. Eine starke Strömung trieb das Boot ins offene Meer hinaus. Da er keine Ruder hatte, warf er sich ins Wasser und erreichte

schwimmend, dem Wogenstrom zum Trotz, das Land. Dann floh er zurück in dieselbe Kirche.

47.

In jenen Tagen kehrte von den Küsten Yucatans der zweite von Diego Velázquez ausgesandte und von seinem Neffen Grijalva befehligte Freibeuterzug nach Kuba zurück. Grijalva hatte den Auftrag gehabt, Handelsgeschäfte zu machen, vor allem aber Sklaven einzufangen. Nun brachte Grijalva zwar keine Sklaven mit, dafür aber Gold im Werte von zwanzigtausend Piastern und die aufregende Nachricht von einem Goldland auf der Tierra firme, namens Mexico. Als Alvarado, dessen Schiff früher als die andern angelangt war, dem Statthalter die Kunde brachte, tanzte der dicke Greis im Zimmer umher, schnippte mit den Fingern wie mit Castagnetten und umarmte und küßte den verdutzten Alvarado. Sofort ließ er eine neue Flotte rüsten. Aber ihm fehlte ein Führer. Mit dem wackern Grijalva war er unzufrieden; Grijalva, meinte er, hätte Mexico gleich in Besitz nehmen sollen. Avila und Montejo waren nämlich später als Alvarado, aber früher als Grijalva eingetroffen und hatten die Zeit benutzt, ihren verdienstvollen und makellosen Führer anzuschwärzen.

Obgleich Cortes in seinem Asyl streng bewacht wurde, waren die Kirchentüren nicht geschlossen. Zum Morgen- und Abend-Gebet strömte das Volk ein und aus. Und da Diego Velázquez wenig beliebt war, fehlte es dem Märtyrer seiner Willkür nicht an Speise und Trank.

Auf die Gefahr hin, sich des Statthalters Haß zuzuziehen, wagten es Puerto Carrero und Alvarado, Cortes in der Kirche zu besuchen. Sie erzählten ihm von den Mühseligkeiten und Überraschungen ihrer abenteuerlichen Fahrt: wie sie auf der Insel Cozumel Bisam-Schweine sahen, die den duftigen Nabel auf dem Rücken haben; — wie sie an der Küste von Champoton von schwarz und weiß bemalten Indianern überfallen wurden, während ein Heuschreckenschwarm den Himmel verfinsterte, so daß man die fliegenden Pfeile von den Insekten nicht unterscheiden konnte und sämtliche Kastilier Pfeilschüsse davontrugen; — wie sie am Terminos-Hafen so vielen Hirschen und Kaninchen begegneten, daß ihr begeisterter Jagdhund ihnen entlief, und wie verändert sie bei der Rückreise ihn wiederfanden: er konnte kaum noch sich bewegen vor Wohlbeleibtheit und glänzte wie Metall vor Fettigkeit; — wie sie am Tabasco-Strom Freundschaft mit einem Kaziken schlossen und dieser ihnen durch Melchorejo und Julianillo sagen ließ: das Land des Goldes liege gen Sonnenuntergang und nenne sich Mexico; — wie sie bei Aguayaluco Indianer sahen, welche große Schildkröten-Schalen als Schilde trugen, und Diego de Ordás sich nur mit Mühe abhalten ließ, sie zum Zweikampf zu fordern; — wie sie vom Meer aus ewigen Schnee von Gletschern erblickten, und wie Alvarado einen nach ihm benannten Fluß stromaufwärts fuhr und alle Tempel ausraubte; — wie am Banderas-Strom Montejo als erster Europäer auf mexikanischem Boden landete und von einem Statthalter des Königs von Mexico ausgefragt wurde; und wie sie endlich zu einer

Insel gelangten — der Isla de Sacrificios —, wo in einem Tempel vor einem ekelhaften Götzen die Leichen von fünf eben geschlachteten Indianerknaben lagen: aus den klaffenden Brüsten waren die Herzen gerissen; die fünf Herzen lagen auf dem Schoße des Gottes, durch Beilhiebe waren die Arme und Schenkel der Knaben abgehackt, die Tempelwände und das Götzenbild waren frisch mit dem Blute der Opfer beschmiert . . .

Cortes lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, fieberhaft glänzten seine Augen.

„Ich muß nach Mexico!" rief er.

„Auch wir haben an Euch gedacht", sagte Alvarado. „Schon rüstet Diego Velázquez eine neue Expedition aus, und er sucht einen Anführer. Gleich nach meiner Ankunft habe ich Euch, Don Hernando, als Feldobersten vorgeschlagen, denn ich wußte noch nichts von den Mißhelligkeiten zwischen ihm und Euch. Kaum aber hatte ich Euren Namen genannt, geriet er in solche Wut, daß ich davon abließ, ihn weiter zu drängen."

„Ich selbst will ihn sprechen! Heute noch! Jetzt gleich!" rief Cortes und lief der Kirchentür zu.

Puerto Carrero hielt ihn am Ärmel fest.

„Seid Ihr toll, Don Hernando?! Er hat geschworen, Euch hängen zu lassen! . . ."

Cortes riß sich los und stürmte hinaus.

Der Büttel Escudero merkte die Flucht erst, als Cortes längst auf und davon war. Der Büttel gewärtigte barsche Rügen, vielleicht sogar Entlassung aus dem Dienst für seine Nachlässigkeit. In größter Bestürzung lief er

zum Hause des Statthalters, die Flucht des Verbrechers zu melden und sich selbst auszureden so gut es ging.

Als er, von einem Diener in die Gemächer des Gobernadors geführt, sich umsah, verging ihm Hören und Sehen. Den hochmögenden Don Diego Velázquez und den Delinquenten Cortes fand er Siesta haltend, gemeinsam ausgestreckt auf einem Ruhebette.

Don Diego vergab dem Büttel Escudero. Don Diego war gnädig gelaunt: denn Cortes hatte sich bereit erklärt, Doña Catalina Suárez Pacheco zu heiraten. Don Diegos altes Kriegerherz war bezaubert durch die dreimal geglückte Flucht des Cortes und staunte seine tollkühne Frechheit an, daß er es gewagt hatte, ohne Waffen vor ihn hinzutreten. Nach wenigen Worten waren sie sich weinend um den Hals gefallen.

48.

Kurze Zeit darauf führte Cortes Doña Catalina heim. Verwandtschaftliche Bande knüpften ihn nun an Diego Velázquez. Er ging im Statthalterpalais ein und aus und fand so Gelegenheit, mit zwei einflußreichen Personen unauffällig Zwiesprach zu halten. Es waren die Vertrauten des Gobernadors: sein Sekretär Andrés del Duero und der Schatzmeister Seiner Majestät, Amador de Lares. Cortes verpflichtete sich, allen Gewinn des Unternehmens mit ihnen zu teilen.

Den beiden Helfershelfern fiel es nicht schwer, dem Statthalter eindringlich klar zu machen, daß er keinen umsichtigeren, klügern und verwegenern Führer finden

könne als Hernando Cortes. Der alte Mann sagte sich das selbst, er vergötterte seinen neuen Verwandten seit dessen dreimaliger Flucht. So ernannte er ihn denn zum General-Kapitän der neuen Expedition und ließ die Bestallung — berichtet ein Chronist — durch den Secretario Andrés del Duero mit bester Tinte schreiben: de muy buen tinta.

49.

Die Vetterschaft des Diego Velázquez hatte erwartet, daß einer aus ihren Reihen das Kommando erhalten würde, und war entrüstet. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, den Statthalter umzustimmen. Cortes wußte, wie leicht dieser zu beeinflussen war, und tat das Menschenmögliche, die Abfahrt zu beschleunigen. Vor der Hochzeit hatte er seine Braut wie eine Königin behängt, sein letztes Bargeld für Schmuck vergeudet. Es gelang ihm, sein Repartimiento und eine Silbergrube, die er besaß, für viertausend Dukaten zu versetzen. Er kaufte Schiffe, Munition, Lebensmittel, Mais, Heu für Pferde und auch Tauschwaren, wie venetianische Glasperlen, kleine Spiegel und Taschenmesser. Er schrieb Hunderte von Briefen; und aus allen Teilen des Landes strömten Abenteurer herbei, sich unter seine Fahnen zu stellen.

Um seiner Person mehr Ansehen zu geben, trug jetzt Cortes einen Sammetrock, eine schwere Goldkette um den Hals, die ihm bis an den Gurt reichte, und ein Barett mit einer hohen Hahnenfeder.

Am Sonntag nach seiner Ernennung begab sich Diego Velázquez mit großem Gefolge — wie sich das für einen Machthaber schickt — zur Messe in den Dom. Neben ihm her schritten Cortes und Andrés del Duero. Da plötzlich tänzelte der bucklige Possenreißer Madrid, der Hofnarr des Tyrannen von Kuba, auf der Straße vor ihnen her. Und kreischend, damit alles Volk es vernehmen könne, rief er:

„Gevatter Diego,
Befrage dein Ego:
Wen machtest du, wen,
Zum General-Kapitän?
Den aus Medellin?
Du erntest durch ihn
Nur Sorgen und Hader:
Er wird dein Geschwader
Dir listig entwinden!
Das sehn ja die Blinden
Dem Feuerkopf an:
Das ist ein Mann
In Wolken sich türmend
Wie eine Zeder
Und himmelstürmend
Wie seine steile Hahnenfeder!"

Andrés del Duero prügelte den Narren durch und nannte ihn einen Trunkenbold. Diego Velázquez äußerte nichts; aber der verbissene Zug in seinem aschgrauen Gesichte war beredt genug. Die Wärme seiner Freundschaft zu Cortes kühlte merklich ab seit diesem Tage. Seinen Haushofmeister, Diego de Ordás, veranlaßte er,

als Hauptmann mitzuziehen und instruierte ihn heimlich, er solle Cortes auf die Finger passen.

50.

Durch Andrés del Duero und Amador de Lares wurde — einige Wochen hernach — Cortes in Kenntnis gesetzt, daß Diego Velázquez den Entschluß gefaßt habe, seine Ernennung zu widerrufen und einen andern Befehlshaber zu ernennen.

Es galt schnell zu handeln. Am späten Nachmittage hatte Cortes erst die Nachricht erhalten und schon am Abend dieses Tages waren in aller Heimlichkeit die Mannschaften eingeschifft. In der Nacht raubte Cortes sämtliche Fleischerläden der Stadt aus und hinterließ seine goldene Halskette als Bezahlung.

Früh am nächsten Morgen machten die Bewohner St. Jagos die Entdeckung, daß ihnen das Fleisch zur Suppe fehlte, und erhoben ein Geschrei. Hausfrauen, Köche und Küchenmädchen strömten in Scharen zum Statthalterpalais und jammerten um ihr Mittagessen.

Don Diego war so entsetzt, daß er halbangekleidet zum Hafen lief. Der Possenreißer Madrid war ihm auf den Fersen.

Als Cortes den händeringenden Statthalter am Ufer erblickte, bestieg er ein Boot und ruderte zu ihm heran. Jedoch in respektvoller Entfernung machte er Halt und ließ den Nachen von den Wellen schaukeln.

„Wie Gevatter, nehmt Ihr so von mir Abschied?

Wahrlich, das nenne ich ein feines Benehmen!" schrie der dicke alte Mann mit weinerlicher Stimme.

„Entschuldigt," versetzte Cortes, „doch die Zeit drängt; und schneller als ein Gedanke muß solch eine Tat sein, will sie gelingen. Wenn Ihr sonst noch ein Anliegen habt, sagt es mir jetzt, denn Gott weiß, wann wir uns wiedersehen!"

Don Diego wollte antworten, der hilflose Zorn schnürte ihm die Kehle zu. Stumm streckte er die geballte Faust zum Morgenhimmel empor, dann wandte er sich und ging. Freundlich winkte ihm Cortes einen Abschiedsgruß mit seiner gepflegten, ringgeschmückten Hand zu.

Der Narr Madrid war inzwischen an das Boot herangeschwommen, um es zum Kentern zu bringen. Dabei wäre er um ein Haar ertrunken. Mit spöttischem Mitleid zog Cortes den Erschöpften ins Boot herein und nahm ihn mit auf das Flagg-Schiff. So mußte denn der Possenreißer — ganz gegen seinen Willen — Mexico erobern helfen.

Unverzüglich wurden die Anker gelichtet und die Flotte verließ St. Jago.

51.

An der Südküste der Insel Kuba, in den Häfen Trinidad und La Havanna legte die Flotte erst noch an und nahm den Rest der Mannschaft, Geschütze, Munition und die sechzehn Pferde an Bord.

Sowohl Francisco Verdugo, der Alcalde Mayor von Trinidad und Schwager des Diego Velázquez, wie auch

Pedro Barba, der Stadt-Kommandant von La Havanna, erhielten schriftlichen Befehl vom Statthalter, Cortes zu fangen, ihn abzusetzen, ihn in Ketten zu legen. Beide sahen die Unmöglichkeit ein, einem anhänglichen Heere den beliebten Feldobersten zu entreißen. Und Pedro Barba händigte sogar Cortes den Haftbefehl aus und ließ sich von ihm als Hauptmaun der Armbrustschützen anwerben.

Auch an seinen bisherigen Haushofmeister Ordás schrieb Diego Velázquez einen Brief und mutete ihm zu, er solle Cortes zu einem Festessen laden und an der Tafel von gedungenen Banditen überfallen lassen. Doch der ritterliche Ordás warf das Schreiben ins Feuer und verständigte Cortes von den guten Absichten des Don Diego.

Nachdem die Wattepanzer für die Soldaten genäht, die Lanzenspitzen geschmiedet und alle erhältlichen Pfeile aufgekauft waren, segelten am 10. Februar 1519 die elf Karavellen von Kuba ab und steuerten hinaus gen Westen, nach dem unbekannten, geheimnisreichen Land des Goldes, der Wunder und der Schrecken.

52.

Auf der Reise berührte Cortes Orte der Küste von Yucatan, wo vor ihm Córdova und Grijalva schon geweilt hatten. Bei der Insel Cozumel fiel es ihm auf, daß die Indianer öfter das Wort Kastilan im Munde führten. Er entsann sich, daß auch Córdova diese Beobachtung gemacht; und ihm kam der Gedanke, den Eingeborenen müßten früher schon Spanier begegnet sein. Durch

Melchorejo und Julianillo ließ er die Indianer ausfragen und erfuhr: auf dem Festland, zwei Tagereisen von der Küste entfernt, lebten zwei Kastilier als Sklaven eines Kaziken.

Es traf sich gut, daß sich reisende indianische Händler auf der Insel Cozumel befanden und aufs Festland zurückzukehren im Begriffe waren. Cortes übergab ihnen einen Brief an die weißen Sklaven, und für den Kaziken einen Haufen Glaskorallen als Lösegeld.

Die Händler reisten ab und übermittelten ehrlich den Brief und das Geschenk. Der Kazike willigte ein, das Lösegeld anzunehmen, und ohne Weiterungen gestattete er, daß die Weißen sich zur Küste und in den Schutz ihrer Landsleute begaben.

Die beiden spanischen Sklaven waren: der Franziskaner-Frater Jerónimo de Aguilar und ein Matrose namens Gonzalo Guerrero. Durch einen Schiffbruch waren sie vor sieben Jahren mit vielen anderen Weißen an diese Küste verschlagen worden. Ihre Leidensgefährten waren auf den Götzenaltären verblutet; nur ihnen hatte man das Leben gelassen — dem Matrosen, weil er es verstanden, sich durch Dienstfertigkeit beliebt zu machen, und dem Frater, weil die Indianer ihn seiner geschlechtlichen Enthaltsamkeit wegen als Heiligen verehrten. Der Kazike hatte ihm nämlich eine Indianerin als Ehefrau angeboten — ein Gnadenbeweis, den der fromme Frater mit Dankesbeteuerungen zurückweisen mußte. Als Grund seiner Weigerung hatte er, auf die Fragen des gekränkten Kaziken, angegeben: ein Gelübde verbiete ihm, Frauen zu berühren.

Das klang dem Maya-Fürsten so ungeheuerlich und unwahrscheinlich, daß er sich vornahm, der Sache auf den Grund zu gehen. Drei Nächte lang wurde die Reinheit Aguilars auf die Probe gestellt: halbwüchsige nackte Mädchen umtanzten ihn, reihten sich in hockender Stellung vor ihm auf, verhöhnten ihn kichernd, zupften ihn am Gewand und Haar und ließen nichts unversucht, ihn in ihre Arme zu ziehen. Seitdem er ihren Lockungen widerstanden, behandelte ihn der Kazike wie einen Freund und vertraute ihm die Aufsicht über seine zahlreichen Kebsweiber an.

Die Keuschheit Aguilars erschien den Mayas darum so wunderbar, weil sie in den Annalen ihrer mythischen Geschichte nur ein Beispiel gleicher Standhaftigkeit kannten. Ihre Götter Tohil, Avilix und Hacavitz waren mit ihnen ins Land eingewandert; und die Fürsten der Urbevölkerung ersannen einen Plan, sich der Eroberer dadurch zu erwehren, daß sie den Gott Tohil fingen. Nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß täglich die Götter Tohil, Avilix und Hacavitz in Jünglingsgestalt in einem Flusse badeten, wählten sie die zwei schönsten Fürstentöchter des Landes und unterwiesen sie: Geht, Töchter, zum Flusse, Wäsche zu waschen; und wenn die Jünglinge euch erblicken, so entkleidet euch vor ihnen. Schlagt ihnen keinen Wunsch ab, doch fordert ein Geschenk dafür. Die Fürstentöchter führten die Weisung aus und suchten die Götter zu betören. Aber Tohil fuhr die Entkleideten an und, sie bedrohend, zwang er sie, zu sagen, wer sie angestiftet. Dann gab er ihnen drei Mäntel: auf dem einen war

ein Jaguar, auf dem anderen ein Adler und auf dem dritten waren Hornissen und Wespen gestickt. Die Mädchen trugen die Mäntel heim. Kaum aber hatten die Fürsten die Mäntel umgelegt, brüllten sie auf vor Schmerz: Jaguare, Adler, Hornissen und Wespen tranken ihr Blut.

So strafte der Gott die Nacktheit der Mädchen.

53.

Glückselig über die Freilassung eilte Jerónimo de Aguilar zu Gonzalo Guerrero, teilte ihm bebend vor Erregung die frohe Kunde mit und wollte gleich mit ihm zur Küste — zu den Schiffen der Befreier — aufbrechen. Doch der Matrose war ein Indianer geworden und hielt nicht viel von den Segnungen europäischer Zivilisation. Er hatte eine Maya-Frau geheiratet, die ihm drei schöne Kinder geboren; an Nahrung fehlte es ihm nicht, und Palmen gaben kühlen Schatten; — mehr ersehnte sein Herz nicht.

„Geht allein!" sagte er zu Aguilar. „Was soll ich dort! Mich hänseln lassen, weil meine Nase und meine Lippen durchbohrt sind? Mich abrackern für mein täglich Brot und doch im Elend verkommen, wenn die Knochen alt und mürbe geworden? Für so freundliche Aussichten verlasse ich Weib und Kind nicht!"

Aguilar hielt ihm vor, daß er ein Christ sei, daß er seit sieben Jahren nicht zur Messe, nicht zum Abendmahl gegangen und daß er seine Familie ja mitnehmen könne.

„Laßt es gut sein, Gevatter!" versetzte der Matrose.

„Messe und Abendmahl sind vortrefflich für Grafen und Herzöge. Wäre ich einer, ich verspürte vielleicht Sehnsucht nach meinem Schloß, nach Kaldaunenbraten und schönen Liebsten. Aber in Europa werden wir armen Schufte mißhandelt im Elternhaus, verprügelt vom Leben und auf den Kehrichthaufen geworfen, wenn wir alt sind. Ich habe mir einen lateinischen Matrosen-Spruch übersetzen lassen und auswendig gelernt: Navigare necesse est, vivere non necesse est! Ich weiß was das bedeutet! . . . Kein Wunder, daß man den Haß nie aus dem Herzen reutet! Schenkt meinen Kindern drei Glasperlen, damit sie sich freuen, — mehr nehme ich von meinen Landsmännern nicht an! . . .“

Aguilar mußte allein die Reise an die Küste antreten. Als er an Bord der Capitana vor Cortes geführt wurde, legte er Bogen und Pfeile auf dem Schiffsverdeck nieder, fiel auf die Knie, schluchzte und rief: „Kreuz! . . . Kreuz! . . . Kreuz! . . . Christus! . . .“ Cortes bedeckte ihn mit einem Mantel, denn er war halbnackt, als Indianer gekleidet. Nur mühsam konnte er sich in seiner Muttersprache ausdrücken. Doch schon nach wenigen Tagen beherrschte er wieder das Spanische und war imstande, seinem Retter wichtige Aufschlüsse zu geben über Verfassung, Religion und Sitten der Kulturvölker Zentral-Amerikas.

54.

Von Cozumel aus gelangte die Flotte an die Küste von Tabasco. Ein Jahr vordem hatte Grijalva mit dem

Kaziken von Tabasco Freundschaft geschlossen. Diesmal wurden die Kastilier feindlich empfangen und sahen sich genötigt, den Eingeborenen Schlachten zu liefern. Sie blieben Sieger, denn — so beschworen später Augenzeugen — ein Ritter in weißer Rüstung und auf schneeigem Schimmel (nach einigen der heilige Petrus, nach anderen der heilige Jacobus) kämpfte in ihren Reihen.

Nachdem sie die Stadt Tabasco eingenommen, schlug Ordás mit seinem Schwerte drei wuchtige Hiebe in den Stamm eines Ceibabaumes und verkündete: die Stadt sei eine kastilische Stadt und er fordere jeden zum Zweikampf, der sich herausnehme, das anzuzweifeln.

Doch es meldete sich niemand.

Cortes ließ die Gefangenen in Freiheit setzen und schloß Frieden. Gaben wurden ausgetauscht. Dann schifften sich die Kastilier wieder ein, um nordwärts, nach Mexico unter Segel zu gehen.

Als sie eben die Anker lichteten, sahen sie, daß ein Boot sich dem Flagg-Schiff näherte. Im Boot befanden sich zwanzig Sklavinnen — ein Geschenk des Kaziken von Tabasco.

Eine dieser Sklavinnen war Marina.

Puerto Carrero, dem sie als Kriegsbeute zugeteilt wurde, trauerte seiner toten Isabella nach und trat Marina an Cortes ab.

Nach kurzer Zeit konnte Marina sich spanisch verständigen. Während der eintönigen, Wochen währenden Segel-

fahrt fand Cortes Zerstreuung und Vergnügen am Geplauder mit der kindjungen Mexikanerin. Ihr Lerneifer und ihre Wißbegier waren unersättlich. Voll Inbrunst dem neuen Glauben ergeben, hörte sie nichts lieber als die heiligen Geschichten des Alten und Neuen Testaments.

Als eines Tages Cortes ihr vom Erzvater Jacob und seinen zwölf Söhnen erzählte, wie Joseph nach Ägypten kam und dort reich und mächtig wurde — füllten sich ihre Augen mit Tränen.

„Das ist meine Geschichte", sagte sie.

„Wie meinst du das?" fragte Cortes.

„Die eine Hälfte habe ich erlebt. Und gebe Gott, daß ich das andere auch erlebe!"

„Das sind Rätsel! Erkläre mirs!" sagte Cortes.

„Ihr werdet es gleich verstehen", fuhr Marina fort. „Seht, die Brüder zeigten das blutige Ärmelkleid vor, und hatten doch Joseph nach Ägypten verkauft. Das ist es, was ich selbst erlebt habe. Und was ich mit Gottes Hilfe noch erleben möchte, ist das andere: Joseph wurde ein großer Herr, lud Vater und Geschwister zu Gaste und vergalt ihnen Böses mit Gutem! . . ."

Dann erzählte Marina ihr junges, wunderseltsames Leben.

Im Südosten des Mexikanischen Reiches, in der Provinz Coatzacualco war sie geboren, als einziges Kind eines hohen Würdenträgers. Ihrem Rang und dem Reichtum ihres Vaters entsprechend wurde sie in Künsten und Wissenschaften erzogen gleich den vornehmsten Erbinnen

des Landes. Sie war dreizehn Jahre alt, als der Vater starb; und all sein Besitz, die reiche Stadt Painala und die großen Güter in ihrer Umgebung, wurde Eigentum ihrer Mutter. Bald darauf ging ihre Mutter eine neue Ehe ein und hatte von ihrem zweiten Gatten einen Sohn, den sie von seiner Geburt an über alles liebte. Die Mutter faßte einen Haß gegen ihre Tochter, da diese die Erbansprüche des kleinen Stiefbruders beeinträchtigen konnte. Eine Haussklavin hatte eine Tochter im Alter von Marina, und das Mädchen erlag einer Krankheit damals. Marinas Mutter kaufte der Sklavin die Kinderleiche ab und schloß die eigene Tochter in ein dunkles Gemach ein. Prunkvoll bahrte sie die Leiche auf und ließ bekannt geben, Marina sei tot. Vom dunkeln Gemach aus, wo sie gefangen war, hörte Marina die Litaneien ihres eigenen Begräbnisses an, die heuchlerischen Wehklagen der Mutter, die Tröstungen der Verwandten, die Grabgesänge der Priester. Heimlich bei Nacht wurde dann ihr Kerker von fremden Männern geöffnet, und sie wurde nach Xicalanco geschafft und während der Reise entjungfert. Im Auftrage ihrer Mutter verkauften sie die Leute von Xicalanco an Sklavenhändler und diese brachten sie nach Tabasco. Der Kazike, dessen Beischläferin sie gewesen, verschenkte sie weiter an die Kastilier.

Ohne Trauer, ohne Groll, ohne Anklage erzählte sie das. Sie war durch Pfützen gegangen, doch im schmutzigen Wasser hatten sich ihr Leib und ihre Seele geläutert und rein gebadet. Ein strahlendes Ziel leuchtete ihr vor: zu werden wie Joseph, der Reinste der Reinen, und den

blutigen Ärmelrock zu vergelten mit segenschwerer Güte und Beglückung.

55.

Die vom Heere während des Aufruhrs gefaßten Beschlüsse gelangten in wenigen Wochen zur Ausführung.

An den Sanddünen, mehrere Meilen nördlich vom Feldlager, wurde die Hafenstadt Villa Rica de la Vera Cruz gegründet, ein Kastell, eine Kirche, ein Regierungsgebäude, Proviantmagazine, einige Wohnstätten und die Stadtmauer, mit Schießscharten und Türmen, wurden von den fünfhundert Mann des Heeres erbaut. Um seine Leute anzufeuern, nahm Cortes selbst den Spaten in die Hand, trug Erdkörbe, Mörtel und Kalk. Die Stadt erhielt eine kleine Besatzung, an deren Spitze der alte Fähnrich Escalante stand.

Auf der Capitana segelten Puerto Carrero, Montejo und der Obersteuermann Alaminos ab nach Europa, als Überbringer der Geschenke Montezumas und zweier Briefe an den Kaiser. Das eine Schreiben war von Cortes, sein erster langer Bericht; das andere war eine Bittschrift — Seine Majestät möge die Beschlüsse des Heeres und die Ernennung des Oberfeldherrn genehmigen — und war versehen mit den Unterschriften aller Offiziere und Soldaten.

Das Heer war marschbereit. Da wurde durch einen Cortes treu ergebenen Büchsenspanner, Bernaldino de Coria, eine neue Bündelei aufgedeckt. Der Lizentiat Juan Díaz, der Büttel Escudero und die Steuermänner Cermeño

und Gonzalo de Umbría gestanden, auf der Folter befragt —: sie wollten sich eines Schiffes bemächtigen, nach Kuba in See stechen und Diego Velázquez von allen Geschehnissen unterrichten. Cortes ließ die Schuldigen durch ein Kriegsgericht seiner Offiziere aburteilen. Der Lizentiat wurde begnadigt, dem Gonzalo de Umbría wurden die Füße abgehauen, Escudero und Cermeño erlitten den Tod durch den Strang. Als Cortes das Todesurteil seines einstigen Häschers Escudero unterschrieb, rief er aus:

„Ich wollte, ich hätte nie schreiben gelernt! . . .“

Und dann vollführte er jene glorwürdige Tat, die Vernichtung seiner Schiffe. Er ließ sie anbohren, auf Sand laufen und eigenhändig hielt er die brennenden Pechfackeln an die zehn schön gezimmerten Karavellen-Buge. Im glühen Schein der zum Himmel leckenden Flammenzungen und Feuergarben verwandelte sich das Meer in eine Blutsee . .

Nun gab es kein Zurück! . . .

Mit Jubel und Grausen stand die Mannschaft am Ufer, belichtet von den aus schwarzen Rauchwolken flackernden karminroten Fackeln der Maste.

Man sprach von Gefahren, von der Unmenschlichkeit des Gegners. Cortes erzählte, was der dicke Kazike ihm berichtet hatte von der geschundenen Königstochter der Culhuas.

„Und sich vorzustellen, daß wir selbst vor zweitausend Jahren solche Bestien waren!“ rief Rodrigo Rangel.

„Gottlob, daß wir es nicht mehr sind!“ bemerkte der blonde, blauäugige Alvarado.

Und Cortes sagte:

„Darum zogen wir aus, um die Greuel abzuschaffen!"

Rot brandete das Blutmeer, als Cortes den Befehl zum Abmarsch gab.

Und die Soldaten schwenkten ihre Sturmhauben und schrien frenetisch:

„Nach Mexico! Nach Mexico!"

Drittes Buch

I

In Tenuchtitlan wurde das Toçoztli-Fest, die Begrüßung der neuen Saat gefeiert. Der schäumende Rauschtrank Octli — oder Pulque —, sonst nur Greisen zu trinken erlaubt, durfte an diesem Tage von Erwachsenen und Kindern genossen werden. Das Fest wurde daher das Fest des Kinderrausches genannt.

Zwölfjährige Knaben und Mädchen tanzten öffentlich und reichten einander gefüllte Pulqueschalen dar, in deren blasigem, über den Rand sich wölbendem Silberschaum ein Blumenkelch stak. Sie tanzten und schlürften den prickelnden Saft, bis sie trunken und ungezügelt schamlos wurden. Die Orgie der Unreifen war ein Sinnbild der jungen, noch unreifen Natur im Frühjahr.

Auch die Kinder der adligen Geschlechter tanzten und berauschten sich an diesem Tage vor den Augen Montezumas, seines Hofstaates und seiner Krüppel und Narren. Der König hatte im Palast einen länglichen Saal, in dessen glanzige Basaltwände zahllose Stufenmäander gemeißelt waren, eigens für dieses Fest herrichten und mit Girlanden und bunten Papierfähnchen schmücken lassen.

Auf seinem mit dem Jaguarfell bedeckten Königssitz thronte er auf erhöhter Estrade und blickte hinab auf das anmutig-freche Treiben der Kinder.

Seine kranke Seele lechzte nach der Stille des Vergessens im Getöse der Freude. Seit die großen Wasserhäuser die weißen Götter über das Meer des Himmels an sein Land gebracht, hatte sein Mund nicht mehr gelächelt. Aber heute glitt ein Lächeln über sein müdes, abgezehrtes Antlitz, als die kleinen Mädchen im Übermute des Rausches ihre mit Schmetterlingen und Vögeln bestickten Hüfttücher und Schulterdecken abwarfen und ihre zierlichen Körper hüllenlos zeigten.

Die Nacht war hereingebrochen. Und maßloser im Fackellicht tobte der Wirbel des Tanzes und der Schamlosigkeit. Aber jäh brach die Lust ab — gleichsam zerschnitten durch einen Sonnenstrahl in schwarzer Nacht.

Im Saal stieg eine tödliche Stille höher und höher wie hereinflutendes Wasser. Und in dieser flutenden Stille war eine Stimme vernehmlich. Aus der Wand kam die Stimme. Die Steine redeten.

„Tanze, tanze, mein schöner Schenkel! Denn bald liegst du begraben im tiefen See!"

So sprach die Wand.

Entsetzt war Montezuma von seinem Sitz emporgesprungen; der schwere Thronsessel fiel dröhnend um. Der König stürzte zum Ausgang, und Narren und Krüppe hinter ihm her in blasser Angst. Doch noch ehe sie die Tür erreicht hatten, sprach die Wand noch einmal:

„Tanze, tanze, mein schöner Schenkel! Denn bald faulst du begraben im tiefen See! . . .“

2.

Schwere Träume folterten Montezuma.

Ihm träumte, daß er zur Mittagsstunde vor dem großen Kristallschädel im Hause der Trauer betete und weinte. Da brachten Fischer als Geschenk ihm einen fremdartigen Wasservogel, den sie am Gestade des Schilfsees gefangen. Grauschwarzes Gefieder, einem Kranich ähnlich, hatte der Vogel, doch statt des Schopfes trug er auf dem Kopfe ein glänzendes Diadem, zurückscheinend wie ein Spiegel. Und Montezuma blickte in das Diadem und sah, obgleich es Mittag war, alle Sternbilder am Himmel, das Sternballspielhaus, den Markt, den schießenden Stern, den Feuerbohrer und Unsern älteren Bruder den Skorpion. Und ein Komet — der Stern mit der glutenden Rauchwolke — glitt zwischen den Himmelsbildern dahin, einer Giftschlange ähnlich, die lautlos durch ein Maisfeld kriecht. Ungünstig waren die Gestirne, unheildrohend wie der Herr des Fastens sie beschrieben. Und sie verwandelten sich, nahmen menschliche Gestalt an; gepanzert und mit Metallklingen bewaffnet, schienen sie weiße Götter zu sein. Und auf Wolken kniend schossen sie flammengefiederte Pfeile herab auf Mexico . . .

Auch seine Sternseher ließ Montezuma in den Spiegelkopf des Reihers blicken. Doch sie vermochten das Wunder nicht zu deuten. Und während sie noch Rates pflo-

gen, entschwanden die Fischer und der Wasservogel spurlos und geheimnisvoll.

3.

Und einen herzbeklemmenden Traum träumte Montezuma.

Harz war vom Himmel auf ihn herabgetropft, und sein Leib war mit einer dünnen Schicht bedeckt — so wie ein Stein von glitzerndem Reif überzogen wird. Und regungslos wie ein Stein lag er da, unfähig, ein Glied zu rühren, unfähig, zu rufen, unfähig, die Augenlider aufzuschlagen. Bloß in seine Ohren war das tropfende Harz nicht gedrungen, — er vermochte zu hören. Da hörte er die Anklage der Tiere und der Dinge.

„Im Käfig hieltest du mich gefangen", sprach sein weißer Arara. „Nie löstest du die Kette von meinem Fuß. Kläglich jammerte mein Weibchen auf dem Ocotl-Baume. Doch du kanntest kein Mitleid. Darum habe ich kein Mitleid mit dir."

„Die Geißel", sprach sein künstlich enthaarter Hund, „die Geißel hattest du immer bereit, mich zu schlagen, Mensch! Und du sahst nicht, daß ich sprechen wollte und nicht konnte. Jetzt bist du der Stumme. Wie sollte ich Mitleid haben mit dir?"

Und Handmühlen hörte er reden.

„Maismehl und Gold mußten wir mahlen, um dich zu bereichern, Mensch!" sagten die Handmühlen. „Mahlen mußten wir, bis unsere Kehlen heiser und unsere Zähne stumpf geworden. Keine Rast gönntest du uns.

Und rastlos werden wir nun deine Knochen zu Mehl zermahlen!"

Und zuletzt sprachen Fleischtöpfe.

„Immerzu setztest du uns dem Feuer aus, peinigtest uns mit tödlicher Feuerpein, Mensch! Du wolltest unsere Wehrufe nicht hören, wolltest nicht sehen, daß wir den Herdflammen zu entfliehen suchten und nicht konnten. Jetzt bist du der Lahme. Ohne Mitleid werden wir zusehen, wenn Wasser und Feuer über dich kommt!"

So sprachen die Fleischtöpfe.

Ächzend erwachte Montezuma und schlug auf eine Trommel aus Feingold; sie war mit einer Menschenhaut bespannt — mit der Haut eines von ihm erlegten Feindes. Sklaven stürzten ins runde Schlafgemach und knieten mit verschränkten Armen vor des Königs Lager nieder.

„Ich will keine Fäuste sehen!" stöhnte Montezuma.

„O erhabener Herr, — wessen Fäuste?" fragten die Sklaven.

„Meiner Völker . . ." murmelte Montezuma. Doch plötzlich besann er sich und verfiel in ein gramfinsteres Schweigen.

Verwundert entfernten sich die Sklaven.

4.

Die geknechteten Völker erhoben die Fäuste, feilten an ihren Ketten. Nicht nur Montezuma sah es.

Daß der dicke Kazike Cortes eingeladen, daß die Kastilier auf mexikanischem Boden eine Stadt gegründet,

daß sie ins Innere des Landes aufgebrochen, und daß in zweihundertundfünfzig totonakischen Ortschaften die Häuser zu Ehren der weißen Götter im Blumenschmuck prangten — das alles hatten Boten nach Mexico gemeldet.

Ein scheues Fragen geisterte in den Augen der Mexikaner umher. Was jeder Mund auszusprechen sich scheute, die Augen raunten es: War das nicht in alten Bilderschriften geweissagt worden, daß eines Tages der Schrecken und Glanz des Namens Mexico erlöschen und grau werden würde wie ein erkalteter Aschenhaufen? Begann schon das Ende, — daß ein eben erst unterjochtes Volk sich zu erheben wagte?

Und welche Schmach für das Weltreich, daß die Schwarze Blume unbesiegt und ungezüchtigt blieb!

Auch schon in Tenuchtitlan ballten sich Fäuste.

Da traf die Nachricht ein, daß das mexikanische Heer den Feldzug in Guatemala siegreich beendet und daß die beiden Oberfeldherren — Tlalhuicolotl, der Irdene Krug, und Guatemoc, der Herabstoßende Adler — nicht mehr fern von den Toren Tenuchtitlans stünden.

Die Fäuste lockerten sich. Spät, doch nicht zu spät kam dieser Strahl der Götterhuld.

Schon wurden Anstalten für einen pomphaften Triumphzug getroffen.

Und mancher Mund, der bisher geschwiegen, nannte nun trotzig leise den Namen des Herabstoßenden Adlers. Eines Volkes Sehnsucht zitterte im Klang dieses Namens: ein heimlicher Schlachtruf der Unzufriedenen wurde er,

ein Sinnbild der Erlösung, — Drohung und Verheißung zugleich.

5.

Der Kampfgenosse des Herabstoßenden Adlers, der Irdene Krug, war ein Otomi aus der Republik Tlascala und daher ein geborener Erbfeind Mexicos. Wohl zu verwundern war es, daß dieser Mann als Vorsteher des Hauses der Pfeile an die Spitze des mexikanischen Heeres gestellt war. Mehr noch als seine Geburt hätten seine früheren, längst zu Sagen gewordenen Taten ihm der Mexikaner Abscheu einbringen müssen, — hätte dieser Abscheu sich nicht in sein Gegenteil, in heilige Scheu verwandelt. Denn dieser berühmte Held war ein Toter, obgleich er noch lebte; war ein Unantastbarer und heilig wie die Prinzessin Papan, Montezumas Schwester, die, aus dem Hause der Sonne zu den Lebenden zurückgekehrt, eine weiße Gestalt in den Gärten Tlatelolcos wandelte. So wie sie hatte Mictlan-Tecutli, der Herr der neun Totenreiche, auch ihn bloß leihweise den Mexikanern überlassen, um ihren Ruhm zu mehren, vor allem aber den Ruhm ihres Herrschers. War doch Montezuma nie ein größerer Schmerz zugefügt worden, als er ihn durch den Irdenen Krug erlitten; aber auch seine Großmut hatte ihresgleichen nicht und überbot sich selbst, als er den in seine Gewalt geratenen Todfeind vor dem Feuersteinmesser der Huitzilopochtli-Priester bewahrte. Das Schicksal des Irdenen Kruges — eines der wunderbarsten in dieser an Schicksalen wahrlich nicht armen Niedergangs-

zeit — ist mit den Kämpfen des Freistaates Tlascala eng verknüpft.

6.

Tlascala mit seiner stolzen Unabhängigkeit ragte wie eine Insel einsam empor im meergleichen Völkergewoge, das versklavt und tributpflichtig Mexico umbrandete.

Der Freistaat lag nach Sonnenaufgang zu, etwa auf halbem Wege zwischen Tenuchtitlan und der von Cortes jüngst gegründeten Hafenstadt Vera Cruz. Das von Seen blinkende Anahuac — der Wassergau — war ein flaches Tafelland, begrenzt im Osten von mächtiger Kordillere. Die beiden mit ewigem Schnee bekleideten Vulkane, Popocatepetl und Iztaccihuatl — der Rauchende Berg und die Weiße Frau — die beide, ein Segment des Himmels überschattend, sich im See von Tenuchtitlan spiegelten, gehörten ja nur einer von vielen gleichlaufenden, kaum minder steilen Schneeberg-Ketten an und bildeten scheinbar das Eingangstor aus einem Paradies in ein unwirtliches finsteres Land der Schrecken. Und doch nur scheinbar. Zwar hieß die Paßhöhe — nördlich vom Rauchenden Berg und der Weißen Frau — nicht umsonst Tlalocan, genannt so nach Tlaloc, dem Gotte des Regens. Aber jenseits das Gebirgsland, das wilddurchschluchtet sich forterstreckte zwanzig Sonnen weit bis zum jähen Absturz ins Meer, war keine kahle Steinwüste. Dort, innerhalb der Bergschranken, gab es neben Firnschnee, Lavageröll, gelben Klippenschlünden mit blauschwarzem Arvensaum auch taufrische Matten, Täler und Ebenen,

reich an Menschensiedlungen und Saatfeldern, pittoresk und blühend, wenn auch nicht so prangend wie der Garten Anahuac; und dort lebten die Tlatepotzca, Die-hinter-den-Bergen, die Bewohner der Staaten Cholula, Huexotzinco und Tlascala.

Diese drei Staaten waren einst die Schirmvögte der Freiheit gewesen, als im dreißigjährigen Befreiungskampf gegen die Tyrannei des Zürnenden Aderlassers, des Kaisers der Tepaneken, der entthronte, um Brot bettelnde König von Tezcuco (wie auch späterhin sein Sohn, der Hungrige Schakal) bei ihnen Aufnahme und kriegerischen Beistand gefunden. Doch in den mehr als hundert inzwischen verflossenen Jahren hatten Cholula und Huexotzinco ihre stolze Selbständigkeit für die aztekische Scheinfreundschaft und ein kaum verschleiertes Vasallentum hergeben müssen. Freiheit hauste jetzt nur noch in Tlascala, das vierundsechzig Jahre lang jedem Ansturm der mexikanischen Waffen getrotzt und immer noch, wie einst, das Asyl aller Landflüchtigen und Unbeugsamen war.

Eine hohe, zwanzig Fuß breite Mauer — ähnlich der chinesischen — umgürtete das ganze Bergland Tlascala. In den dieser Mauer zunächst gelegenen Garnisonen waren vorzüglich Otomis, die eifrigen Hasser Mexicos, untergebracht. Außer den Tlascalteken — die sich Teochichimeken, Götterjäger, nannten — lebten auch die barbarischen Otomis seit Urzeiten in dem Lande, dessen Emblem der Pfeil war: der alte Jagdgott war beider Völker Gott. Der Stammesheros Xelhua, der älteste Sohn der Weißen Nebelschlange, hatte aus der Ur-

heimat — den Sieben Höhlen und dem Reiherland — die Olmeken, Xicalanken und Otomis geführt, an vielen Orten rastend und immer wieder fortgetrieben durch den Gesang des Vogels mit den grünen Federn, dessen Lied aus den Worten bestand: Nicht hier werdet ihr bleiben! Und bevor er das meerumspülte Land Sempoalla erreicht und die Totonakenherrschaft aufgerichtet, hatte er Tlascala durchzogen, wo manche aus seiner Schar, des Wanderns müde, Halt machten und das Land besiedelten. Ihre Zahl war jedoch gering im Vergleich zu der der Götterjäger. Neuerdings aber hatten sich die Otomis aus Xaltocan, vor Mexicos Habgier fliehend, ihren ureingesessenen Stammesbrüdern zugesellt. Bereitwillig hatte ihnen der hohe Rat von Tlascala Land zugewiesen und nur die Bedingung gestellt, daß sie sich der Obergewalt des Pfeiles beugen und ihr Blut bereit halten sollten für die Sache der Freiheit. Die Otomis erfüllten die Bedingung nicht nur, sie nährten auch die Feindschaft gegen Mexico wie Priester eine ewige Lampe.

Einem dieser aus Xaltocan geflüchteten Geschlechter gehörte der berühmte Otomi der Irdene Krug an.

7.

Am unauslöschlichen Haß Tlascalas ist Mexico gestorben — wie ja zuweilen ein muskelstarker Körper an einer kleinen, mißachteten Eiterwunde zugrunde gehen kann.

Was war die Ursache dieses schicksalvollen Hasses?

Als schon das ganze Tal Anahuac zur Provinz

Mexicos geworden und die Anwohner des Stillen wie auch des Atlantischen Ozeans sich genötigt sahen, ihre Tributkarawanen an die Schatzhäuser Tenuchtitlans zu senden, unternahmen der König Wassergesicht und nach ihm sein Bruder König Molch mehrere Heerzüge, um die noch unbotmäßigen Tlatepotzca, Die-hinter-den-Bergen, dem Reiche einzuverleiben. Es gelang ihnen, wenn auch erst nach schweren Kämpfen, Cholula und Huexotzinco niederzuzwingen und ebenfalls das benachbarte Tlachquiauhco, in dessen Hauptstadt Yuquane späterhin Montezumas unglücklicher Bruder Prinz Grasstrick die rote Blume pflanzen und pflegen und um der roten Blume willen verbluten sollte. Aber am steilen Gelände, an der zwanzig Fuß breiten Mauer und an den harten Herzen der Tlascalteken zerschellte der Anprall aztekischer Ländergier immer und immer wieder.

Der heimgebrachten Trophäen waren so viele, die Siegesbeute aus Cholula und Huexotzinco war so reich, daß das Volk von Tenuchtitlan sich mit der Unübersteigbarkeit der Großen Mauer hätte abfinden können. Tat es das nicht, so hatte es wohl andere Beweggründe noch, als bloß die Begier, eine Scharte auszuwetzen.

Das armselige Fischerdorf in der Lagune war zum glanzvollen Mittelpunkt einer Welt geworden, und die reichsten Kaufherren dieser Welt beherbergte nun die Königin aller Städte — so nannte sich Tenuchtitlan — in seinen vier Stadtvierteln. Tlatelolcos, der einstigen Schwesterstadt und Rivalin letzter Herrscher, der Dornenreiche Baum, von den Truppen seines Schwagers, Königs

Wassergesicht, besiegt und auf die oberste Terrasse der von ihm erbauten Tempel-Pyramide gehetzt, war ergriffen und geschlachtet worden, — Tlatelolco aber, jetzt einverleibt in Tenuchtitlan, war nur noch ein Stadtviertel wie die anderen. Seit dieser Verschmelzung hatte der Räuberstaat begonnen, sich in einen Kaufmannsstaat zu verwandeln. Denn die weitsehenden, unermüdlichen Kaufleute Tlatelolcos durchzogen die Welt, die bekannte und die unbekannte, bis an ihre fernen Grenzen; waren Pfadfinder und Wegemacher für künftige Eroberungen. Der Rat der Alten im Großen Palast zu Tenuchtitlan stellte sich fürderhin darauf ein, Handelspolitik zu treiben, ohne freilich der traditionellen Räuberpolitik zu entsagen.

Den großen Kaufherren war Tlascala ein Dorn im Auge. Hatten diese Götterjäger es doch verstanden, den Handel mit den meist olmekischen Völkerschaften der östlichen Meeresgestade an sich zu bringen; die Totonaken von Sempoalla, die Küstenbewohner von Tuxtla, ja selbst die von Tabasco tauschten ihnen Baumwolle, Honig, Salz, Gold, Kakao und die geschätzten Papageienfedern gegen Felle, Leder, Pelzwerk und Getreide ein.

Den wachsenden Wohlstand des Jägerstaates wollte Mexico nicht länger dulden. Die so stolze, unübersteigbare Mauer sollte zur Kerkermauer werden, die ihre Insassen trennte von der übrigen, blutgetränkten zwar, doch orchideenüberwachsenen, goldstrahlenden Welt. Den Küstenvölkern allen Handel und Verkehr mit Tlascala zu verbieten, war für die Königin aller Städte ein Leichtes.

Langsam, doch unaufhaltsam vollzog sich die Vereinsamung, bis eines Tages das Bergvolk abgeschlossen war — „wie eine Wachtel im Käfig" (sagten lächelnd die Mexikaner).

Da lernten die Eltern und die Kinder in Tlascala das Schwerste: sie lernten Salz zu entbehren.

8.

Der Rat der Alten in Tlascala sandte eine Gesandtschaft an König Molch. Man hielt sie indes nicht für würdig, seines götterähnlichen Leibes ansichtig zu werden. Die Gesandtschaft wurde vom Rat der Alten in Tenuchtitlan empfangen. Und ein Menschenmaler zeichnete auf Hirschhaut-Pergament die Hieroglyphen der gesprochenen Worte. Diese Worte hat eine Laune des Glückes uns aufbewahrt.

Der Weibliche Zwilling sagte: „Der große Herr von Mexico ist der Alleinherrscher des Erdkreises und die Menschheit ist seine Sklavin. Sich zum Ziel gesetzt hat er, alle Geborenen zu zwingen, daß sie sein Herrentum anerkennen; die aber freiwillig und aus Gehorsam das zu tun sich weigern, muß er zerschmettern, und niederreißen muß er ihre Städte bis auf die Grundfesten, sie mit neuen Ansiedlern zu bevölkern. Darum zögert nicht mit eurer Unterwerfung, beeilt euch, ihn als Herrn anzuerkennen, indem ihr Tribut und Huldigungen darbringt, wie es ihm von allen Gauen und Königreichen zusteht. Denn tut ihr es im Guten nicht, so kommt er über euch!"

Der Führer der Gesandten Tlascalas gab zur Antwort: „Ihr hochmächtigen Herren, Tlascala schuldet euch keinen Knechtesdienst. Auch haben wir Tlascalteken, seit wir die Sieben Höhlen verlassen, niemals mit Tribut und Abgaben einen König und auch nicht einen Beherrscher der Welt über uns anerkannt, haben vielmehr immerdar unsere Freiheit bewahrt. Und da wir es nicht gewohnt sind, haben wir kein Verlangen danach, euch zu gehorchen. Wir zögen vor zu sterben mitsamt Frauen, Greisen und Kindern, ehe das Undenkbare geschähe, daß wir eure Sklaven würden. Aber laßt euch gesagt sein — was ihr jetzt fordert, werden wir von euch fordern dereinst; und mehr Blut wird dann fließen, als unsere und eure Vorfahren vergossen haben nach dem Auszug aus den Sieben Höhlen. Jetzt aber gehen wir, euren Bescheid in die Heimat zu tragen."

Die Mexikaner ließen die vermessenen Redner ungezüchtigt den Heimweg antreten, denn die Unantastbarkeit der Gesandten wurde von diesen Völkern einer jüngeren Steinzeit heilig gehalten.

9.

Für Tlascala war nun die Feuerschlange vom Himmel auf die Erde gestiegen: der sechzigjährige Krieg begann.

Das ganze Land wurde zur belagerten Festung. Die Mexikaner legten eine Kette von Garnisonen dicht an die Große Mauer. Doch aushungern ließ sich die Wachtel im Käfig nicht.

Die außerhalb der Mauer gelegenen Kolonien Tlascalas waren freilich verloren, auf Jahrzehnte hinaus verwüstet und vernichtet wie sein reicher Handelsverkehr. Gewiß war es nicht leicht, auf Papageienfedern, Gold und Kakao zu verzichten. Aber das freiheitdürstende Volk biß knirschend die Zähne zusammen und lernte zu entbehren — ja sogar Salz zu entbehren. Der Feuerstein-messer-Gott und das schöne zwölfjährige Mädchen, die Mais-Göttin, hatten das Land ja nicht im Stiche gelassen: das Herz des Berges gab Wasser und das Herz der Erde gab Brot. Der Mangel aber machte das Volk hart, fromm und fleißig. Nicht mit Unrecht hatte es schon ehedem seinen Namen von Tlaxcalli, dem Mais-Kuchen, abgeleitet.

Und die Göttin der Wiege machte die tlascaltekischen Frauen gebärtüchtig und erstattete den Verlust der in den Himmel der Sonne steigenden Kämpfer durch krieggeweihten Nachwuchs.

10.

Da die dauernde Unfähigkeit, Tlascala zu bezwingen oder auszuhungern, den Kaufherren Tenuchtitlans allgemach zum Ärgernis wurde, und auch zu befürchten stand, es könnten daraus die geknechteten Provinzen und Vasallenstaaten einen Machtniedergang des Aztekenreiches folgern, beschloß der Drei-Städte-Bund, aus der Untugend eine Tugend zu machen. Der Rat der Alten in Tenuchtitlan verkündete — sich selbst ungescheut widersprechend —: nicht die Zertrümmerung Tlascalas sei

beabsichtigt; und der Krieg an der Großen Mauer habe kein anderes Ziel als: in den heimischen Tempeln jederzeit Opfersklaven bereit zu haben, um mit deren Blut die Erde Mexicos zu begatten. Dieser Auslegung mehr Gewicht zu geben, wurde Texcucos König, der damals eben erst gekrönte Herr des Fastens, veranlaßt, Gesetze und Regeln zu ersinnen für ein ritterliches Mörderspiel, welches hinfort der Blumenkrieg oder Rosenkrieg heißen sollte. Sei es nun, daß der Herr des Fastens das Ansinnen Mexicos abzulehnen außerstande war, sei es, daß er hochsinnig erhoffte, das Blutvergießen durch strenge Satzungen eindämmen zu können — kurz, zu seines eigenen Landes Schaden (wie er später, allzu spät, erkennen mußte) deckte er mit seiner Rechtlichkeit jene Erfindung mexikanischer Abgefeimtheit. Er war es, der die periodische Wiederkehr des Blumenkrieges anordnete und auch die Stätte des Kampfspiels, — das Tal zwischen dem Adlerberg und dem Jaguarberg, zwei Ausläufern des Popocatepetl, — bestimmte, wo die Tlascalteken zu gleicher Anzahl mit den Azteken und ihren Bundesgenossen zu fechten hatten.

Den Tlascalteken konnte es gleich sein, ob die Schlachterei Krieg oder Blumenkrieg genannt wurde. Ein Spiel war ihnen die Beschirmung der Landesgrenzen nicht. Ihr Haß aber wuchs ins Ungemessene.

Während der ersten fünf Tage jeden Monats erscholl die Teponaztli-Trommel in jenem Tal, und es wurden Blumen gepflückt für die Altäre. Erst vor wenigen Jahren hatte eine Hungersnot Anahuac heim-

gesucht; — daher waren jetzt die Götter mehr als ehedem hungrig.

II.

Der Rosenkrieg wurde in Mexico als eine Schule des Mutes angesehen. Besonders der Kriegsadel legte Wert darauf, daß seine Söhne am Kampfspiel teilnahmen, wo sie sich zu wehren oder zu sterben lernten. Wer einem Tlascalteken gegenüber gestanden und dennoch dem Tode entronnen, galt für gefeit und hatte die Waffen anderer Völker nicht mehr zu scheuen.

Indes war solche Lernzeit in der Regel kurz bemessen. Die Azteken schonten ihre Mannschaften und liebten es, ihre Siege mit dem Fleisch und den Knochen der Vasallenvölker zu erkaufen.

Mehr als fünfzig Jahre schon hatte der Blumenkrieg gewährt, König Molch, der Tempelerbauer, war der Kopfwunde erlegen, die er sich bei der großen Wasserflut zugezogen, und Montezuma saß seit einem Jahrzehnt bereits auf dem von Adlerdaunen überdachten Thronsessel. Da beschloß auch er, der Herr der Welt, seinen Lieblingssohn den Menschen-Fänger in den Rosenkrieg zu senden. Er verlieh dem kaum Erwachsenen den hohen Rang eines Vorstehers des Hauses der Spiegelschlange, umgab ihn mit einer hochgemuten Leibwache, aus den Tapfersten der Tapfern gewählt, und überreichte ihm beim Abschied die Schlachtrüstung seines Vorfahren, des Königs Wassergesicht —: ein schwarzgoldenes, als Standarte dienendes Wappenschild mit einem Löffelreiher aus Edelsteinen;

einen Goldplatten-Panzer, überdeckt mit einer Menschenhaut (der Kleidung Xipes, Unseres Herrn des Geschundenen) und mit einem grasgrünen Mädchen-Röckchen versehen; sowie ein breites Sägeschwert, schwarz lackiert und mit zwei Reihen äußerst langer Obsidian-Schneiden.

Der Jubel, der den beim Volke beliebten, jugendschönen Prinzen bis vor die Tore der Hauptstadt begleitete, kam dem Jubel seines eigenen Herzens gleich. Als er spät abends in die Nähe der Großen Mauer gelangt war, sagte er zu seinen dort versammelten Kampfgenossen: „Morgen ist mein Tag!"

12.

Und das Morgen kam, und das Rosenspiel begann. Wunder der Tapferkeit vollbrachte der Königssohn, streckte zwanzig Gegner nieder. Da erblickte er — selbst schon ermattet — einen Teil der Seinen in Bedrängnis. Er warf sich den Zurückflutenden nicht entgegen, zwang sie nicht zur Umkehr; — fast allein trug er die goldene Standarte ins Herz der tlascaltekischen Reihen; und wie vor einem Gotte wichen die Feinde entsetzt vor ihm. Da traf ihn der Keulenschlag des furchtbaren Otomi-Kriegers, des Irdenen Kruges.

Kaum lag er blutend am Boden, war er auch schon unentrinnbar umschlossen, umwirbelt, umwimmelt. „Wie ein Wurm von Fliegen", schrieb später ein Azteke. Der Prinz lächelte verächtlich, als er das Gewimmel sah, das eine rätselhafte Scheu noch in Abstand hielt, und er

sprach zu seinen Bedrängern: „Nun ist geschehen, was mir bestimmt war. Ich habe mich ergötzt mit euch eine kurze Weile. Tut jetzt mit mir, was euch beliebt!"

13.

Die Nachricht vom Tode seines Lieblingssohnes war für Montezuma um so erschütternder, als seine Selbstsicherheit damals schon ins Wanken geraten war infolge der ersten bösen Vorzeichen des drohenden Weltumschwungs. Der Schilfsee war rings um Tenuchtitlan siedend aufgeschäumt; das Fest des Jubels, Unsere-Jahre-umgürten-sich, war durch den Brand in den Türmen des Großen Tempels zum Schreckensfest geworden; am Himmel schritt ein Komet seine Bahn in blauem Geloder; und schon ließ sich zuweilen nachts die grausige Frauenstimme vernehmen, die stöhnend klagte: „Weh, meine Töchter! Weh, meine Söhne! Die Stunde des Verderbens naht! . . ."

Zuerst zwar brachte es der König über sein Herz, das Leid niederzuzwingen; und zu den wenigen dem Gemetzel Entronnenen, die die Trauerkunde überbrachten, sagte er in schön gesetzter Rede, während Tränen seinen Blick verglasten: zu preisen sei das Los des Prinzen, der nicht bei Mädchen und Schmäusen, inmitten irdischer Sünden, umgekommen, — sondern mannhaft „einen süßen, blumenhaften Tod gestorben, auf blumigem Feld, in blumiger Schlacht". Auch bewirtete er sie im Palaste, setzte ihnen Kakao, Rosen und Wohlgerüche vor und ließ jedem

einzelnen durch den Vorsteher des Hauses der Teppiche einen kostbaren Mantel überreichen.

Dann aber überwältigte ihn der maßlose Schmerz. Er schloß sich ab und weilte Tag für Tag im schwarz verhängten Haus der Trauer, kniend, betend und den zerpeinten Blick in den durchscheinenden Kristallschädel bohrend, als ließe sich dem geisterhaft klaren Mineral die Antwort entreißen auf das unerforschliche Warum. Er haderte mit den Himmlischen, Irdischen und Unterirdischen. Sie hatten sich seine Menschenhekatomben gefallen lassen, die Hungrigen. Nie hatte er sie vernachlässigt, nie gekränkt. Dennoch nahmen sie ihm seine schimmernde Quetzal-Feder . . . Warum? . . .

Dort im Haus der Trauer reifte sein Entschluß, für den Tod des Prinzen eine unerhörte Rachetat zu vollführen. Und als er, nach Wochen, sich den Staatsgeschäften wieder zu widmen begann, verkündete er dem Weiblichen Zwilling und dem Rat der Alten: der Blumenkrieg sei zu Ende, um dessen Willen der Himmel Tlascalas Zerstörung gefristet habe. Wie von einem Orkan solle es nunmehr fortgefegt werden, so daß selbst sein Name ausgewischt sei künftig aus dem Gedächtnis der Völker.

Die übermenschlichen Anstrengungen, die dieser Befehl im Gefolge hatte, fruchteten nichts. Die Heerscharen von zehn verbündeten Staaten, mit den aztekischen vereint, griffen — gleichzeitig und von allen Windrichtungen her — das kleine Land an, stürmten die Mauer in ihrer ganzen Ausdehnung, ohne indes eine Bresche zu schlagen. Helden-

mut erwirkte nicht mehr als Hinterlist. Die Otomis nahmen der Mexikaner Bestechungsgeschenke — Gold, Kakao und Salz — gern entgegen und fochten um so erbitterter für das Reich der Freiheit. Das Ansinnen, den Mörder des Königssohnes, den Irdenen Krug, auszuliefern, wiesen sie mit Gelächter zurück. Die zehn Heerscharen mußten schmachbedeckt wieder abziehen. Bloß dreitausend Kriegsgefangene konnten dem Wunderbaren Huitzilopochtli dargebracht werden: eine geringe Anzahl, ein klägliches Ergebnis.

14.

Erst vier Jahre später gab ein Zufall Montezuma die Möglichkeit in die Hand, Rache für seinen Sohn zu nehmen. Aber als dieser heißeste Wunsch sich rundete, Gestalt gewann, sich erfüllte, hatte längst die Sehnsucht den Stachel verloren. Teilnahmlos ließ Montezuma die Rache wie Sand seinen müden Fingern entgleiten.

Nämlich die südwestlich von Tlascala gelegenen Nachbarstaaten Cholula und Huexotzinco bemühten sich, neuerdings ins mexikanische Netz verstrickt, durch Liebedienerei die Erinnerung an frühere Freiheitskämpfe auszulöschen. Cholula hatte in seiner gleichnamigen Hauptstadt, der Stadt der Priesterkönige und der großen Pyramide, dermaleinst den weißen Gott, den Kreuzträger Quetzalcoatl beherbergt — nachdem er in Tulas Meermuschel-Burg sein Antlitz im gekrümmten Spiegel erblickt und vom Trank des Zauberers — (welcher sich am Spinnfaden vom Himmel herabgelassen) — berauscht, seine eigene

Schwester geschändet hatte und fortgezogen war, von den Singvögeln der Gärten Tulas begleitet, das Land Tlillan-Tlapallan zu suchen. Ein gefangener König und Gott hatte er in Cholula gelebt, sein Gesicht hinter der mit Türkisen inkrustierten Schädelmaske verbergend. Seitdem war Cholula mit seinen hehren Altertümern das Ziel ungezählter Wallfahrer alljährlich. Der nie versiegende Fluß von Reichtum, den die Pilger in die heilige Stadt geleitet hatten, verdarb und verweichlichte allgemach die einst kriegerischen Einwohner. Jetzt galt Cholula nur noch als eine Heimstätte der Fremden, der Krämer und der Freudenmädchen.

Anders Huexotzinco. Denn dieses hatte keine altehrwürdige, dem Wohlstand förderfame Vergangenheit. Wenn es hie und da Pilger anlockte, so geschah das allenfalls des großen Freudenhauses wegen, welches dem berühmten von Tlatelolco den Rang ablief. Und auf Tlatelolco, den Lustort Tenuchtitlans, waren die Augen aller seiner vermögenden Jünglinge und begüterten Greise gerichtet. An Verderbtheit kam keine Stadt Huexotzinco gleich. Und morsch wie seine Moral war seine Politik. Ein in die Straßenmenge geschleudertes Wort genügte, das unstete Volk zu jeder Wahnsinnstat aufzustacheln. Unterjocht durch Mexico, dessen blindlings nachäffender Bewunderer zu sein es in Lebenshaltung, Schmuckbedürfnis und Sittenverderbnis bemüht war, gab das Volk doch immer und immer wieder dem Zwingherrn Anlaß, an die Wucht der aztekischen Waffen zu erinnern: kürzlich erst, beim Jubelfest Unsere-Jahre-umgürten-sich, war

es ja ein Kriegsgefangener aus Huexotzinco gewesen, welcher als Sklave-des-Feuers auf dem Hügel Iztapalapans, während die Plejaden den Meridian durchschritten, dem Türkisherrn dargebracht und in dessen edelsteinberaubter Brust das neue Feuer durch das männliche und weibliche Stäbchen errieben worden war.

Das Verhalten Huexotzincos seinem Lehnsherrn gegenüber mochte unklug sein, vielleicht auch entschuldbar; schlimmer war sein Benehmen gegen seinen Bundesgenossen und altbewährten Freund Tlascala.

Noch zu Beginn des Rosenkrieges hatten sie Seite an Seite den Azteken manches Treffen geliefert; wie ja auch der Gesetzgeber des Kampfspiels, der Herr des Fastens, ihnen gemeinsam Schranken auf der Gegenseite Mexicos zugewiesen hatte. Als aber des Spieles heiteres Antlitz sich verdüsterte, war auf Huexotzinco kein Verlaß mehr: es focht heute hier, morgen dort. Nach dem Tode des Königssohnes mischte es sich unter die Heerscharen, die sich heranwälzten, Tlascala fortzufegen wie ein Orkan, so daß selbst sein Name ausgewischt sei aus dem Gedächtnis der Völker.

Die Heerscharen zogen ab; jedoch Huexotzinco wie ebenfalls Cholula blieben; blieben ungeschützt und allein, nicht fern der Mauer; — sie waren ja Nachbarn und sogar Bundesgenossen, alte Freunde trotz allem, und hatten wohl Tlascalas Rache zu gewärtigen. Freilich war Tlascala augenblicklich erschöpft und mußte erst wieder zu Atem kommen. Dem vorzubeugen, schien ein Gebot der Klugheit.

Der Anstifter des neuen Überfalls war Cholula. Wie die großen Handelsherren Tlatelolcos hatten auch die Kaufleute Cholulas von jeher scheel dem Aufschwung Tlascalas zugeschaut; und die letzthin bewirkte Vernichtung seines Handels schien ihnen eine geringe Genüge: der Baum war gefällt, doch die Wurzel lebte noch und konnte neue Schößlinge treiben. Im Hohen Rat wiederholten Vertreter der Kaufmannschaft unentwegt die Forderung, der Rival müsse vom Erdboden verschwinden; und die beiden Priesterkönige widersetzten sich ihren Gründen um so weniger, als ihnen jedwede Tücke gegen den früheren Bundesgenossen Lohn und Gunst von seiten Montezumas einbringen konnte. Das Volk der heiligen Stadt, das in der Vergangenheit lebte, wäre leicht zu entflammen gewesen durch den Hinweis auf einst besessene, an Tlascala verloren gegangene Gebietsteile. Lodernde Begeisterung jedoch hätte nimmer hingereicht, ein sieghaftes Heer zu schaffen aus diesem Volk von Krämern und Priesterknechten, das seit Jahrhunderten dem Kriegshandwerk entwöhnt war. Darum wandte man sich an Huexotzinco und mit gutem Erfolg, da dies Land die gleichen Gründe hatte, um das Wohlwollen des Weltherrn zu buhlen.

Der Angriff der Heerscharen war, wenn auch vergeblich, ein Keulenschlag gewesen; der nun folgende Kleinkrieg bestand aus einer Reihe von Nadelstichen. Tlascala nahm die Feindschaft Huexotzincos nicht ernst. Scharmützel wurden geliefert, nicht Schlachten. Es schien genügend zu sein, den überheblichen Zwerg abzuwehren

wie eine lästige Wespe. Die Otomis lachten herzhaft, wenn der Gegner verstohlen und mordgewillt auftauchte, und sie hielten es oft genug der Mühe nicht wert, nach dem Speerbündel zu greifen. Die Lässigkeit wurde zur Fahrlässigkeit. So konnte es geschehen, daß die Mißachtung des Feindes die Otomis zu Tollkühnheiten verleitete. Ein Trupp von ihnen geriet in einen Hinterhalt auf morastigem Boden und wurde bis auf einen Mann niedergemacht. Dieser eine Mann war der Irdene Krug. Er stak bis an die Brust im Sumpf, so daß er die Arme nicht mehr frei hatte. Der Anführer der Leute von Huexotzinco, ein Mann namens Tlachpanquizqui, der Tempel-Feger, nahm ihn gefangen.

15.

Der Irdene Krug wurde vom Tempel-Feger in einen Holzkäfig gesperrt, den er indes sofort zersplitterte, wie auch bald darauf einen zweiten. Erst ein neuerbauter dritter Käfig aus Zedernholz war stark genug, dies wilde Tier zu bergen. Einige Wochen lang, bis seine Wunden geheilt, wurde er gemästet und verhältnismäßig gut behandelt; denn es war erwünscht, daß dieser Götterleckerbissen wohlgenährt und kraftstrotzend, die Lippen von einem Lächeln umkräuselt, die Gelassenheit zur Schau trage, welche bei todgeweihten Kriegssklaven so sehr geschätzt wurde.

Sein Besitzer, der Tempel-Feger, setzte hohe Hoffnungen auf ihn, da er sich eben damals in schwerer Bedrängnis befand, aus der nur ein unwahrscheinliches Glück ihn

befreien konnte. Das Gewölk hatte sich über seinem Haupte zusammengezogen, während er, von Huexotzinco abwesend, den furchtbaren Otomi in den Sumpf gelockt und dank dieser Heldentat auf der höchsten Sprosse des Ruhmes zu stehen glaubte. Als er mitsamt dem Käfig in seine Heimatstadt als Triumphator zurückgekehrt war, mußte er die Erfahrung machen, daß Ruhm kein Schild ist gegen Schmach und Tod. Beim Hohen Rat von Huexotzinco war er in seiner Abwesenheit verklagt worden wegen mehrfachen Ehebruchs. Die Stadt war darob in zwei Lager gespalten. Verwandtschaft und Anhang der beschimpften hochadligen Geschlechter heischten die unbarmherzige Strenge des Verfahrens ohne Rücksicht auf die Person. In alten Gesetzesbüchern waren fleischliche Verfehlungen mit dem Tode bedroht. Zwar waren diese Gesetzesbücher seit langem nicht mehr aufgeschlagen worden. Aber das sittenloseste aller Stadtvölker hatte sich urplötzlich auf seine Sittsamkeit besonnen.

Der Tempel-Feger gehörte selbst einem Adelsgeschlecht an und war nicht ohne Anhang. Seinem Krieger-Rang, seinem Reichtum und seiner in den philosophischen Akademien Tezcucos erworbenen Geistesbildung verdankte er die überragende Stellung, die man ihm bisher zugebilligt hatte, in und außerhalb Huexotzincos. Denn seit er, als Jüngling, in den Gerichtssälen Tenuchtitlans sich die Redekunst angeeignet, hatte er mancherlei Fäden zu den Hochmögenden der Weltstadt gesponnen und war dort ein oft und gern gesehener Gast. Nichts vom Provinzialen haftete

diesem weltgewandten Epikuräer an. Die ersten Geister Mexicos, Philosophen, Historiker und Dichter, durfte er zu seinen Freunden zählen. Er war schön. In Gesichtsausdruck, Haltung und Gebärde glich er Montezuma so auffällig, daß es allgemein Staunen erregte. Nicht ungern hörte er das erwähnen. Und seufzend pflegte er darüber zu klagen, daß ein ungütiges Los ihn fern vom Mittelpunkt der Welt zu leben zwang.

Doch die Fesseln, die ihn an die Stadt seiner Geburt banden, hatte er nicht zu lockern vermocht. Klein war Huexotzinco; nur an Verderbtheit konnte es mit Tlatelolco, dem Lustort Mexicos, wetteifern. Wer unter Sittenlosen sich hervortun wollte, mußte der Sittenloseste werden. Und das wurde der Tempel-Feger. Genußsucht, Langeweile und hemmungslose Eitelkeit machten diesen Lüstling zum Diener und Gezeichneten der Straferin, der Kehricht-Göttin, die in Gestalt eines gräßlichen, am Maule blutigen Frosches verehrt wurde —: „denn die Liebe frißt und verschlingt alles . . .“

Tränen gefallener Mädchen waren mit einem Edelstein oder einer Papageienfeder zu beschwichtigen; die Klagen der Väter mit Drohungen. Solange er sich begnügte, Fischerinnen, Blumenhändlerinnen und Handwerkerkinder der Lustgöttin zuzuführen, wurden seine Erfolge teils belächelt, teils beneidet. Aber seiner Vermessenheit waren die Erfolge zu leichtwiegend. Er sehnte sich nach verbotener Speise, deren Würze die Gefahr war. Nur noch ein Gift, das durch Todesschauer berauschte, konnte seinem müden Gaumen ein Reizmittel sein.

Mit zwei der vornehmsten Edelfrauen der Stadt ließ er sich gleichzeitig ein und verleitete sie zum Ehebruch. Sklavenaugen hatten die heimlichen Zusammenkünfte gesehen; und er, der vor keinem Auge zu beben wußte, hatte das mißachtet. Als er in den Kampf gegen Tlascala gezogen war, offenbarten die Sklaven den betrogenen Gatten, was sich zugetragen.

Die beiden Beschimpften waren hohe Würdenträger. Sie zögerten keinen Augenblick, Rache für die Schmach zu nehmen. Sie gaben Befehl, die schuldigen Frauen des Schmuckes zu entkleiden und ihre Blöße in graue Hanfmäntel zu hüllen. Dann führten sie die nackten Sünderinnen auf den großen Marktplatz, und vor Himmel und Erde die Missetat verkündend, forderten sie das Volk auf, die Verbrecherinnen zu steinigen. Erst stutzte wohl das Volk vor der Lieblichkeit der Sünde. Doch das geweckte Richtergefühl der Menge siegte über die Mitleidsregung. Ein Stein fiel, und bald hagelten die Steine.

Schwerer war es, den Verführer zu strafen. Die gekränkten Ehegatten führten Klage beim Hohen Rat. Und solange der Tempel-Feger abwesend war, schien sein Schicksal besiegelt. Dann aber kehrte er siegstrahlend zurück, als Bändiger umjubelt des furchtbaren Otomi. Der Hohe Rat war in Verlegenheit. Die Spaltung im Volk, der Haß unter den Adelsgeschlechtern konnten zum Bürgerkrieg ausarten. Man schob die Gerichtssitzung hinaus, der Schuldige wurde auf freiem Fuß belassen. Die beiden Würdenträger sahen in den Augen des Tem-

pel-Fegers das triumphierende Lachen. Da begaben sie sich nach Tenuchtitlan, vom Herrn der Welt das Recht zu fordern, das ihnen in ihrer Vaterstadt versagt blieb.

Es gelang ihnen, zum Großen Palast und zum Saal der Botschaften Zutritt zu erhalten. Und der Zornige Herr lieh ihnen ein geneigtes Ohr. Freilich verschwiegen sie, daß der Sünder, den sie des doppelten Ehebruchs zeihten, den Todschläger des Königssohnes in Gewahrsam hielt.

Der Tempel-Feger mußte ein gewagtes Spiel spielen, wollte er seinen Kopf aus der Schlinge ziehen. Darum wurde der Otomi-Held im Käfig gemästet und gut behandelt. Denn nur sein Blut konnte seines Besitzers Helfer werden.

Nach wenigen Tagen kehrten die beiden Würdenträger befriedigt heim. Sie brachten ein Schreiben mit, worin Montezuma dem Vasallen Huexotzinco den Rat erteilte, den Ehebruch mit dem Tode zu ahnden. Ein Ratschlag des Zornigen Herrn litt keinen Aufschub.

Doch der Tempel-Feger war der Gefangennahme zuvorgekommen. Er selbst befand sich jetzt auf dem Wege nach Mexico, in einem reichverzierten Tragsessel von vier Sänftenträgern getragen. Und hinter ihm her — auf den Schultern einer dreifachen Anzahl von Trägern — wiegte sich der große Käfig aus Zedernholz.

16.

Es geschah etwa ein Jahr vor der Ankunft der weißen Götter. Die Sonne ging zur Neige und verschö-

nerte die Welt, die bald in Nacht versinken sollte. Montezuma wollte sich in der Purpurflut dieses Abendrotes von Staatssorgen, Reue und Zukunftsbeklemmungen rein baden und wandelte unter den Magnolien seines Palastgartens im Gespräch mit dem Annalenschreiber Xiuhcozcatzin, Feuer-Juwel, einem stillen, ernsten Mann. Von ihm ließ er sich die Geschichte der ersten toltekischen Könige vortragen, lauschte jedoch nur zerstreut der Erzählung. Denn immer wieder schwebten seine Gedanken über den See hinüber nach Tezcuco, wo — damals noch — der Herr des Fastens lebte, beleidigt von ihm und benachteiligt und doch so beneidet um seiner drei mannhaften Söhne willen. Ihm aber war sein bester Sohn erschlagen; und die Mannesgestalt des zweitältesten — Ilhuiltemoc, des Vom-Himmel-Gestiegenen, — schimmerte bereits unheilkündend aus der durchsichtigen Schleierhülle der Jugend hervor: er war unstet, träumerisch und den Sinnen untertan; kein geborener Herrscher.

Ein dumpfes Gebrüll unterbrach den gleichtönigen Vortrag des Schriftgelehrten und schreckte den König aus seinem Sinnen. In einem Teile des Schloßgartens waren wilde und seltene Tiere untergebracht, die Montezuma mit gleicher Leidenschaftlichkeit sammelte wie Blütenbäume, Balsamine und Orchideen. Dort befand sich seit zwei Tagen ein jüngst im Hochland eingefangener unbändiger Jaguar.

Montezuma und Feuer-Juwel schritten nun dem Tierpark zu. Speerträger und Höflinge folgten in angemessener Entfernung.

Der Weg führte vorbei an Käfigen mit Kolibris und Honigsaugern; die schwirrenden Blumenvögel glichen großen Faltern im Fluge, wie diese in buntem Metallglanz brennend. Da waren Käfige mit langgeschweiften Quetzalen, deren flammendes Goldgrün als der Inbegriff unirdischer Herrlichkeit galt. In anderen Käfigen sah man Türkisvögel, Buschreiher, Blauraben, Tangaren. An Stäbe gekettet, wiegten sich Hyazinth-Araras und kreischten die Vorübergehenden schreckhaft-gutherzig an. Geweihte Hirsche blickten mit Götteraugen über Palissaden hinweg. Eingepfercht in Hürden waren Präriewölfe, Stinktiere, Ameisenbären; ferner Beutelratten, von denen man annahm, daß sie die Geburt erleichterten. Tapire wälzten sich in morastigen Tümpeln.

Der Jaguar war in einem turmartigen Zwinger untergebracht. Zu ebener Erde befand sich eine verrammelte Pforte. Um das Tier sehen zu können, mußte man auf einer geländerlosen Außentreppe zu einer kleinen Terrasse steigen, die einen Blick in das Innere der ungedeckten Löwenhöhle gewährte. Als Montezuma und seine Begleiter dort oben standen, wurde die Raserei des Tieres zur Tollheit. Es sauste aufspringend an den geglätteten Wänden empor, ohne sie freilich je erspringen zu können, doch so höllenhaft wütig und wild, daß das steinerne Gebäu wie von einem Erdstoß gerüttelt dröhnte.

„Ich möchte ihn freilassen", sagte Montezuma.

„O großer König, o Zorniger Herr", sprach Feuer-Juwel beklommen. „Wenn du das tust, wird ers dir nicht danken."

„Nein. Ein Jaguar weiß nichts von Dank; — wie die Götter, wie wir Könige!" lächelte Montezuma. „Darum gleichen wir einander. Unsere Grausamkeit ist unschuldig wie der Duft der Blumen. Die Welt trägt Schuld — nicht die Götter, nicht wir."

„In alten Liedern wird gesungen, daß das erste Weltalter verschlungen wurde von Jaguaren", bemerkte der Gelehrte.

Montezuma erwiderte: „Die reife Frucht bedarf der Esser. Vielleicht ist die Welt wieder herangereift . . . Ich will sehen, was der Jaguar tut, wenn ich ihn hier inmitten des Gartens, inmitten der volkreichen Stadt loslasse. Ich will sehen, ob der Held den Helden erspäht unter den Tausenden. Ich selbst fand ihn nicht, den ich suchte . . . Vielleicht weil ich ihn unter Menschen suchte", fügte er hinzu.

Der Gelehrte war auch ein Höfling. Darum gab er zur Antwort: „Kraft ist nur Kraft durch Widerstände. Die Freiheit lähmt und schwächt und entmutigt. Das Tier wird so Vermessenes nicht wagen. Das Tier weiß, daß es an Königsblut ersticken müßte. Selbst wenn es dich anfallen sollte, es würde vor deinem Blick wie vor einem Spiegel zurücktaumeln. Geruhe mir zu glauben, o mein König, o Zorniger Herr, — öffnest du die Pforte dort, so wird der Jaguar feige im Geäst der Zypressen Schutz suchen!"

Das Gespräch wurde durch den Vorsteher des Hauses der Teppiche unterbrochen. Er kam zu melden: aus Huexotzinco sei der Tempel-Feger angelangt und rühme

sich, Montezuma beschenken zu wollen, wie ein Herr der Welt noch nie beschenkt worden sei; denn er bringe ihm als Gabe den Mörder des Königssohnes, den Irdenen Krug, den berühmten Otomi.

Montezuma hob die Arme zu stummem Gebet.

Vergessen war die Schuld des Ehebrechers, ausgewischt, erledigt. Montezuma begehrte ihn zu sehen, ihn zu belohnen. Obgleich er Fremde sonst nur vormittags im Saale der Botschaften empfing, gab er Befehl, den Tempel-Feger und den gefangenen Otomi sofort vorzuführen.

17.

Nun hielt er sie in der Hand, die Rache, die so lange ersehnte. Und, wunderbar, sie erschien ihm plötzlich unansehnlich und klein, nicht würdig seiner und des großen Otomi. Er öffnete die Hand und ließ die Rache fallen.

Der Tempel-Feger nahte, und die Träger schleppten den großen Käfig hinter ihm her. Die Kunde von der Ankunft der Fremden hatte zahllose Neugierige aus dem Großen Palast gelockt; und auch aus dem Haus der Vierhundert Frauen, wo die Beischläferinnen des Weltherrn ihre Lagerstätten, Fontänen und porphyrnen Badebecken hatten, strömten jetzt Scharen befiederter, gelb geschminkter und grellbunt gekleideter Maidgestalten in den Garten. Alle Erhöhungen, — Erdstufen und künstliche Felsen, — waren von farbigem, zuckendem Leben verbrämt, als hätte sich ein Schwarm riesenhafter Kolibris zur Rast auf den Erdboden niedergelassen.

Der Mehrzahl der Hofbeamten war der Tempel-Feger von früher her bekannt. Aber Montezuma sah ihn zum ersten Male und sah maßlos staunend in ihm seinen Doppelgänger. Das Unheimliche der Ähnlichkeit zog ihn ebenso sehr an wie es ihn abschreckte, und unterjochte ihn alsbald gegen seinen Willen. Er fühlte sich schicksalhaft verknüpft mit diesem Mann und wußte sofort, daß er ihn noch enger an sich binden werde, mochte es zu Gedeih sein oder Verderb. Er nahm sich seinen kostbaren Brustschmuck ab, reichte ihn dem Tempel-Feger und sagte:

„O mutiger Krieger, o Tempel-Feger, du hast die Perle auf dem Grunde des Meeres gesehen und bist hinabgetaucht. Du hast den Wunsch auf dem Grunde meines Herzens gesehen! Dein Auge ist scharf. Sieht es nicht die andere Perle in den Tiefen? Bleibe wohnen in meinem großen Palaste, iß von meinen Speisen und trinke von meinen Königsgetränken!"

Dann wandte sich Montezuma dem Otomi zu. Er befahl, ihn aus dem Käfig zu lassen. Es geschah.

Der Irdene Krug war kein Riese, war kaum mittelgroß. Bis auf einen Lendenschurz trug er keinerlei Bekleidung. Sein Körper, stählern zäh wie der eines Raubvogels, war der ganzen Länge nach mit schmalen, rotweißen Streifen übermalt und wies, wie ebenfalls sein Gesicht, viele tiefe Narben auf, Denkzeichen seiner ungezählten Siege. Sein kugelrunder Schädel blitzte kahlgeschabt im Sonnenschein; nur vom Scheitel wuchs ihm ein breiter Haarschopf in den Nacken. Und seltsam gut-

mütig erschien sein breites Antlitz, trotz des unförmlichen Lippenpflockes aus Kristall und der entstellenden Gesichtsbemalung.

Der König und der Gefangene maßen sich mit bohrenden Blicken. Schließlich senkte Montezuma die Augen, als hätte er in die Sonne gesehen.

Die Tausende ringsher waren leichenstill geworden.

Da sprach Montezuma:

„O mutiger Krieger, du Junger, erwartet habe ich dich! Seit vier Jahren habe ich meinen großen Palast schmücken lassen für deine Ankunft. Trinke auch du von meinen süßen Kräutertränken und wähle dir eins meiner Mädchen für den heiligen Tanz. Dann aber kehre lebend heim zu deinen Bergen und Tälern, kehre heim in dein Land Tlascala!"

Der Gefangene begriff. Und er fühlte sich schmachübergossen. Montezuma wehrte ihm seinen höchsten Stolz und sein letztes Glück: den Tod auf dem Altarstein.

„O großer König, o zorniger Herr", sagte er. „Ein gezähmter Wolf kehrt zu seiner Meute nicht zurück; denn sie würde ihn zerreißen."

„O mutiger Krieger, du Junger, fürchtest du zerrissen zu werden? Bangt dir vor dem Gott des Todes und der blauen Hölle so sehr?" fragte Montezuma verächtlich.

„Nein, o großer König, ich fürchte nur das Fürchten. Töte mich, denn ich habe deinen Sohn geschlachtet."

Er hoffte Montezuma reizen zu können. Doch dieser blieb gelassen.

„Das Blut, das du vergossen hast, kann nur durch das Blut der Sterne gesühnt werden! Dein Blut ist zu gering. Wer bist du, daß ich dich für ihn hinnehmen sollte? Deine Tat ist so groß, daß keine Strafe ihr gleichkommen kann. Darum geh nach Tlascala. Oder wenn du dich schämst vor deinen Bergen und Tälern, weil du vom Netz des Geschickes dich fangen ließest, so bleibe im Schatten meiner Herrlichkeit, und ich will dich reich und allbeneidet machen durch Geschenke, Würden und Ehrungen."

Der Irdene Krug schwieg eine Weile. Dann sprach er:

„O großer König, laß mir den Edelstein aus der Brust schneiden! Deine Ehrungen sind nur süße Gifte für mich; — mehr als vor dem Tode müßte ich vor ihnen zittern — wenn ich zu zittern verstünde!"

Da brauste Montezuma auf. Mit herrischer Gebärde fuhr er den Gefangenen an:

„Beweise mir, daß du nicht zu zittern vermagst! Geh in den Zwinger hinein — zu deinem Bruder, dem Jaguar! Bring ihn mir her, lebend oder tot!"

Der Irdene Krug gehorchte. Er schob die schweren Balkenriegel der Pforte beiseite und entschwand im Zwinger. Ohne Waffe ging er zu seinem Bruder, dem Jaguar.

18.

Das Fieber in den Augen der Zuschauermenge wurde zu einem glimmenden Geflirr, unverrückbar wie das am Gewande des Sternhimmelgottes. Wäre das Gebrüll im

Zwinger nicht gewesen, man hätte Menschenherzen pochen hören und das Herz der Erde.

Das Gebrüll riß jählings ab. Und der Irdene Krug trat aus der Zwingerpforte, blutüberströmt. Fetzen Fleisch waren ihm aus dem Schenkel und der Brust gerissen. In den Armen trug er das erdrosselte Tier; und er breitete es vor den Weltherrn hin wie einen Schemel für seinen türkisbesäten Fuß.

Ein Schrei des Staunens aus tausend Kehlen und dann wieder Stille.

„O mutiger Krieger, du Junger!" sprach Montezuma. „Ich lasse dich nicht von mir! Bezwungen hast du den Jaguar; — doch ich bin gewaltiger als der Jaguar. Erdrosseln werde ich deinen Haß, niederringen deine große Verachtung, dir abzwingen deine Freundschaft, du Mörder meines Sohnes, du starker Held! Wer lebt, der meines Herzens Wünsche mir weigern dürfte?"

Und Montezuma gab Weisung, den Otomi in die Gemächer zu führen, welche einst sein Sohn bewohnt hatte. Die königlichen Ärzte wurden beauftragt, seine Wunden zu heilen.

19.

Ein halbes Jahr lang lebte der Irdene Krug im Großen Palaste, frei und unbehindert. Wie einem Adligen prinzlichen Geblütes wurde ihm aufgewartet. Den Tribut ganzer Provinzen brachte man ihm dar. Keine Kostbarkeit war zu kostbar für seinen Besitz. Er aß von den fünfzig schmackhaften Gerichten des Großherrn und

schlürfte von seinen giftsüßen Kräutergetränken. Und dennoch vermochten alle Gunstbezeugungen seine schwermütige Düsterheit nicht zu lichten.

Montezuma schickte ihm schöne Tänzerinnen zu, damit sie ihn erheiterten. Der Otomi plauderte mit den Mädchen und entließ sie unberührt.

Der König ließ sich nicht abschrecken. Seine Bewunderung übersah den frevelhaften Trotz.

Eines Tages langte ein junges Weib in Tenuchtitlan an und fragte nach dem Irdenen Krug, den sie unter den Todgeweihten hinter der Schlangenmauer des Schlangenberg-Tempels glaubte. Sie war die jüngste von den Weibern des Irdenen Kruges, an der Stirn rasiert, am Busen und am Oberarm blau tätowiert, dreizehnjährig und liebreizend. Es war ihr gelungen, bei nächtlicher Weile über die Große Mauer zu klimmen und die weite Strecke bis zum Schilfsee zu wandern, sich durchzufragen und durchzubetteln in Feindesland — sie war ja eine Tlascaltekin — schrecklos und, allen Nachstellungen zum Trotz, unantastbar wie ein heiliges Feuer. Als sie endlich im Palaste verhärmt und selig dem Gatten gegenüber stand, brach der starke Mann in Tränen aus.

Seitdem schien ihm seine Schwermut zu entgleiten und wich einer ernsten Heiterkeit. Er, der Quetzalfedern und Smaragde stets zurückgewiesen, erbat sie sich von nun an, behing sein kindjunges Weib damit und lächelte.

Auch sang er jetzt zuweilen uralte Heimatgesänge.

Montezuma glaubte sich schon Sieger. Als aber ein

halbes Jahr vergangen war, trat der Otomi vor ihn hin und sprach:

„Ich bin ein Toter. Willst du das nicht sehen? Ich bin mir selbst zum Gespenst geworden. Du aber verlängerst meine Qual. Geliehen sind mir mein Fleisch, meine Nägel und Knochen; zurückerstatten muß ich was mir nicht gehört. Und nun will ich in Gestalt eines schönen Vogels ins Haus der Sonne fliegen!"

Montezuma schüttelte den Kopf.

„Dich gebe ich nicht her. Wenn ich dich opferte, es wäre, als legte ich mein eigenes Herz auf die Adlerschale. Im Kriege magst du sterben, wenn du sterben willst — doch niemals auf einem meiner Altäre. Darum zieh mit meinem Vetter Guatemoc nach dem Lande Guatemala am Meere des Südens. Ich ernenne dich zum Vorsteher des Hauses der Pfeile!"

Und wirklich, das Ungeheuerliche geschah: der Fremdling, der Erzfeind, der Tote wurde der oberste Anführer des mexikanischen Heeres. Und er zog mit dem Herabstoßenden Adler in das Land des Südens, wo er neue Siege und neuen Ruhm errang und den Schlachtentod nicht suchte. Denn er sehnte sich nach der Opferblutschale.

20.

Mit großer Kriegsbeute und zehntausend gefesselten Kriegssklaven befand sich das mexikanische Heer nunmehr auf dem Heimweg. Die geschwärzten Priester der Wasserstadt rüsteten das Mahl der Götter. Das Volk von

Tenuchtitlan rüstete den Triumphzug für seinen Liebling, den Herabstoßenden Adler, und auch für den scheu bewunderten Helden, den Irdenen Krug.

Seit die beiden Kriegshäuptlinge fortgezogen, das südliche Land zu unterjochen, war kaum ein Jahr vergangen, — und wie hatte sich die Welt verändert in der kurzen Spanne Zeit! Viel Schicksalhaftes hatte sich ereignet: die Auferstehung der Prinzessin Papan, die Ankunft der Söhne der Sonne, das verhängnisvolle Ballspiel um drei Truthähne, der rätselhafte Tod des Herrn des Fastens, der Aufstand der Schwarzen Blume und die Verbrennung des Feldherrn Rose. Kein Wunder, daß ein banges Fragen umhergeisterte, ein Mißmut heranwuchs, genährt durch alte Prophezeiungen. Ausgebeutete Sklavenvölker reckten aufhorchend das Haupt empor. Selbst in Mexico ballten sich Fäuste. Und Montezuma, vor einem Jahr noch ein selbstgenügsamer Gott, war jetzt ein kleinlauter, von Träumen gehetzter Zauderer.

Seinen Vorahnungen und Ängsten reihte sich jetzt auch die Beklemmung an, unter welcher er beinah körperlich bei der Vorstellung litt, gar bald dem Herabstoßenden Adler Auge in Auge blicken zu müssen. Er hatte ihm einst die schönste seiner drei Töchter, Prinzessin Maisblüte, versprochen. In seiner Abwesenheit hatte er sie dann dem Edlen Traurigen, dem jungen König von Tezcuco, anverlobt. Königin von Tezcuco war indessen das Mädchen noch nicht. Und das war es, was auf Montezumas Seele lastete. Denn eine unrechte Handlung gesteht sich leichter ein als eine unlautere Absicht.

Gleich nach der Krönung Cacamas hatte die Hochzeit stattfinden sollen. Durch einen Überfall der Schwarzen Blume war das Krönungsfest jäh unterbrochen worden, und nur mit Mühe war es den Festteilnehmern gelungen, sich in Kähnen nach Tenuchtitlan hinüberzuretten. Ein Gekrönter ohne Königreich kämpfte seitdem der Edle Traurige um den Bestand seines Erbes; die Hauptstadt Tezcuco war noch immer belagert. Und sein bei der Verlobung gegebenes Wort, den Goldschatz des Herrn des Fastens an Mexico auszuliefern, hatte der Edle Traurige bis jetzt nicht eingelöst.

Montezuma beschloß, die Hochzeit zu beschleunigen. Das Familienfest könnte zugleich Anlaß geben, hoffte er, seine feindlichen Neffen auszusöhnen. Der Bruderzwist untergrub ja das Ansehen des Weltreiches. Allzulange schon hatte dies Ärgernis gewährt; das ganze Land Tezcuco, bis auf die belagerte Hauptstadt, war in den Händen der Aufständischen. Und das ritterliche Benehmen der Schwarzen Blume, welcher Bauern und fahrende Kaufleute der Vasallenstaaten unbehelligt ließ, um bloß mexikanischen Adligen seinen Haß zu schmecken zu geben, vermehrte täglich seinen Anhang. Dem mußte ein Ende gemacht werden. Zumal, da schlimme Nachrichten aus der Küstengegend vom Abfall Sempoallas berichteten und über geheimnisvolle Wanderer, die zwischen Tlascala und dem Totonakenlande gesehen worden waren, so daß die Gefahr aufdämmerte, die Schwarze Blume könnte sich mit Denen-hinter-den-Bergen und den weißen Göttern zusammenschließen. Ein Frieden in Anahuac war in diesem

Augenblick jedes Zugeständnis wert. Wie eine Lilienzwiebel mußte die Züchtigung des Aufsässigen beiseite gelegt und kühl aufbewahrt bleiben bis zu einer günstigeren Jahreszeit.

Beiden feindlichen Brüdern ließ er durch seine Abgesandten sagen, er sei als Unbeteiligter bereit den Frieden zu vermitteln. Denn, wenn er auch räuberische Einfälle abgewehrt und den Karawanen seiner Kaufleute Schutzgeleite gegeben, am Kriege selbst habe er bislang nicht teil gehabt. Der Behelligung reisender Mexikaner jedoch tatlos zuzuschauen, werde auf die Dauer nicht angängig sein. Als Blutsverwandter lege er Wert auf die Freundschaft beider Neffen, als Oberhaupt des Drei-Städte-Bundes dürfte er ihre Feindschaft länger nicht dulden. Er schlage eine Teilung des Reiches von Tezcuco vor: den größeren, aber gebirgigen Teil solle die Schwarze Blume erhalten; der Edle Traurige dagegen den fruchtbaren schmalen Küstenstreifen längs des Schilfsees mitsamt der Königsstadt. Dieser gleichlautenden Botschaft fügte er eine besondere an die Schwarze Blume bei: der Herabstoßende Adler und der Irdene Krug seien nicht mehr fern und mit ihnen die Heerscharen Mexicos, die den Frieden wollten, um ihre Maisfelder zu bestellen und bei ihren Frauen auszuruhen. Falls er nun den Frieden ausschlage, — ob er denn ein Schattenbild habe, das ihm jetzt noch beistehen könne?

Leichter und schneller, als er erwarten durfte, gelangte der Zornige Herr ans Ziel. Die verfeindeten Brüder willigten, wenn auch mit Vorbehalten, in die Teilung

ihres Erbreiches. Als eben erst die Friedensverhandlungen beginnen sollten, langte der Edle Traurige in Tenuchtitlan an und brachte vom heimlich in Sicherheit gebrachten Goldschatz Tezcucos schon diesmal den größeren Teil mit. Montezuma ließ in aller Stille den Goldschatz in den leerstehenden Palast seines Vaters, Königs Wassergesicht, schaffen. Nur wenige seiner Vertrauten wußten darum.

Die Entwendung des Goldes blieb der Schwarzen Blume vorderhand verborgen. Auch er handelte nicht ehrlich. Die Waffenruhe war ihm erwünscht augenblicklich, weil sie der Zeit in den Arm fiel, der Zeit, die ihm zum Schaden jetzt schon den Herabstoßenden Adler zurückrief. Seine weiten Pläne bedurften eines weiten Zeitweges. Günstig lautete die Kunde aus dem Lande der Totonaken: die weißen Götter waren zum Bündnis bereit. Vereint mit ihnen war er unbesiegbar. Doch noch waren sie getrennt durch die Gletscher des Rauchenden Berges und der Weißen Frau. Wahnsinn wäre es gewesen und eine Gefährdung seiner Ziele, hätte er dem Herabstoßenden Adler jetzt begegnen wollen.

Ohne Verstellung konnte er erklären, daß er seinen Bruder, den Edlen Traurigen, nicht hasse, trotz allem. Denn tatsächlich haßte er nur Mexico. Seinem Bruder gönnte er die halbe Königskrone und gönnte ihm auch die kaiserliche Braut. Nur, daß sie das Lieblingskind Montezumas war, mißbilligte er und gern gehindert hätte er, daß sein Bruder durch die Verschwägerung noch mehr als bisher zum Knecht des Zornigen Herrn wurde.

Was er nicht verhindern konnte, verhinderte das Geschick. Die geplante Hochzeit, für die bereits ein glücklicher Tag gewählt war, wurde durch ein unerhörtes und wehvolles Geschehnis vereitelt.

21.

Von den beiden rechtmäßigen Gattinnen Montezumas war die eine, die wunderschöne, über die Maßen von ihm geliebte Königin Tecalco jung verstorben und hatte ihm zwei Kinder hinterlassen: den im Rosenkrieg vom Irdenen Krug erschlagenen Prinzen und eine Tochter, Prinzessin Maisblüte. Für den Vater war, seit dem sonnenhaften Untergang des Prinzen, dieses Mädchens Antlitz der junge Mond, der ihm das ins Land des Vergessens hinabgesunkene Licht der Toten widerspiegelte. Er umgab sie mit kaiserlichen Ehren, und — abgesondert von seinen andern Kindern — ließ er sie mit einem eigenen Hofstaat das zauberhafteste seiner Schlösser, das milchweiß aus dunkelroten Felsen und schwarzen Zypressenwipfeln emporleuchtende Chapultepec, am westlichen Ufer der Lagune bewohnen.

Seine andere, noch lebende Gattin, die Königin Acatlan, hatte ihm zwei Töchter — Prinzessin Silber-Reiher und Prinzessin Nephrit — und sieben Söhne geboren. Mit ausgesuchter Höflichkeit behandelte er stets die früh gealterte, gefühlkarge und hochmütige Frau. Und nur fremde kalte Blicke hatte er für ihre Sprossen, die zum Teil noch mit der Kindergesichtsbemalung umherliefen.

Der älteste dieser Söhne, Ilhuiltemoc, der Vom-Himmel-

Gestiegene, war eben herangewachsen, siebzehn Jahre alt. Obgleich ein Königssohn, hatte auch er die grausame Strenge des Calmecac, der religiös-militärischen Erziehungsanstalt für den Adel, zehn Jahre lang ertragen müssen. Jetzt, der Zucht enthoben, trank er, ein prinzlicher Nichtstuer, mit dürstendem Munde den Rauschtrank der Jugendlust ein. Flötenbläser und Tänzer verschönten ihm die Ungebundenheit, die seiner schwanken Wesensart entsprach. Es war diesem Genüßling vorherbestimmt, zielbewußten Genüßlingen ins Netz zu gehen. Der Tempel-Feger, der Ehebrecher aus Huexotzinco, seit kurzem im Schatten von Montezumas Gunst heimisch am mexikanischen Hofe, wurde dem haltlosen Knaben zum Verderber.

22.

In einer dunstgeschleierten Silbernacht saß Feuer-Juwel, der gelehrte Annalenschreiber, als Gast bei einem jungen immer rauschseligen Dichter, der den Namen Tzahuatzin, der Spinner, trug.

Das einstöckige Häuschen, auf dessen Dach die beiden Freunde im Mondlicht schwärmten, befand sich im ärmlichen Stadtviertel Cuepopan; an sein von schleimigen Algen begrüntes Fundament spülte einer von den sechsundvierzig Kanälen Tenuchtitlans. Durch schmale Gartenstreifen von den Nachbarhäusern abgetrennt, hatte das fensterlose und schon ein wenig baufällige Gebäude nur eine Tür an der Kanalseite, mit einer steinernen Landungstreppe davor. Das Dach, wie alle mexikanischen Dächer mit Zinnen umkränzt, würde dem Hause ein festungsähnliches Aussehen verliehen

haben, wäre es nicht überwuchert gewesen mit einer wald-moorartigen Pflanzenwirrnis, mit Zwergpalmen, Stauden und gesprenkelten Blumen, von denen besonders die tierhaften Vanille-Orchideen das Bestreben hatten, durstig wie Riesenschlangen sich am Gemäuer herniederringelnd aus dem Kanal zu trinken.

In diesem hängenden Garten hockten die beiden Freunde auf zwei blaurot gestreiften Sitzkissen einander gegenüber. Eine große Schale mit schäumigem Pulque, von einem hölzernen Vierfuß getragen, duftete zwischen ihnen. Feuer-Juwel las dem Spinner aus einer noch unfertigen Bilder-Schrift vor, worin er seine neugeborenen Gedanken in altheilige Gewänder kleidete. Was er der Welt zu verraten hatte an kühner Einsicht und frevlem Zweifel, gab er als Worte des Gottmenschen Quetzalcoatl aus.

23.

Er las:

Das Land der Sehnsucht, Tlillan-Tlapallan, suchend, schritt Unser Herr Quetzalcoatl über Gletscher. Da sah er im Schnee einen toten Schmetterling, dem war ein Flügel abgebrochen. Und Unser Herr legte den abgebrochenen Flügel auf seine Handfläche und fragte den treusten seiner Jünger:

„Was sieht dich an aus diesem Flügel?"

„Ein Auge," sprach der Jünger, „ein vielfarbiger Spiegelfleck . . ."

„Seit mein Auge in dies Auge gesehen," sprach Quetzal-

coatl, „habe ich erkannt, daß niemand verdammenswert ist und niemand lobenswert.“

„O Unser Herr! was sieht dein Auge im Auge des Falterflügels? Mein Auge ist unwissend und sieht nur Farben ohne Sinn. Erkläre es mir!“ bat der Jünger.

Da erklärte ihm Unser Herr den Sinn des Falterflügel-Auges. Er sagte.

„Der schwarze, innerste Kreis ist der einzelne Mensch. Ihn umgibt ein blauer Ring: das ist die Hausgemeinschaft, die Sippe. Umkreist wird die von einem grünen Ring: das ist die Volksgemeinschaft, das Heimatland. Hierum legt sich ein gelbroter Ring, der führt den Namen: Menschheit. Und den letzten, weißen Ring nenne ich: den Gott von Tlillan-Tlapallan.“

„Und warum, o Unser Herr, will dein Auge aus diesem Auge erkennen, daß niemand verdammenswert ist?“ fragte der Jünger ungläubig.

„Weil jedes Wollen und jedes Denken in einem dieser fünf Ringe steht“, entgegnete Quetzalcoatl. „Und wer recht hat in seinem frei-erwählten Ring, hat oft unrecht in einem andern Ring. Und wer seinem Ring Gutes tut, tut oft eben damit Böses den andern Ringen. Könntest du das durchschauen, es gäbe für dich keinen Streit mehr auf der Welt und keinen Widerstreit, und auch keine Klage und keine Anklage mehr. Denn die fünf Ringe sind nichts für sich — sie sind bloß Teile eines Falterflügel-Auges. Und dies ist der reichste Fund und das tiefste Geheimnis, das ich mit mir nehme ins Land der Sehnsucht, Tlillan-Tlapallan; — denn selbst für dich, der

du in dies Auge geschaut und meine Worte gehört hast, scheint es ein Geheimnis bleiben zu wollen und ein Rätsel . . "

24.

Feuer-Juwel vollendete den Satz nicht. Ein Kanoe war auf dem Kanal herangerudert und hatte an der Landungstreppe angelegt. Stimmen wurden laut. Und gleich darauf zeigte sich oben auf dem hängenden Garten der tepanekische Sklave des Spinners, um seinem Herrn zu melden, daß im Boote unten der Tempel-Feger auf ihn warte; denn dieser habe Auftrag, den berühmten Sänger mitsamt seinem Gaste zum schwimmenden Blumenbeet des jungen Königs von Tlacopan hinzurudern.

Die beiden Freunde seufzten entsagungsvoll. Dem Königsbefehl mußten sie sich fügen. Der Spinner trank das große Pulque-Gefäß leer und wankte die dunkle Treppe hinab. Die Pulque-Götter trennten ihn bereits von Unserm Herrn und seinem Falterflügel-Auge. Schließlich waren ja die Lustbarkeiten auf den schwimmenden Blumeninseln voll von Anmut und Lieblichkeit, beseligend für einen sinnenfreudigen Schönheitssucher.

Und die kleinen Pulque-Götter trieben ihr Spiel in den lachenden Mundwinkeln des Spinners, als er mit Feuer-Juwel im Kanoe des Tempel-Fegers Platz nahm. Leicht wie eine Ente glitt der Einbaum durch die nachtfinsteren Kanäle der silbrigen Lagune zu.

25.

Der junge König von Tlacopan hieß Tetlepanquetzatzin — der Durch-Zauber-Verführende. Als vor einem Jahrhundert die tepanekischen Zwingburgen in Staub sanken, war noch Tlacopan ein glanzloser, der verwüsteten Tepanekenhauptstadt zunächst gelegener Marktflecken am westlichen Lagunen-Ufer. Zwischen Ruinen rasch emporgeblüht zur neuen Königsstadt eines neuen Königreiches, bildete es seither mit Mexico und Tezcuco den Drei-Städte-Bund. Doch von Beginn an hatte es die Blässe einer belebten Leiche. Es war das entmannte Tepanekentum mit schöner Maske versehen, das neben den Trümmern einstiger Herrlichkeit sich in Tlacopan fortfristen durfte, unter anderem Namen freilich und Trost findend an der von Mexico gewährten Scheinselbständigkeit. Den Bestrebungen des Herrn des Fastens, ein Gleichgewicht im Drei-Städte-Bund herzustellen, hatte der Vater des Durch-Zauber-Verführenden wohl Teilnahme, aber keinen Beistand zu leihen vermocht; obgleich er als Schwiegervater Montezumas — die Königin Acatlan war seine Tochter — ein gewisses Ansehen am Königshofe genoß und obgleich ihm zuzeiten vergönnt war, seine Bejahrtheit und Erfahrung auf die Wagschale zu legen im Rate der Alten.

Sein Sohn, des Weltherrn Schwager und Bundeskönig, galt gleichwohl am mexikanischen Hofe nicht mehr als die prinzlichen Neffen, die vielen. Tlacopans leichtwiegende Krone pflegte er daheim zu lassen, wenn er sich nach Tenuchtitlan begab, wo er seine Tage und Nächte im Freudentaumel verbrachte. Die in ihm schlummernden

guten Eigenschaften hatte er selbst noch nicht entdeckt; — erst die Not sollte sie dereinst ans Licht ziehen, niemand zur größeren Verwunderung als ihm. Jetzt war er ein liebenswürdiger Jüngling, verschwenderisch, leichtlebig, sorglos, ein Liebhaber der Dichtkunst und ihrer schwebenden Schwestern.

Mit wenigen auserlesenen Freunden wollte er heute ein Nachtfest auf dem mondglitzernden See begehen. Die schwimmenden Beete Mexicos waren berühmt. Meist nur wenige Fuß breit und lang, bestanden sie aus Planken, auf die eine Schicht samenträchtiger Fruchterde geschüttet war; überspült von Wellen der Lagune, gehitzt von der Sonne Anahuacs, gekühlt von Bergwinden, keimten, blühten und reiften die sich selbst überlassenen Zierpflanzen und Früchte in überquellender Üppigkeit. An das Schleppseil eines Kahnes befestigt, wurden allmorgendlich Dutzende solcher Beete durch die Kanäle zum großen Marktplatz gefahren. Es gab auch schwimmende Gärten. Aus erdbedeckten Flößen aufsprossend und um ein Vielfaches größer als die Beete, trugen diese inmitten ihrer luftgeschaukelten Blütenfülle auch Balsamsträucher, kleine Loorbeerbäume, Dachpalmen und standen an Pracht den hängenden Gärten nicht nach.

Als der Tempel-Feger das Kanallabyrinth durchrudert hatte und nun ungehemmt sein Boot in die offene Lagune hinausschießen ließ, konnte Feuer-Juwel, der Schweigsame, einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken. Die schwimmende Zauberinsel des Königs von Tlacopan, geisterhaft noch im Mondendunst, doch mit jedem Ruder-

schlag greifbarer aus den Wogen emportauchend, erschien ihm wie eines der sagenhaften Toteneilande im Himmelswasser des Westens, Wohnstätten der Acihua genannten Seejungfrauen. Die reichen Blumenhändler von Xochimilco hatten ihre köstlichsten Seltenheiten hergegeben. Und drei jugendliche Königskinder wetteiferten mit den Muskatrosen, Malven, Calliandrablüten und Jaguarblumen an Schönheit: neben dem jungen König von Tlacopan sein Jugendfreund Prinz Ohrring-Schlange sowie dessen Schwester Prinzessin Perlmuschel. Diese war achtzehn Jahre alt und schon Witwe, — Witwe des unglücklichen Prinzen Grasstrick, der um der roten Blume von Yuquane willen gestorben war.

Und aufrecht stehend ruderten zehn nackte junge Mädchen das schwimmende Eiland in den See hinaus, während der Mond ihre zierlichen Terracotta-Leiber in seine Ätherschleier hüllte.

26.

Prinz Ohrring-Schlange hatte nach dem rätselhaften Entschwinden seines Vaters, des Herrn des Fastens, sich überreden lassen, die Mexico genehme Ernennung seines älteren Bruders zum König von Tezcuco gutzuheißen. Bis vor wenigen Tagen noch hatte er in seiner belagerten Heimatstadt gegen den jüngeren Bruder, die Schwarze Blume, gekämpft. Die begonnenen Friedensverhandlungen steckten dem Blutvergießen ein Ziel und ermöglichten es ihm, bei seinen Verwandten in Tenuchtitlan Entspannung und Erholung von den Kriegsmühsalen zu suchen. Denn

seine Mutter, die Herrin von Tula, hatte gleich nach Ausbruch des Bruderzwistes Tezcuco verlassen und bewohnte mit ihrer verwitweten Tochter einen ihr gehörigen Palast in Tenuchtitlan, herrlich an der Seeseite gelegen, — einen Palast, den sich einstmals der Herr des Fastens erbaut hatte, als noch seine Freundschaft ihn alljährlich in Montezumas Nähe zog.

Leidenschaftlicher als die Herrin von Tula, begleitete Prinzessin Perlmuschel den Siegeslauf der Schwarzen Blume mit Segenswünschen; und daß sie, bewundert als schöne Frau, verhätschelt als Schwägerin des Weltherrn, ihre Gedanken zu verbergen und die Gastlichkeit der Mörder ihres Gatten hinzunehmen sich gezwungen sah, war ihr ein fressender Kummer am Herzen. Von ihrem toten Manne hatte sie ein nachgeborenes Kind, kein leibliches: es war die kleine Rachehoffnung, die sie heimlich aufzog, in Windeln wickelte, wiegte und säugte.

Und eben darum hing sie am jüngeren Bruder, dem aufständischen, mit einer begeisterten Inbrunst: denn so wie sie hatte auch er die rote Blume von Yuquane noch nicht vergessen.

27.

Das Kanoe hatte jetzt angelegt. Feuer-Juwel und der Spinner stiegen auf den schwimmenden Garten hinüber, huldvoll begrüßt vom jungen König. Hüllenlose weibliche Kinder reichten niederkniend ihnen Ananas, Agave-Sirup und Kräutertränke dar.

Der Tempel-Feger war im Kanoe geblieben und ruderte

neben der fahrenden Insel her, immerzu an der Seite der Prinzessin Perlmuschel, eingefangen im Bannkreis ihrer Schönheit. Seine glühen Augen ließen nicht ab von ihr. Nicht durch ein Wort, nicht durch einen Händedruck, nicht durch einen flüchtigen Blick hatte sie jemals ihn ermutigt. Ihre rachelechzende Schwermut hätte einen Lufthauch auf der Lagune erspäht, der zum weltvernichtenden Orkan werden wollte; der Tempel-Feger jedoch war weniger als ein Wind für ihre Sinne. Er indessen legte das dürstende In-die-Ferne-Schweifen ihrer mandelförmigen Augen als Liebe und Einverständnis aus. Schon schmiedete er Pläne. Zwei Opfer seiner Gier hatte das Volk von Huexotzinco gesteinigt, und er war straflos ausgegangen. Warum sollte er sich scheuen, die diebische Hand nach dem Smaragd der Smaragde auszustrecken, nach der Schwester zweier Könige, der Schwägerin Montezumas? Die Götter belächelten ja Liebesseufzer. Und er, der Spötter, hatte den Warnungen der Priester nie Glauben geschenkt, daß Keuschheitssünden geahndet würden von der Straferin, der Kehricht-Göttin, welche in Gestalt eines gräßlichen, am Maule blutigen Frosches verehrt wurde: „denn die Liebe frißt und verschlingt alles . . .“

Der junge König bat den Spinner, ein neuestes seiner Lieder vorzutragen; und dieser gab der Flötenspielerin Anweisungen, in welcher Tonart ihn zu begleiten; bevor er jedoch mit dem Gesang begann, fragte er nach Montezumas Sohn, dem Vom-Himmel-Gestiegenen, und bedauerte, daß der Prinz fehle, da er sonst bei solchen

Nachtfahrten stets der Lustigsten einer gewesen. Seine Lustigkeit sei hin, bemerkte der junge König; sie habe sich in Trübsinn gewandelt; und seit zwei Tagen habe er den Prinzen nirgend aufspüren können.

Der Tempel-Feger war in der Lage, Auskunft zu geben. Der Prinz sei krank vor Liebe, erzählte er, und mühe sich ab, es zu verheimlichen. Doch das Fieber verrate sich selbst. Zur Rede gestellt, habe der Prinz ihm eingestanden, daß er ein Sterbender sei, ein an Liebe Sterbender. Allen Bitten zum Trotz habe er sich aber geweigert, den Namen des Wesens zu nennen, das sein Unglück verschulde. Und nun rudere er jede Nacht, bloß von einem Freunde begleitet, hinaus zur Tempel-Insel der Liebesgöttin, um ihr Opfer darbringend sein Leid zu klagen.

Der junge König befahl darauf den Rudrerinnen, die Richtung nach der nicht fernen Tempel-Insel zu nehmen. Denn es werde vielleicht möglich sein, meinte er, den Prinzen zu belauschen, wenn er der Göttin sein Herz auftue.

Während der schwimmende Garten der Tempel-Insel zulenkte, sang der Spinner sein Sommer-Lied:

„Ich rufe mein Herz an: Wo werde ich sie pflücken,
Die schöne, die würzig duftende Blume?
Wen werde ich nach ihr fragen? Vielleicht frage ich ihn,
Den strahlenden Kolibri, den smaragdenen Schwirrvogel!
Vielleicht frage ich ihn, den gelben Schmetterling!
Sie werden es wissen; sie spüren, wo sie knospend aufblüht,
Die schöne, die würzig duftende Blume!
Möge ich ihnen begegnen hier im Lorbeervögel-Garten,

Den Löffelreihern begegnen im Blumen-Garten,
Wo sie tauglitzernd sich krümmen, wo sie sich ergötzen.
Frieden wohnt hier; ich höre sein Blumenlied,
Das gleichsam der Berg nachmals beantwortet;
Friedlich ist hier das Gerinn, das grüne, des Wassers;
Türkisvögel am Quell dort singen sich an, zanken sich,
Es singen sich an, geben sich Antwort die Vierhundertstimmigen;
Darauf antwortet der Coyol-Vogel; wie Schellen schmettern weithin
Die verschiedenen lieblichen Sänger, die Vögel dort,
Die, in den Gesang einstimmend, die Welt verzaubern . . ."

Auf einen Wink des jungen Königs verstummten Dichter und Flötenbläserin; — die Absicht, den Opferer zu überraschen, durfte durch die Musik nicht vereitelt werden. Bald war man schon auf Hörweite dem Tempel nahegekommen. Auch das tropfende Plätschern der Ruderstangen erstarb in einer hauchlosen Stille, und spukhaft glitt der schwimmende Garten in den todschwarzen Mondschatten der Klippeninsel hinein.

28.

Etwa auf halbem Wege zwischen Tenuchtitlan und Tezcuco ragte das kleine Felseiland aus dem Lagunenwasser heraus, von der Natur und von meißelnder Menschenhand zum Heiligtum geschaffen. Purpurhelle Steinwände glitzerten zwischen grauen, säulenschlanken Stämmen von Zypressen, deren Wipfel — zu einem gezackten Kamm vereinigt — gegen den blassen Mondhimmel emporleckten, als wären es dunkelgrün flackernde Flammen über einer großen Brandopferschale. Von der Plattform des Tempels führte eine sehr steile und breite Treppe, mit

dreißig polierten Steinstufen bis hinab in eine schmale, verschattete Bucht. Und dieser Bucht vorgelagert lag ein zweites, viel kleineres und gänzlich wüstes Basalt-Riff, welches von fern gesehen wie eine Erdzunge der Tempel-Insel erschien.

Der schwimmende Garten steuerte in die Bucht und landete. Der junge König stieg aus und forderte seine Gäste auf, ihm geräuschlos zu folgen. Als sie die obersten Stufen der Tempeltreppe erklommen hatten, bot sich ihnen ein seltsamer Anblick.

Auf der Plattform standen drei silbergrell beschienene Menschen: der mexikanische Prinz, dessen Freund, der Schönling Coxtemexi, und ein achtjähriger Knabe. Das hohe, steingemeißelte Götzenbild der Xochiquetzal, der Göttin der Liebe, der Künste und der Blumen, grinste mit sinnlichem Huldlächeln aus einer Altarnische herab auf die drei.

Überlebensgroß thronte die buntbemalte Göttin im granitüberdachten Hintergrunde. Ein vorspringendes Juwel an ihrem Hals flirrte glühblau. Vor dem Altare, ihr den Rücken zukehrend, weinte der Knabe, an Händen und Füßen gefesselt. Einige Schritt von ihm entfernt, zunächst den Treppenstufen, legte der Vom-Himmel-Gestiegene einen gefiederten Pfeil auf seinen Bogen. Sein Körper war hüllenlos — denn nur nackt durfte der Göttin der Opferer nahen — am Boden neben ihm lagen Kleider und Putz, seine Nephrit-Sandalen und sein mit Schmuckfeder-Mosaik verzierter Mantel. Selbigen Tages hatte er auf dem Sklavenmarkt einer Mutter ihr Kind

abgekauft, um es als Blumenopfer der Schirmherrin des Liebesrausches und der Freudenmädchen darzubringen. Jetzt spannte er den Bogen. Und das Geschoß auf die Brust des kleinen Todgeweihten abzuschnellen war er eben im Begriff. Gleichgültig, als Unbeteiligter, schaute sein Freund Coxtemexi der Opferhandlung zu.

Große Tränentropfen sickerten über die Kindesbemalung schmaler leidverzerrter Wangen, und ein Gewimmer kam aus Knabenlippen.

Prinzessin Perlmuschel hatte sich plötzlich vor den Knaben gestellt und schützte seinen Leib mit ihrem schöngestalteten, geheiligten Königstochterleib.

Sie war ja aus Tezcuco gebürtig, der Stadt der Freidenkenden. Wie ihr verstorbener Vater, der Herr des Fastens, wie Papan, die Auferstandene, und wie die Schwarze Blume, war auch sie eine Adeptin der Geheimlehren vom weißen Dulder Quetzalcoatl, dem Kreuzträger, dem Heilbringer. Einhalt zu tun dem Blutwahnsinn der Völker Anahuacs, war das Lebensziel des Herrn des Fastens gewesen; gescheitert war er an der Übermacht der Priesterschaft und am Starrsinn Montezumas, der nur im Grausen der Menschheit den erdbebensicheren Unterbau seiner Herrschaft sah. Von der Hoffnung, der für ihn nimmermehr erfüllbaren, hatte der verstorbene König Schößlinge in die Herzen seiner Kinder gepflanzt.

„Schenke mir den Knaben!“ sagte die Prinzessin ruhig.

Der Vom-Himmel-Gestiegene lächelte feindlich und traurig zugleich. Sein Wille war, bevor sie gesprochen,

an der funkelnden Glut ihrer Blicke geschmolzen. Nunmehr verhärtete er sich wieder, gereizt durch den gebietenden Tonfall ihrer Worte. Die entspannte Bogensehne spannte sich von neuem; und blitzschnell zielte er. Ja, er war wohl imstande, durch sie hindurch das Kind zu treffen . . .

Sein Begleiter Cortemeri und der Tempel-Feger stürzten auf ihn zu, entrissen ihm den Bogen. Cortemeri hatte die Umstehenden gemustert und begriffen, daß ihre Teilnahme nicht auf Seiten des mexikanischen Prinzen war: der Gelehrte und der Dichter hielten zu Quetzalcoatl, der junge König verehrte die Prinzessin, der Tempel-Feger liebte sie und Prinz Ohrring-Schlange war ihr Bruder. Ein entgleitender Pfeil hätte ein Gemetzel zur Folge gehabt. Obgleich ein Höfling und Speichellecker, hielt es Cortemeri doch für klüger, dem launischen Jüngling entgegenzutreten, um sich mit seinem augenblicklichen Zorn künftigen Dank zu erringen. Lange redete er flüsternd in ihn ein.

„Ich sterbe vor Gram," schrie der Vom-Himmel-Gestiegene auf, „und ihr alle wünscht meinen Tod! Gestört ist mein Opfer; nie wieder nimmt die Göttin ein Opfer von mir und nie mehr erhört sie mein Flehen!"

Dann bedeckte er das Gesicht mit einem Zipfel seines Mantels und zuckte, geschüttelt von Schluchzen.

„Wer und wo auch immer die Quetzalfeder sei, nach der du dich krank sehnst, sie wird dein sein, bald!" sprach der Tempel-Feger zum Prinzen. „Ich weiß einen Rat, der dein Herz erhellen wird wie eine leuchtende

Fackel. Doch nicht hier werde ich die Fackel entzünden. Es ist spät; und ehe wir heimkommen, wird es früh sein."

Alle horchten auf. Die Muscheltrompeten des Haupttempels von Tenuchtitlan verkündeten die Mitternacht. Ihr dumpfer Posaunenton rollte über die Wasserfläche wie ein schwarzer Nebel daher.

„Schenkst du mir den Knaben?" wiederholte die Prinzessin ihre heischende Bitte.

Der Vom-Himmel-Gestiegene nickte nur stumm und schritt mit seinen beiden Tröstern die Treppe hinab. Auch der junge König brach auf. Seine Einladung mißachtend, nahm der Sohn Montezumas mit Coxtemexi im Kanoe des Tempel-Fegers Platz.

Trotz seiner Trunkenheit war der Spinner der Prinzessin behilflich, die Agavehanf-Fesseln an den Händen und Füßen des Knaben zu lösen. Und da der völlig erstarrte Knabe nicht schreiten konnte, trug er ihn hinab auf die schwimmende Insel.

Die zehn nackten Sklavinnen hoben — gleicharmig und gleichschenkelig aufrecht stehend — die Ruderstangen und ließen sie mit Geplätscher in die Flut gleiten. Das Kanoe fuhr nebenher, stets an jener Seite, wo Perlmuschel mit dem Knaben saß und ihm Ananasstücke in den Mund steckte, als wäre er ein eben gekauftes Hündchen, das sie an sich gewöhnen wollte.

Sie fragte das Kind: „Wie wirst du genannt?"

„Menschen-Puma," antwortete der Knabe.

29.

Der der Bucht vorgelagerte Holm verhinderte den freien Ausblick auf den Schilfsee. Als sie zwischen beiden Inseln hindurchgefahren waren, prallten sie fast zusammen mit zwei großen Nachen. Auch deren Führer schien die Begegnung weder erwartet noch gewünscht zu haben: er versuchte erst die Fahrtrichtung zu ändern. Man war sich indes schon zu nahe gekommen, und die mondhelle Nacht hätte ein heimliches Entweichen nicht begünstigt.

Kein Zweifel, daß die beiden Nachen von Tezcuco kamen und nach Tenuchtitlan steuerten. Was mochten sie bergen? Sie waren überfrachtet — bis dicht unter den Bootsrand leckten die Wellen — und zudem war die Ladung geheimnisvoll mit Tüchern überdeckt.

Nur je ein Ruendersklave war zu sehen; und an der Spitze des vorderen Kahnes stand ein Mann mit einem strahlenförmigen Helmschmuck aus Kotingafedern. Ohrring-Schlange erkannte seinen Bruder Cacama, den Edlen Traurigen.

Was hatte das zu bedeuten? . . . Die unausgesprochene Frage beantwortete ihm der trunkene Dichter; denn die andern ahnten und schwiegen.

„O großer Krieger Ohrring-Schlange," sagte der Spinner, „dein Bruder muß den Brautpreis zahlen für die Tochter des Herrn der Welt . . ."

Der junge König von Tlacopan wollte den Trunkenen nicht weiterreden lassen — obgleich er innerlich selbst empört war: was heute Tezcuco geschah, mußte ja morgen

Tlacopan leiden. Er verwies den Dichter zur Ruhe; dieser aber ließ sich nicht beirren.

„Das Gerücht schleicht auf Fuchsfüßen und kam auch an mein Haus. Der Goldschatz des Herrn des Fastens liegt zur Hälfte schon in . . ."

Die übrigen Worte ertranken im Wirbel der Geschehnisse. Mit einem mächtigen Satz, wie ein Raubtier, war Ohrring-Schlange hinüber in den vorderen Kahn gesprungen und riß nun die hüllenden Decken weg. Der Hort von Tezcuco glitzerte glühgolden empor im Mondenlicht. Ohrring-Schlange wandte sich wutzitternd an seinen Bruder.

„Dieb! Dieb!" schrie er dem König von Tezcuco ins Gesicht.

„Ich liebe dich, Ohrring-Schlange!" sagte der Edle Traurige hoheitsvoll. „Darum rede, was du willst, und ich werde nur hören, was ich will! Aber eins wisse: ich schütze unseres Vaters Goldschatz, daß kein Dieb daran rühre!"

„Bring das Gold in unser Schatzhaus zurück!" schrie Ohrring-Schlange.

„Nein, nirgend als in Mexico ist es sicher vor der Schwarzen Blume", erwiderte der Edle Traurige. „Und nun geh, verlaß mein Boot!"

Ohrring-Schlange antwortete nicht und starrte nur mit blutunterlaufenen Augen. Seiner gewürgten Kehle entrang sich ein heiser gröhlender Laut. Einen Obsidian-Dolch aus seinem Gurtgehänge herausschnellend, stürzte er auf den Bruder zu und stach auf ihn ein.

Der Edle Traurige war äußerst gewandt; daher entging er durch eine blitzschnelle Bewegung dem Todesstreich. Aber er war schwer an der Schulter verwundet und sank blutüberströmt nieder.

Vier versteckt gewesene Krieger standen plötzlich neben Prinz Ohrring-Schlange und hielten ihn, wie man einen Kriegssklaven festhält.

„Tut ihm nichts! Gebt ihn frei! Ich will es!" sagte der Edle Traurige. „Laßt ihn unbehelligt zu seinen Freunden zurückkehren!"

Die schwimmende Insel war inzwischen so nah herangerudert, daß Ohrring-Schlange ohne Sprung hinübersteigen konnte. Und er tat es; wie ein Besiegter. Das Blut und die Großmut seines Bruders quälten ihm das Herz ab.

Mit raschen Ruderstößen entfernten sich die goldbeladenen Nachen.

„Edel ist mein Bruder Cacama", rief Ohrring-Schlange dem Entschwindenden nach. „Und weil er edel ist, wird es ihn mehr schmerzen als eine Fleischwunde, daß er heute um eines Weibes willen seinen besten Freund verlor!"

Die fast flehentlichen Worte irrten ohne Echo über den See.

Da erhob sich Prinzessin Perlmuschel:

„Höre auch deiner Schwester Warnungsbitte an, Cacama!" rief sie. „Gib unser Erbe nicht hin als Kaufpreis für die Tochter Montezumas! Geschieht das aber, so sei deine Ehe verflucht! Und beim Namen des Mon-

des und beim Namen des Wassers tue ich dies Gelöbnis: falls du die Tochter Montezumas so bezahlt zum Weib nimmst, lasse ich mir auf dem Schlangenberg-Tempel den Edelstein aus der Brust schneiden! Und zum Wahrzeichen, daß ich mein Gelöbnis halten werde, trinke ich dies Wasser!"

Feierlich hatte sie gesprochen, feierlich kniete sie nieder, schöpfte aus dem See eine Hand voll Wasser und führte den Schwurtrank an ihre Lippen. Bedrückend still pochte das Herz der Welt. Der Mond und der See waren Zeugen ihrer Worte und ihrer seltsamen Tat.

30.

Während der Rückfahrt entfernte sich das Kanoe nach und nach aus dem Bannkreis der Prinzessin. Der Tempel-Feger wollte an die Ausführung von Plänen gehen, von denen er wohl wußte, daß sie den Beifall der rechtlich Denkenden auf dem schwimmenden Garten nie finden könnten.

Mit seinem Versprechen, dem mexikanischen Prinzen einen Rat zu erteilen, war es ihm anfänglich nicht ernst gewesen. Aus der Not des Augenblicks geboren, hatten seine Worte nur das Ziel gehabt, das Kindesopfer zu hindern, zumal die Geliebte es gehindert zu sehen wünschte. Um eine nachträgliche Ausrede wäre er nicht verlegen gewesen. Was aber inzwischen vorgefallen, ängstigte ihn über die Maßen und zwang seinen erfinderischen Geist, nun doch einen Rat zu ersinnen, der, scheinbar dazu bestimmt, die Schwermut des Montezumasohnes zu lin-

dern, in Wahrheit nichts weniger bezweckte, als Cacamas Ehe mit Prinzessin Maisblüte zur Unmöglichkeit zu machen.

Die Sorge um das Leben der Geliebten war der treibende Stachel. Daß Perlmuschel ihr Gelübde vollbringen würde, fühlte er mit schrecklicher Gewißheit, und daß sie nicht zaudern werde, am Tage von Cacamas Hochzeit den Schlangenberg-Tempel hinaufzusteigen und unabwendlich, zur Göttin geworden, alle jammervolle Marter auf sich zu nehmen, um durch ihr Leid den Bruder ins Herz zu treffen. Was sie angedroht, war von vielen schon — vor ihr — freiwillig erlitten worden. Sie würde nicht die erste sein, die vom Volk angebetet, geschlachtet und verspeist wurde.

Jedes Mittel war ihm recht, wenn es die Königstochter vor der Selbstvernichtung bewahrte. Viele Möglichkeiten schwebten schwankend vor seinem Auge, formten sich zu Gestalten und zerflossen wieder in Luft wie Geisterschatten über einem Dreifuß. Sie alle verwarf er bis auf eine, eine teuflische.

Durch einen zufällig aufgefangenen Blick war ihm vor Tagen offenbar geworden, wohin die Sehnsucht des Prinzen sich verirrt hatte. Dies Geheimnis war die Leiche, über die er das Gebäude seines Planes aufmauerte.

Aber an der Tat selbst und an ihren Folgen durfte er nicht teil haben. Gefährden zu sehr ausgesetzt als Unheimischer und Gast am fremden Königshofe, konnte er Montezumas Gunst nicht aufs Spiel setzen, ohne

die grausigste Bestrafung zu gewärtigen. Es mußte verschleiert bleiben, daß er der Urheber des Unheils war.

Seine Mithilfe war auch nicht nötig. Genügte es doch, daß er das Gift ins Gemüt des Jünglings träufte. Auch ohne ihn würde das Gift fortwirken . . .

Er erzählte ihm also von einem jungen Adligen in Huexotzinco, der krank vor Liebe war; und er ließ durchblicken, daß er selbst es gewesen. Der junge Adlige sah den Tod vor Augen, da, was er auch unternahm, die Geliebte, eine verheiratete, hochangesehene Edelfrau, für ihn unnahbar und unerreichbar blieb. Weil er nun fühlte, daß er an seiner Qual zugrunde ging, beschloß er durch eine frevelhafte Tat seinen Liebesdurst zu löschen und sodann zu sterben, das Himmelsglück mit der Strafe des Himmels erkaufend. Er verschaffte sich den Putz eines dem Opfertod Geweihten; und als Gott geschmückt und gekleidet kam er zur Geliebten. Sie unterstand sich nicht, durfte sich nicht unterstehen, einem Gotte ihre blühende Schönheit zu versagen. Die Strafe aber, die erwartete, blieb aus. Denn die Götter sind der Liebe untertan wie die Erdgeborenen; und da sie selber Ehebrecher sind, richten sie mild über Liebesfrevel . . .

Nachdem der Tempel-Feger mit diesem Drachengift das Jünglingsherz geätzt hatte, stieg er im südöstlichen Stadtviertel Teopan an einer steinernen Kanalbrücke aus und ließ die zwei Freunde allein weiterfahren.

Auf der Mitte der Brücke stehend, blickte er den bei-

den nach. Er sah, wie der käufliche Coxtemexi vom Prinzen ein rubin-blitzendes Armband entgegennahm.

Der Tempel-Feger nickte zufrieden.

31.

Beim mexikanischen Frühlingsfest wurde Jahr für Jahr zu Ehren des Gottes Tezcatlipoca der Gott Tezcatlipoca getötet, nachdem ihm gestattet gewesen, vom Frühling bis zum Frühling jegliche Wonnen des Daseins auszukosten. Und alljährlich, gleich nach dem Tode des Gottes, erstand ein neuer Gott. Unter sämtlichen Kriegssklaven Mexicos wurde er, der Schönste, gewählt, fehlerlos an Geist und Körper. Acht Jünglinge waren ihm beigegeben, die von seinen Fersen niemals wichen. Und ein hoher Würdenträger erhielt den Auftrag, den Gott zu erziehen. Denn dieser mußte lernen, wohlgesittet zu schreiten und zu grüßen und Blumen und Räuchergefäße anmutig wie ein König zu halten und süße, wehmütige Tonreihen auf der Flöte zu blasen. Nachdem der Gott erzogen war — das geschah in wenigen Wochen — wurde der Gott zum Gott. Vier Mädchen, die man mit den Namen von vier Göttinnen benannte, gab man ihm zu Begleiterinnen, als seine vier Gattinnen für ein kurzes Jahr. Die Menschen, die ihn kommen sahen, warfen sich zu Boden vor ihm und küßten die Erde. Auch der König betete ihn als das oberste der Himmelswesen an und beschenkte ihn mit der prunkvollen, reich gestickten Gewandung und den Emblemen Tezcatlipocas. So ging der Gott fortan als Gott gekleidet. Sein linkes Bein war bis zum Schenkel

hinauf kohlschwarz bemalt; er trug goldene Schellen und Glöckchen an den Sandalen und im Kopfschmuck weiße Truthahnfedern. Offen fiel das strähnige Haar bis auf die Hüften herab.

Begleitet von seinen acht Knaben und seinen vier Mädchen ging er bei Tag und bei Nacht durch die Straßen der Stadt, ging flötespielend und tanzend von Haus zu Haus, und keine Tür verschloß sich ihm, keine. Nichts war ihm verwehrt, alles war ihm gestattet, denn er war der Gott.

Die letzte Woche vor dem Frühlingsfest wurde er tagaus, tagein mit seiner Flatterschar zu strahlenden Gastereien geladen. Und dann — ja dann setzte man ihn in eines der königlichen Boote und gab ihm die vielerlei Flöten mit, die ein Jahr lang seine Freude gewesen. Auch die vier Mädchen durften mit ihm über den Schilfsee fahren, ihm Trost zuzusprechen. In der Nähe Iztapalapans landeten sie, und ihn verließen seine vier Gattinnen, kehrten heim nach Tenuchtitlan; er aber stieg dort am Seeufer eine kleine unansehnliche Tempel-Pyramide hinan, und bei jeder Stufe, die er stieg, zerbrach er eine der Flöten.

Und sobald er oben angelangt war, packten ihn die Priester und vergossen sein Edelsteinwasser: sein Blut.

32.

Die hochentwickelte Kalenderwissenschaft der Mexikaner bediente sich der Astronomie, um der Astrologie zu dienen. Dasselbe Volk, das mittels Schalttagen das Son-

nenjahr zum Sternjahr machte, nahezu fehlerlos wie kein Volk der Erde vor ihm, und an seinem reichen Sternbilderhimmel das Fortrücken der Planeten und ihre verschlungenen Bahnen beobachtend, Venusperioden von vierhundertundsechzehn Jahren errechnete, — dasselbe Volk mißbrauchte dieses hohe Wissen, um seine abergläubische Furcht vor dem an die Stunde gebundenen Unglück zu beschwichtigen. Von den zwanzig Tagen des aztekischen Monats führte jeder Tag einen Namen, war mit einem Heil oder Unheil kündenden Vorzeichen versehen.

Zum zweitenmal hatte der Zornige Herr — nach langer Beratung mit seinen Hofsterndeutern — einen besonders glückhaften Tag für das Hochzeitsfest seiner Tochter gewählt; und zum zweitenmal mußte die Verehelichung wieder verschoben werden, da der Bräutigam, König Cacama, krank darniederlag. Die von Prinz Ohrring-Schlange geschlagene Schulterwunde hatte sich entzündet.

Der neue Aufschub war dazu angetan, Montezumas verdüstertes Gemüt noch mehr zu verdüstern. Nicht, daß er sich um den Edlen Traurigen sorgte, der jung und zäh war. Was ihn niederdrückte, war die augenscheinliche Mißgunst des Geschickes —: die Himmlischen waren erzürnt und verwarfen immer wieder die glückverheißende Wahl, die er sorgsam abwägend getroffen; das erwartete Heil des Tages zerrann ungenutzt . . .

Einer der großen Steindämme Tenuchtitlans führte über die Lagune zu dem auf dem Westufer gelegenen Felsenschloß Chapultepec. Hier lebte mit ihrem Hofstaat die Braut des Edlen Traurigen, Prinzessin Maisblüte.

Und allmorgendlich, wenn tauglitzernd die Zedern und Zypressen des Felsengartens sich röteten im ersten, frühkühlen Sonnenstrahl und die Goldkäfer auf den Muskatrosen zu funkeln begannen, ließ sie sich in ihrer schönen Sänfte die porphyrblanken Treppenstufen der — einander übergelagerten — Gartenterrassen hinab und über die Lagune tragen, um im Großen Palast ihrem kranken Verlobten einen Blumenstrauß zu reichen.

Auf dem Wege kaute sie weißes aromatisches Tzictli-Harz. Alle aztekischen Mädchen und Frauen, wenn sie nicht gerade beim Essen, Plaudern oder Singen waren, kauten immerwährend das weiße, aus der Frucht-Milch des Zapote-Baumes gewonnene Harz, mit welchem sie ihren Atem durchsüßten. Trauernde freilich taten es nicht; doch die Prinzessin, strahlend schön wie die morgenjunge Welt ringsum, war keine Trauernde. Das Klappen der Zähne — leis klirrend wie Bachkiesel und gleichmäßig wie ein Tropfenfall — nahm nichts der orchideenhaften Zartheit ihrer Wangen, nichts ihrem wundervoll geschwungenen Zinnobermunde, und noch befremdlicher erschien dadurch die rätselhafte Kühle im Glanzblick ihrer langbewimperten Augen, die schlackenrein den erdfernen Gleichmut ihrer noch unerweckten, noch verpuppten Seele widerspiegelten.

Sie war dem Herabstoßenden Adler versprochen gewesen und war nun eines anderen Braut. Guatemocs entsann sie sich kaum noch: zu selten hatte sie ihn gesehen und war ein Kind, als er ins Südland Guatemala zog. Aber so wenig ihr Herz um den Herabstoßenden Adler Leid trug, so wenig auch lachte es dem neuen

Verlobten entgegen. Ungefragt war sie versprochen worden, diesmal wie ehedem. Und sie selbst hatte sich noch nicht befragt und nicht ausgeforscht.

Wohl wußte sie, daß der Edle Traurige ein Held sei, an Klugheit, Tapferkeit und Hochsinn dem Herabstoßenden Adler kaum nachstehend. Sie fühlte sich sicher und geborgen in seiner Nähe und hatte ihn gern, weil er ihr blutsverwandt war und weil ihr Vater ihn ins Herz geschlossen. Das aber konnte sie nicht, konnte nicht ihn lieben, konnte nicht an seiner stäten Leidenschaftlichkeit entflammen. Die Flügel ihrer Seele lagen noch zusammengefaltet..

Eine Pflicht erfüllte sie, indem sie täglich am Krankenbette weilte.

Die ersten Male hatte sie sich begnügt, Sträuße gelber Federnelken und weißer Seerosen auf das Lager des Irredenden zu legen. Denn in der Geistesverwirrung des Wundfiebers erkannte der Edle Traurige seine Braut nicht. Später, als das Fieber schwand, blieb sie länger bei ihm sitzen in stummer Selbstversunkenheit, da er zu matt war, Reden mit ihr zu wechseln. Nach acht Tagen war er, der Gefahr entronnen, ein Genesender; und nun vertraute er ihr an, was er vor Montezuma geheim halten wollte: daß er ihretwegen von seinem Bruder die Wunde erhalten, daß sein Bruder ihretwegen ihm zum Feind geworden und nun spurlos seit jener Nacht verschwunden war.

Sie schwieg dazu und lächelte ihr Rätsellächeln. Dank wurde von ihr erwartet, und sie fühlte keine Dankes-

regung. Sie hatte sich nicht zwischen die Brüder gestellt, sie hatte den Hort von Tezcuco nicht gefordert. Man bezahlte sie ohne ihr Zutun, man bezahlte sie überteuer — und das war ehrend und kränkend zugleich. Unbeteiligt kühl, unergründlich, blieb ihre Schönheit eine gleißende Maske.

Cacama war enttäuscht. Was sie ihm nähern sollte, schien sie von ihm zu fernen . . .

Bevor die Sonne im Zenith stand, pflegte die Prinzessin nach Chapultepec zurückzukehren. Und die Nachmittage verbrachte sie damit, Opferkuchen in Gestalt von Schmetterlingen aus Maisteig zu kneten und zu backen und sie vor den Laren des Hauses — kleinen aus Ton gefertigten Götterbildern — niederzulegen. Nach Sonnenuntergang aber schritt sie singend mit ihren Mädchen durch den schlaftrunkenen Garten, und allabendlich betrachtete sie das überlebensgroße Steinbild ihres Vaters, das vom berühmtesten aller Steinmetze und seinen Gehilfen damals gerade an der südlichen Felswand Chapultepecs ausgemeißelt wurde und schon nahezu vollendet war. Sie trat abends vor das Bild, weil sie es ungestört betrachten konnte um diese Zeit, während tagsüber viele Prinzen sich einfanden, der Arbeit der Bildhauer zuzuschauen und sie mit Glossen zu begleiten. Der sonst streng verschlossene Terrassengarten von Chapultepec war jetzt auf besonderen Befehl des Zornigen Herrn, dem die Anteilnahme des Hofes schmeichelte, allen Adligen königlichen Blutes in den Tagesstunden zugänglich gemacht. Unziemlich wäre es gewesen, hätte sich die

Prinzessin unter die Jünglinge gemischt und ihre hehre, auf goldenen Sandalen schwebende Schönheit begehrlichen Blicken und Worten preisgegeben.

33.

Mit dem Felsenbildnis hatte es eine eigene Bewandtnis. Auf der Nordseite Chapultepecs, auf senkrecht abstürzender Felswand, waren zwei der Vorgänger Montezumas, König Himmelspfeil und König Wassergesicht, übergroß in grellbunt bemaltem Flachrelief dargestellt, mit hocherhobenem Arm in der Pracht ihrer Insignien, Kleinodien und Schmuckfeder-Kronen den Sonnengott anbetend und umgeben von ihrem versteinerten Ruhm, den in Granit geschriebenen Annalen ihrer Großtaten. Die Bilder waren jeweils errichtet worden, nachdem diese Könige am Ende ihrer Blutlaufbahn erkannt hatten, daß der Schädelberg im Hofe des Großen Tempels nur mählich zum Himmel emporwuchs, und deshalb, um sein Anwachsen zu beschleunigen, die mächtige Adlerschale — die Opferblutplatte — durch eine noch mächtigere ersetzen ließen. König Himmelspfeil überbot seine Vorgänger; und ein Wunder schien es, daß es König Wassergesicht noch gelang, König Himmelspfeil zu überbieten. Schwierig genug war es, einen geeigneten Granitblock zu finden und ihn, geformt und sauber bearbeitet, aus den Brüchen bis an den Fuß der großen Tempel-Pyramide zu schaffen; dort freilich blieb er Monate liegen; undenkbar, den ungeheuren Block, welchen zehn Mann kaum umspannen konnten, auf die Plattform der berghohen Pyramide und

auf den hügelhohen Altar daselbst zu heben. Doch der Wille des Königs Wassergesicht hob die Adlerschale hinauf, als wäre sie ein Becher in seiner Hand.

Dafür wurde er von der dankgerührten Priesterschaft und vom Weiblichen Zwilling ersucht, ehe er von dannen gehe ins Reich der Sonne, sein Bildnis, wie es bei gleichem Anlaß sein Vorgänger getan, auf den Felswänden Chapultepecs der Welt zu hinterlassen. König Wassergesicht willfahrte den Bitten. Alsbald aber nach Vollendung des Bildwerkes starb er. Denn, um sein Bild und gleichzeitig auch die neue Adlerschale mit Edelsteinwasser zu weihen, hatte er Myriaden von Opfern die Brust aufgeschnitten, einigen hundert mit eigener Hand; — die Überanstrengung und das im Übermaß genossene Menschenfleisch und getrunkene Menschenblut wurden ihm zum Verhängnis.

Da vor ihm auch König Himmelspfeil unmittelbar nach der Einweihung seiner Adlerschale und seines Bildes verschieden war, hielt eine abergläubische Scheu spätere Könige davon ab, für einen jähen Tod die Unvergänglichkeit im Steine zu suchen.

34.

Auch Montezuma wäre durch diese Scheu abgehalten worden, hätte sein verängstigtes Volk ihm nicht den Beschluß abgerungen, durch ein unerhörtes Geschenk die verlorene Gunst des Himmels zurückzukaufen.

Es war zur Zeit, als die ersten Berichte über die Wasserhäuser und die ans Land gespülten weißen Götter

nach Mexico gelangten. Obzwar Montezuma die Verbergung der Schreckenskunde anbefohlen hatte, ließ sie sich doch nicht fangen und ersticken wie eine Flamme; sie schwelte auch unter hüllender Decke, loderte auf und lief bald wie ein Feuerbrand durch die Ortschaften Anahuacs.

Da wurde eines Tages Montezuma gemeldet, in einem der Höfe des Großen Palastes seien die Greise Mexicos versammelt und tanzten. Er begab sich hin mit seinen Krüppeln und Narren, dem Tanz der Greise zuzuschauen. Die Siebzigjährigen waren die jüngsten, es waren meist Achtzigjährige und Neunzigjährige, die sich da eingefunden hatten, durch ihren Tanz das Herz des Weltkönigs zu erschüttern.

Sie trugen lange Gewänder und hielten in der einen Hand eine Blume, in der anderen eine Kürbisrassel. Nachdem sie mit altersschwachen Schritten — im Kreis um einen hockenden Trommelschläger — sich trennend, sich kreuzend, sich vereinend, ihren feierlichen Umzug, der einem Totenzug ähnlich sah, vollführt und jeder von ihnen sich vor den vier Windrichtungen verbeugt hatte, fragte sie Montezuma nach ihrem Begehr.

„O Großer König, o unser Vater!" sprachen die Greise „Der Himmel birst, die Erde klafft! Unersättlich ist der Durst der Götter! Zu klein ist das Gefäß, daraus du ihnen zu trinken gibst!"

Ohne Stirnrunzeln entließ Montezuma die Greise und ließ sie reich beschenken. Dann ordnete er schwermutsvoll an, die Adlerschale durch eine neue größere zu er-

setzen und sein Bild in die Felswand Chapultepecs zu meißeln.

35.

An einem schwülen Nachmittage befand sich Prinzessin Maisblüte in einer an der Nordseite der untersten Gartenterrasse Chapultepecs zwischen den beiden alten Steinbildnissen König Himmelspfeils und König Wassergesichts in das Felseninnere führenden, natürlichen, sehr geräumigen und feuchtkühlen Grotte. Aus dem Höhlendunkel gesehen, erschien die sonnendunstgebleichte Lagunenwelt draußen, fernhin schimmernd bis an den weißen Strand von Tezcuco und bis nach Otompan und Teotihuacan hin, wie überdeckt von einem bebenden, diamanten glitzernden bläulich-weißen Spitzenschleier. Die Prinzessin war allein, beschäftigt damit, der Göttin Sieben-Schlange eine Opfergabe zu bereiten. Vor der Grotte, unweit vom Eingang, saßen auf dem Rasen im schwerblütigen Schatten hoher Magnolien-Hecken ihre Gefährtinnen und sangen sonnenschläfrig den heiligen Sommertag an.

Die von der Prinzessin bereitete Opfergabe war ein gebratener und gebackener Frosch, am Gesicht blau geschminkt und von den Lenden abwärts mit einem buntgewirkten Mädchen-Röckchen bekleidet. Die Prinzessin hatte dem toten Tier das Röckchen bereits umgebunden und war eben dabei, mit einem feinen Pinsel den Kopf des Frosches blau anzumalen.

Da kam eine ihrer Gefährtinnen in die Grotte herein-

gestürzt, furchtbebend, atemlos. Der Gesang draußen war verstummt.

„Der Gott . . ." stammelte das Mädchen.

„Welcher Gott? Und was tat er dir?" fragte die Prinzessin ruhig, doch sichtlich verstimmt darüber, daß man sie beim Opfer zu stören wagte.

„Welcher Gott?" wiederholte sie ihre Frage, da das Mädchen nicht gleich eine Antwort fand.

„Tezcatlipoca kommt zu dir!" schrie das Mädchen gell und stürzte hinaus. Ihr Schrei brandete an den Grottenwänden, und seine gepeitschten Wellen wollten sich nicht glätten.

Erstaunt blickte die Prinzessin nach dem Grottenausgang, wo das Mädchen verschwunden war. Und nun sah sie ihn, den Gott. Jünglinghaft stand er gegen das flirrende Licht, sein linkes Bein geschwärzt bis an den Schenkel, an den Sandalen goldene Glöckchen und Schellen, im Kopfschmuck die weiße Truthahnfeder. Ja, es war Tezcatlipoca, der oberste der Götter. Offen fiel sein langsträhniges Haar ihm auf die Hüften herab; sein Antlitz war durch eine Goldmaske verdeckt.

Er schritt auf die völlig Gelähmte, Willenberaubte, in Bangnis Verlorene zu, nahm sie bei der Hand und zerrte sie in den inneren, lichtlosen Teil der Grotte . . .

Als nach geraumer Zeit die Gefährtinnen der Prinzessin in die Grotte zu blicken wagten, war der Gott verschwunden. Vom Seeufer her hörte man sein schwermütiges Flötenspiel, dort schritt er mit seinen vier Gattinnen und seinen acht Begleitern. Die Tochter Monte-

zumas aber stand wie vordem nahe beim Höhleneingang über einen hölzernen Teller gebeugt, auf welchem ein mit einem Mädchen-Röckchen bekleideter Frosch lag.

Sie hatte einen feinen Pinsel in der Hand und bemalte mit blauer Farbe den Kopf des gebackenen Frosches.

36.

Als der Sonnengott, das Kind der Zeit, der Adler mit den Feuer-Pfeilen, am nächsten Morgen aus Gletscherschnee emporstieg, saß Maisblüte wieder in ihrer zierlichen Sänfte und ließ sich die Porphyrtreppen der Gartenterrassen hinab und über den Steindamm der Lagune tragen. Anstatt aber wie sonst den Weg nach dem südwestlichen Stadtviertel Moyotla zu nehmen, wo im Großen Palast König Cacamas Krankenlager war, bogen die Sänftenträger nach Norden ab. Durch das Gassengewirr des ärmlichen Stadtviertels Cuepopan über zeltbeschattete Plätze und über zahllose Kanalbrücken trugen sie die Prinzessin nach Tlatelolco. Im Palastgarten der Königsschwester Papan setzten sie die Sänfte nieder. Maisblüte stieg aus und betrat das Schloß.

Kaum ein halbes Jahr war vergangen, seit Montezuma, vom Herrn des Fastens und der Schwarzen Blume ans Bett der Auferstandenen gerufen, aus ihrem Munde vernommen hatte, was sie in der Niederwelt erlebt: wie sie von Itzpapalotl, dem furchtbaren Obsidian-Schmetterling, verfolgt, am Rande des wildschäumenden Bergstromes gehalten und gestützt worden war vom bleichen

Gotte, der ihr sodann das Fürstengefängnis, an welchem Hirschmenschen bauten, und das Schädelgebirge zeigte, und sinndeutend erklärte. Montezuma hatte sich, ohne Abschied von seiner Schwester zu nehmen, grausend abgewandt wie von einer Leichenschau. Sein Befehl an ihre Mägde, die Kranke zu pflegen und streng zu hüten, machte Papan fortan zu einer lebend Eingemauerten. Nie mehr seit jenem Tage besuchte er sie und fragte auch nie mehr nach ihr. Wäre sie zum zweitenmal gestorben, es hätte ihm niemand zu melden gewagt.

Sie blieb eine Kranke, obgleich sie nicht mehr krank war. Das Fieber, das sie aufs Lager niedergeworfen nach den Erschütterungen der Schauernacht, das Fieber ihres Körpers war in kurzer Zeit geheilt, aber nicht das Fieber ihres Herzens. Wie ihr eigener blasser Schatten wandelte sie durch die leeren gähnenden Säle des einstigen Königspalastes von Tlatelolco, eine Gefangene ihrer Dienerschaft. Ganze Wochen konnte sie bildstumm dasitzen, wenngleich ihre Augen sagten, daß sie fühlte und wußte und litt. Zu anderen Zeiten konnte sie gesprächig sein, lächeln, ja lachen sogar. Dann wiederum hatte sie Tage, da war sie verwandelt, eine gänzlich andere. Der Gott — ihr Gott — redete durch sie, kündete das Nahe, Unabwendbare. Nicht ihre, eine fremde, harte Stimme kam aus ihrem Munde. Ihre Umgebung aber hielt sie für wahnsinnig. Fünf Frauen mühten sich ab, sie zu bändigen, wenn sie, durch die Palastsäle rasend, die Orakelsprüche ihres bleichen Gottes in die Welt hinausschrie. Eines Tages gelang es ihr,

sich den Umklammerungen der Pflegerinnen zu entwinden und, aus dem Schloßgarten entweichend, in die Stadt zu fliehen. Von einer Volksmenge umringt, irrte sie singend durch die Gassen. Die ihr nacheilenden Hüterinnen wurden vom Volk bedroht. So kam sie mit dem großen Haufen vor den Palast Montezumas, laut nach ihm rufend. Aber der Zornige Herr trat nicht heraus, die Heilige zu begrüßen, wie das Volk erwartet hatte. Vielmehr ließ er sie durch seine Leibwache an Händen und Füßen gefesselt nach Tlatelolco schaffen.

Prinzessin Maisblüte war nun heute zu Papan gekommen, um in ihrer Seelenbedrängnis sich Rat von der Seelenkranken zu erbitten. Trotz der Abneigung Montezumas gegen seine Schwester, wurde Papan von jedermann als Heilige verehrt, nicht nur vom Volke. Für Maisblüte war sie immer die liebste ihrer Verwandten gewesen. Schrie der Gott nicht aus ihr — und selten waren die Tage ihrer Gesichte — so mochte man glauben, daß eine Gottheit sanft und verständig und gütig aus ihr rede.

Doch Maisblüte hatte einen nicht glückhaften Tag gewählt. Als sie durchs Tor trat, schollen ihr aus dem Innern des Palastes wilde Rufe entgegen, und während noch der Torhüter ihr bedeutete, daß die Kranke heute von der Begeisterung ihres Gottes erfüllt sei, bot sich ihr ein erschütternder Anblick. Papan kam hereingewankt, an beiden Armen von ihren Frauen umklammert und gestützt, mit einem schmalen Streifen weißen Schaumes an den blutleeren Lippen und mit weit aufgerissenen, aus den

Höhlen tretenden Augen. Ihre gellenden Aufschreie gingen durch Mark und Bein.

„Wehe über dich, du Tochter Montezumas!" schrie Papan, als sie ihre Nichte gewahrte. „Wehe über dich und deine Schwestern, die Mädchen und Frauen Mexicos! Bald wird der Komet bei Tageslicht scheinen, und die Sonne wird erbleichen und sich schwärzen vor ihm, der wie ein glühender Besen Tenuchtitlan fortfegt! Die Fratzen der Finsternis steigen aus dem Westhimmel herab auf die Erde — siehst du sie nicht? Die Heerscharen der weißgesichtigen Hirschmenschen kommen vom Meer des Himmels, sie sind schon nahe — siehst du sie nicht? Wo kannst du hinfliehen, Tochter Mexicos? Wer kann dich retten, wer kann dich in eine Truhe legen und verschließen? Zur Hure wirst du werden wie deine Schwestern alle! Deine Verderber lüstern nach dir! Ich weine über dich, du Tochter Montezumas, du armes Freudenmädchen! Sie nehmen dir die Türkisvogel-Stirnbinde vom Haar — und du bist ein Königskind nicht mehr! Sie nehmen dir die gestickte Schulterdecke vom Nacken — und du bist eine Adlige nicht mehr! Sie nehmen dir das Hemd, nehmen dir das Hüfttuch vom Leibe — und du wirst Beischläferin der Fremdlinge, die du Königin aller Königinnen warst! Deine jungen Brüste werden sie betasten, und du mußt es leiden! Der Menge preisgeben werden sie deine Nacktheit, deinen Nabel und deine Schenkel zur Scheibe machen für die Giftpfeile ihrer Augen und ihres Spottes — bis du, wie die letzte der Huren, an den Gassenecken hockst und die Hand bettelnd

ausstreckst nach einer Kakaobohne, du Tochter Mexicos, du Tochter Montezumas! Weine über dich, wie ich über dich weine, o du zerbrochener Smaragd im Netze der Unterirdischen, du zermalmte Goldperle! . . ."

So laut auch Papan sprach, — ihre Worte wurden übertönt vom Gewimmer der Prinzessin. Wild schrie Maisblüte, und immerwährend schlug sie sich selbst mit der rechten Hand auf den offenen, gellenden Mund — wie alle Azteken taten, wenn das Grauen sie packte.

Dann floh Maisblüte wie ein verwundetes Tier hinaus in den Schloßgarten.

37.

Und wie ein verwundetes Tier suchte und fand die Prinzessin ein Versteck im großen Schloßgarten. Verborgen hinter dornigen Agaven und Kakteen, nur von Honigsaugern, Faltern und dem azurnen Himmel droben belauscht, warf sie sich ins Gras, schlug mit den Armen um sich, raufte sich das Haar in wahnsinniger Verzweiflung. Das Schluchzen, dessen Zuckungen ihren Leib durchkrampften, ebbte allmählich ab, und sie wurde fähig, nachzudenken. Immer noch blind von Tränen, sann sie und sann. Schließlich verebbten auch die Tränen. Da gewahrte sie plötzlich, daß, während sie sinnbetäubt dagelegen, ein handgroßer, dunkelbrauner Skorpion an ihren Kleidern emporgekrochen war und nun, augenblinzelnd und den Giftstachel hebend, auf ihrem türkisenen Brustschmuck dicht über ihrem Herzen saß. Entsetzt schnellte

Maisblüte empor und schüttelte das Tier ab. Dieses fiel schwer zu Boden, krümmte mehrmals den Schweif gegen den eigenen Rücken, und entschwand, blitzschnell laufend, zwischen zwei Steinen.

Die Prinzessin hatte sich wiedergefunden. Das Grauen vor dem körperlichen Schmerz hatte den seelischen Schmerz zurückgedrängt. Schnell ordnete sie das zerzauste Haar und die verstaubten Prachtgewänder. Und als sie sich den am Gartentor harrenden Sänftenträgern näherte, drückten ihre Züge einen fast kindlich heiteren Gleichmut aus. Unbeteiligt kühl, unergründlich war wieder ihre Schönheit eine gleißende Maske. Denn zu Mute war ihr, als säße immer hinfort der Skorpion auf ihrem Brustschmuck und wiche niemals, niemals mehr von ihrem Herzen . .

Sie fragte die Sänftenträger, ob sie wüßten, wo der alte Zauberer Zacatzin wohne. Die Tlamamas verneinten, und einer von ihnen entfernte sich, es in der Nachbarschaft zu erfragen. Er kehrte mit der Auskunft zurück, der Alte wohne in der Nähe, hier im Stadtviertel Tlatelolco, jedoch in einer verrufenen Gegend. Trotzdem befahl die Prinzessin, sie in die Wohnung des Zauberers zu tragen.

Erst seit kurzer Zeit machte der Zauberer von sich reden. Zulauf von Plebejern, — armen Frauen, Haussklaven und bescheidenen Handwerkern, — hatte er früher schon gehabt. Doch erst seitdem einige junge Adlige darauf verfallen waren, den vermeintlichen Betrüger spottlüstern aufzusuchen, dann aber, nachdenklich geworden

über sein wundersames Ahnungsvermögen, ihm nachsagten, er stehe mit den Tzitzimimê, den Dämonen der Sterne, in Verbindung, — verschmähten auch hohe Würdenträger und selbst Prinzen es nicht, beim rätselhaften Alten sich Rat zu holen. Alles war Rätsel an ihm: seine Herkunft, sein selbstgenügsames Bettlertum und sein Wissen. Ob er immer in Tenuchtitlan gelebt, ob er, ein Fremder, zugezogen und seit wann und von wo — niemand wußte es.

Der Weg zu ihm führte zuerst an prunkvollen Wohnhäusern der Kaufmannschaft Tlatelolcos vorbei. Eine bunt und ausgesucht geschmackvoll gekleidete Volksmenge füllte die teils an den Kanälen entlangziehenden, teils sie kreuzenden Gassen; und die Sänftenträger mußten immerzu tocne! d. h. Holla! rufen, um sich, ohne anzustoßen, durch ein Gewimmel sich fächelnder, behäbiger, zu Kapellen strömender Bürgerfrauen und mit Sonnenschirmen einherschreitender Handelsherren hindurchzuwinden. Das Straßenbild änderte sich, als man in die Nähe des großen Freudenhauses von Tlatelolco kam. Dieses war vor fünfzig Jahren noch, bevor Tlatelolco Mexico einverleibt wurde, ein Palast des letzten Stadtkönigs, des Dornenreichen Baumes gewesen. Der umfassende Bau, reich an Kammern, Bädern und Lichthöfen, diente seither zur Beherbergung von einigen hundert Freudenmädchen. Um durch lechzende Glutblicke und Zurufe Männer anzulocken, füllten die Süßduftenden — so wurden die Dirnen genannt — die benachbarten Gassen, sorgfältig das Haar gekämmt und geflochten, sauber

in der Kleidung. Die peinliche Sauberkeit der aztekischen Huren war berühmt. Sie standen umher und zeigten kichernd ihre mit Cochenille rot gefärbten Zähne. Manche kauten Tzictli-Harz; und das Zähneklappen klang wie das Klirren von Castagnetten. Halbwüchsig waren viele von ihnen und nur wenige alt; denn die Mädchen, die das Leben des großen Dirnenhauses gekostet hatten, pflegten sich freiwillig für den Opfertod auf der Tempel-Pyramide der Xochiquetzal, der Göttin der Liebe, zu melden.

Vom Dasein solcher Verlorenen hatte Maisblüte wohl gehört, aber noch nie welche mit eigenen Augen gesehen. Und sie starrte nicht minder erstaunt ringsum, als sie erstaunt von den Dirnen angestarrt wurde. Kaum daß einige ehrerbietig ihrer Sänfte aus dem Wege gingen. Hielt man sie doch für eine begüterte Insassin des Tanzhauses von Mexico, wo die den unverehelichten Kriegern zugewiesenen Mädchen vom Staate unterhalten wurden. Daß eine Tochter des großen Montezuma sich in diesen Gassen zeigen könnte, auf den Gedanken wäre keine verfallen.

Ein altes Weib mit einem von Schwären verwüsteten Antlitz trat unversehens an die Sänfte heran.

„Melde dich zum Opfertod, ehe es zu spät ist, mein Täubchen!“ raunte sie heiser. „Auch ich war schön und reich . . .“

Einer der Sänftenträger schlug die Alte mit einem Rohrstab zu Boden. Die Dirnen kicherten laut.

Die Prinzessin schloß die Augen. Sie wollte vergessen.

Aber mehr noch als zuvor fühlte sie den Skorpion auf ihrem Herzen sitzen.

38.

Vor einem unscheinbaren verfallenen Häuschen hielten die Sänftenträger. Während Maisblüte noch zögerte, ins dunkele Portal zu treten, kam ihr ein blinder Knabe entgegen, nahm sie bei der Hand und führte sie hinein.

Die brennende Kienfackel, die er trug, erleuchtete ihr — nicht ihm — den Weg. Und so wie sie eben die Sünde zum erstenmal mit der zarten Traubenhaut ihrer Augen gestreift, so streiften jetzt ihre Prinzessinnen-Augen zum erstenmal die häßliche Armut, streiften sie scheu und angstvoll und schlossen sich, damit sie nicht in ihre Tiefen dringe. Die Räume waren kahl, schmutzig, modrig, Brutstätten für Ratten und Ungeziefer.

Der Knabe brachte sie in einen sonnengebackenen Hof. Nur unter der einen Wand war ein wenige Fuß breiter Schatten. Dort hockte auf einem Schemel der alte Zauberer.

Durch seinen Borstenbart, sein weißes Strähnenhaar, die zerschlissene, fleckig geflickte Kleidung unterschied er sich kaum von den vielen im Lande umherziehenden Zauberern, meist olmekischer Abstammung, deren Künste darin gipfelten, sich selbst zu töten und zu zerstückeln, aus Töpfen Hornissen und Schlangen, qualmende Feuersbrünste und sogar Quellen emporzuzaubern, darinnen Fische schwammen. Er war bettelhaft ungepflegt, ja unsauber. Bei genauerem Hinsehen freilich mußte die mächtige Stirn auf-

fallen und die kleinen tiefliegenden, alles und jeden durchleuchtenden Augen. Kein Wunder, daß das Volk von ihm sagte, er esse die Herzen lebender Menschen und trage, in eine fliegende Schlange verwandelt, die Schlafenden auf dem Rücken durch die Nacht.

Wenn die Prinzessin gehofft hatte, ihren Rang vor ihm verbergen zu können, so nahm er ihr diese Hoffnung mit den ersten Worten, indem er sie Cihuapiltzin, d. h. Prinzessin, anredete.

Sie erzählte ihm ihren Traum. Daß sie geträumt hatte in der Grotte, als der Gott sie geküßt, — das stand für sie fest, das zu glauben zwang sie ihr Stolz. Nachdem sie den Bericht beendet, bat sie den Zauberer, ihr den Traum zu deuten.

Lange sann er nach. In der Hand hielt er einen verdorrten menschlichen Unterarm und zog damit kreuzweise Striche in ein vor ihm liegendes mit Sand bestreutes Brett. Auf die Felder legte er je ein oder zwei oder drei Maiskörner.

„Es war kein Traum", sagte er.

„War es Tezcatlipoca?" fragte sie. „Stein und Holz? ..." fügte sie schaudernd hinzu. Schaudernd bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen.

Der Wahrsager schüttelte den Kopf.

„Du wärst eine Tote, hätte sein Mund deinen Mund berührt. Einst stieg er vom Himmel, die Tochter des Königs Huhemac in Bettlergestalt zu verführen. Doch das war, als noch die großen Tolteken in den Silberpalästen Tulas herrschten."

Die Prinzessin starrte ihn stumm, ratlos, flehentlich an. Der Zauberer fuhr fort:

„Auch der Opfersklave kann es nicht gewesen sein, welcher ein Jahr lang der Gott ist und Flöte blasend einherzieht mit den vier Mädchen. Vor siebzehn Tagen wurde er geopfert; und der neu gewählte Gott wird erst zum Gott erzogen und streng beaufsichtigt. Er war es nicht."

„Dann muß ich sterben", sagte die Prinzessin leise.

„Nein", sprach der Zauberer. „Doch mußt du erfahren, wer es war. Er wird wiederkommen. Und nun höre und befolge meinen Rat. Halte in der Grotte einen Topf mit rotgelber Axin-Farbe bereit und tauche die Finger hinein, wenn der Gott dich an der Hand faßt. Selbst heiße Bäder waschen das Axin nicht ab, in die Haut frißt es sich ein und mindestens fünf Tage lang bleibt es sichtbar. So wirst du deinen Gatten finden und wiedererkennen. Dann vollbringe eine Schreckenstat, die deine Unschuld dartut vor aller Welt."

Die Prinzessin reichte ihm ihre Edelsteinkette als Bezahlung. Der Zauberer wies sie lächelnd zurück.

„O Cihuapiltzin," sagte er, „die Weisheit der Sterne hat keinen Preis. Verwahre deine Dankbarkeit, hebe sie auf für mich. Einst werde ich kommen, sie von dir fordern . . ."

Die Sonne näherte sich dem Meridian, als Maisblüte das Krankenzimmer ihres Verlobten betrat. Sie sei beim Zauberer Zacatzin gewesen, und Gutes habe er gewahrsagt, erzählte sie mit ihrem verschleierten Lächeln. Sie

wollte ihre Verspätung erklären und Gerüchten zuvorkommen.

Der Edle Traurige fragte nicht, was sie verschwieg. Und sein Schweigen klagte ihr Schweigen an, so daß es sich wand vor Scham und Schmerz.

39.

Der Bildhauer und seine Werkleute wurden, während sie in Chapultepec am Felsenbildnis Montezumas arbeiteten, wahrhaft königlich besoldet. Im Auftrage des Großherrn gab der Vorsteher des Hauses der Teppiche jedem einzelnen von ihnen als Bezahlung: mehrere reiche Mäntel, Unterkleidung und Hemden, je eine Last Baumwolle, Kakao, Bohnen, Pfeffer und ein Boot voll Mais. Dafür verdoppelten und beschleunigten die Werkleute ihre Arbeit; und obgleich sie später begonnen hatten als die den Adlerstein meißelnden Steinmetzen, gelang es ihnen, fast gleichzeitig mit jenen ihr Werk zu vollenden.

Und gleichzeitig, an einem glückhaften, vom Kalender-Priester ausgewählten Tage sollte die Einweihung des Adlersteines sowohl wie des Felsenbildnisses festlich begangen werden. Die fieberhafte Erregung der Stadtbevölkerung wurde am Vorabend des Einweihungsfestes noch gesteigert durch die Nachricht, daß das aus Guatemala heimkehrende Heer nun endlich dicht vor den Toren stehe, und daß der Herabstoßende Adler und der Irdene Krug vielleicht morgen schon, spätestens übermorgen ihren Triumphzug halten könnten. Glückhaft wahrlich, meinte das Volk, müßte der kommende Tag sein, an welchem

drei so erhoffte, so hoffnungsreiche, allzu lange unerfüllt gebliebene Geschehnisse sich erfüllten. Mexico zweifelte noch nicht an den Wahrsprüchen seiner urheimatlichen Kalender. Jubelnd und rosengeschmückt sehnte Mexico, zuversichtlich sehnte Montezuma den Tag des Glückes heran, der jedoch dem Kalender zum Trotz, für das Königshaus und für Mexico ein schwarzer Tag, ein Tag der Trauer zu sein bestimmt war.

Da nach Vorschrift des Zornigen Herrn der neue Adlerstein im Durchmesser eine Klafter mehr messen und zwei Ellen höher sein mußte als der schon riesenhafte Adlerstein des Königs Wassergesicht, so war es unmöglich gewesen, einen geeigneten Porphyrblock in der nächsten Umgebung Mexicos ausfindig zu machen. Die ausgesandten Steinmetzen hatten weite Wege zu gehen, ehe sie einen allen Wünschen gerechten Block in einem Flecken bei der Stadt Ayotzinco am Südufer des Chalco-Sees entdeckten. Der Süßwassersee von Chalco, eigentlich nur eine südlich sich hinstreckende Ausbuchtung der salzigen Lagune, war mit dieser durch einen Seearm an seiner Nordwestecke zwar verbunden, doch war die Schiffbaukunst der Azteken nicht hoch entwickelt, und ihre Kanoes und Flöße hätten eine Felsenlast nicht tragen können. Der nächste Weg von Ayotzinco nach Tenuchtitlan führte durch hügeliges Gelände über viele überbrückte Bewässerungskanäle und dann noch über den steinernen Lagunendamm von Iztapalapan.

Im Steinbruch hatten dreißig Werkleute mit Spitzhauen aus Obsidian an der Adlerschale gearbeitet, ihrer

Oberfläche die Ewigkeitssymbole des Jahresumlaufes eingemeißelt und sie blinkend poliert. Dann hatten sie die Adlerschale mit weißem Kopalharz überklebt und ganz und gar mit Papier zugedeckt, damit ihr Porphyrglanz bei der Überführung nicht Schaden leide.

Schon in der Nacht, bevor der Tag der Einweihung aufleuchtete, war halb Mexico dem Steine entgegengegangen. Geschleppt wurde der Stein von den Chinampaneca — so wurden die Umwohner des Sees von Chalco genannt — und zwar waren es zehntausend Menschen, die die dicken, an Bergschlitten befestigten Hanfseile zogen. Lasttiere gab es ja in Anahuac nicht, die unterjochten Völker waren die Lasttiere. Und schaulustig stand das Volk von Tenuchtitlan an den Straßen und sah die zehntausend Keuchenden vorüberziehen.

Bis nach Iztapalapan war der Adlerstein gelangt, als die Sonne aufging. Der Weibliche Zwilling und die Priesterschaft kam ihm entgegen, ihn beim Einzug in Mexico zu begrüßen. Die Greise Mexicos tanzten vor dem Stein zum Ton der Fellpauken und Muscheltrompeten. Unzähligen Wachteln wurde der Kopf abgerissen und mit ihrem Blute das umhüllende Papier des Steines rot gefärbt. Beweihräuchert wurde der Stein, und der weiße Kopal-Rauch zog wie eine Nebelwolke über den Schilfsee.

Aber jählings, gleich hinter Iztapalapan, verstummten die Trommeln und Muscheltrompeten. Die dicken Hanfseile rissen, und die Adlerschale sprach.

Mit einer Donnerstimme sprach die Adlerschale:

„Wie sehr ihr euch auch plagt, ihr bringt mich nicht hin!"

Die Tausende, die es hörten, lagen auf der Erde, regungslos, wie blitzzerschmettert.

Die ersten, die sich zu erheben wagten, waren die Priester und der halberblindete Weibliche Zwilling. Sie berieten, während ihre Hände und Lippen noch bebten. Sie beschlossen, eine Abordnung nach Chapultepec an Montezuma zu schicken, von dem sie wußten, daß er sich in den Morgenstunden nach Chapultepec begeben wollte, um dann, nach Beendigung der Zeremonien vor seinem Felsenbildnis, die inzwischen an ihren Bestimmungsort gelangte Opferschale zu begrüßen.

40.

Zur selben Zeit, als die Seile rissen und der Stein sprach, hatten sich die jüngeren Prinzen des Königshauses vor der Felsenskulptur in Chapultepec vollzählig versammelt. Montezuma, mit seinen Krüppeln und Narren und den Würdenträgern, wurde erwartet, war aber noch nicht gekommen.

Da trat Prinzessin Maisblüte, nur von einer Sklavin begleitet, mitten unter die Prinzen. Wunderbar, sie gab den Blicken und Worten der Jünglinge ihre hehre, auf goldenen Sandalen schwebende Schlankheit preis. Aller Bewunderung war so groß wie die Verwunderung aller.

Die Prinzessin war in einen bis an die baren Schenkel reichenden Lederpanzer gekleidet und ihre Stirn schmückte eine Federkrone, wie sie von den Ballspielenden im Ball=

spiel-Haus getragen wurde. Sie hatte geschmeidige Lederhandschuhe an, die auch den Unterarm bis an den Ellenbogen bedeckten. In den behandschuhten Händen hielt sie zwei Kautschukbälle und zwei polierte Gesichtsmasken aus schwarzem Lavagestein.

Heiteräugig ging sie auf ihren Bruder den Vom-Himmel-Gestiegenen zu, reichte ihm einen Ball und eine Gesichtsmaske und forderte ihn auf, mit ihr Ball zu spielen. Er solle als erster mit ihr spielen, sagte sie, denn sie habe vor, mit allen Prinzen der Reihe nach zu spielen.

Ihre Worte wurden mit Jubel begrüßt. Die Sänfte des Königs war ja noch nicht auf dem Lagunen-Damm zu sehen, — also war noch Zeit. Alle folgten der Prinzessin in ihr kleines Ballspiel-Haus auf der obersten Terrasse des Felsengartens.

Der Schönling Coxtemexi, der diensteifrige, allzu gefällige Gefährte des Vom-Himmel-Gestiegenen war ihm behilflich, die Rüstung des Ballspieles anzulegen. Als der Prinz sich seiner Kleidungsstücke entledigt, den Lederpanzer aber noch nicht umgetan hatte, stand plötzlich Maisblüte dicht neben ihm und fragte, um welchen Preis sie spielen wollten. Und während sie dies fragte, glitten ihre Augen suchend über seinen unbekleideten Oberkörper. Da entdeckte sie an seinem Schlüsselbein den gelbroten Abdruck von fünf Fingern.

Er war es! Ihr Bruder!

Der Erdboden versank unter ihr. Sie glaubte zu taumeln.

Doch sie schrie nicht auf, und selbst ihre Augen verrieten den Sturm nicht, der in ihr tobte. Noch immer zauberhaft lächelnd, verließ sie das Ballspiel-Haus mit ihrer Sklavin; und sich entfernend, sagte sie: den Preis des Spieles ginge sie jetzt holen und werde bald zurück sein.

Die Prinzen warteten und vertrieben sich mit Scherzworten die Zeit. Dann fingen sie an, sich zu wundern, daß die Prinzessin nicht zurückkam.

41.

Sie war in ihr Schloß gegangen. Auf dem Wege dahin wunderte sie sich, daß sie noch schreiten konnte. Eine Stürzende war sie, und dennoch stürzte sie nicht. Wie eine Wolke glitt sie über Wolken dahin; und da nichts sie trug, trug sie sich selbst.

Sie war nicht gefallen; aber die Welt lag tief unter ihr zusammengefallen.

Wie durch Nebel sah sie das kluge Antlitz des alten Zauberers und hörte seine Worte. Sein erster Rat hatte ihr zur Aufklärung des Rätsels verholfen. Nun wollte sie auch seinen zweiten Rat befolgen. „Vollbringe eine Schreckenstat, um der Welt deine Unschuld zu zeigen!" hatte er gesagt. Unerhörtes war ihr geschehen, nur Unerhörtes konnte sie rein baden. Durch Nebel klangen die Worte des Zauberers, doch unerläßlich, ein Befehl. Und sie war bereit.

Sie ging in ihr Schlafgemach und schloß sich ein. Sie nahm aus einem Edelsteinkästchen alle Kleinodien

heraus und stellte das Edelsteinkästchen bereit für den Preis des Spieles. Dann wählte sie unter ihren Obsidian-Messern das schärfste. Und nun tat sie etwas Grauenvolles. Sie schnitt sich mit einem schnellen Schnitt ihre linke Brust ab und legte sie in das Edelsteinkästchen, dessen Deckel sie dann schloß.

Blutübergossen wankte sie zur Tür und rief ihre Frauen. Sie ließ sich die furchtbare Wunde verbinden. Bevor ihr die Sinne schwanden, befahl sie ihrer Sklavin, das Edelsteinkästchen ihrem Bruder im Ballspiel-Haus zu bringen; und sie ließe ihm sagen: „Da dir mein Leib so süß war, iß auch dies!"

42.

Die Chronisten jener Zeit überliefern, daß Montezuma, als er ziemlich verspätet an diesem Morgen nach Chapultepec hinauskam und sein Bild erblickte, vor Stolz und Rührung in Tränen ausbrach. Auch seine Worte sind von aztekischen Schreibern aufgezeichnet worden:

„Niemals," sagte er, „niemals wird mein Bild hinschwinden, ward es doch in einen guten Stein geschlagen! Wann sollte die Zeit kommen, daß mein Bild verblaßt? Wohl muß ich sterben und diese Welt verlassen, doch nie wird mein Name, nie mein Ruhm verloren sein. Mein Oheim, der Herr des Fastens, der König von Tezcuco, kannte er nicht sechshundert Zauberkünste und Zauberzeichen? Und dennoch starb er und hinterließ kein Denkmal wie ich! Und heute schon ist sein Ruhm vergessen . . ."

Die vom Weiblichen Zwilling gesandten Abgeordneten waren inzwischen nach Chapultepec gelangt und wurden jetzt vom Vorsteher des Hauses der Teppiche vor den Weltherrn geführt. Sie berichteten das Unerhörte: die Adlerschale weigerte sich, nach Mexico zu kommen; sie hatte die Seile zerrissen und hatte geredet.

„Wagt ihr es, betrunken vor euren König zu treten?" schrie Montezuma sie an. Und er befahl dem Vorsteher des Hauses der Teppiche, die Lügner gefangen abzuführen. Darauf entsandte er seinen Bruder, den Überwältiger, und andere Würdenträger nach Iztapalapan, mit dem Auftrag, die Fortschaffung des Adlersteines zu beschleunigen und über alles, was sie gesehen und gehört, ihm wahrheitsgemäße Melder zu sein.

43.

Doch ehe dieser Befehl ausgeführt werden konnte, hatte der Adlerstein Mexico in noch größeres Grauen und Grausen versetzt. Die Berichte über sein Verschwinden gehen im Märchengewand. Doch auch Legenden sind wahr, wenn man sie zu betrachten versteht.

Die zerrissenen Hanfseile waren durch neue ersetzt worden und beim Ton von Trommeln und Muscheltrompeten, umtanzt von Tänzerinnen und Greisen, hatte sich die Adlerschale wieder ein Stück Weges gutwillig, ohne Widerspruch zu erheben, schleppen lassen. Bis über den Schilfsee-Damm, der Iztapalapan mit Tenuchtitlan verbindet, war man gekommen. Durch die ersten Gassen der Vorstadt Xoloco noch glitt der Stein auf den Berg-

schlitten so leicht dahin, als beschleunige er selbst seine Fahrt. Aber mitten auf einer großen Kanalbrücke machte er Halt. Von neuem zerrissen seine Stricke, und wieder sprach er, furchtbarer und dröhnender noch als das erstemal:

„Weiter schleppt ihr mich nicht!"

Und als er dies gesprochen, durchbrach der Adlerstein die Brücke und versank im Kanal, einen Wasserstrudel verursachend. Und die nachstürzende Brücke und die Hunderte, die zuschauend auf der Brücke gestanden, und die tanzenden Greise und die Räucherer und die Priester mit den Muscheltrompeten — sie alle verschwanden spurlos in der Wassertiefe. Der Schwarze Amber — so hieß der halberblindete Weibliche Zwilling — war einer der wenigen Begnadeten, die der Stein nicht mitnahm, denen er vielmehr gestattete, sich schwimmend zu retten. Denn der Stein wünschte, daß die Welt und der Zornige Herr vom Geschehnis Kunde erhielten.

„Geht, sagt es dem großen Montezuma," rief die Adlerschale aus der Tiefe der Gewässer herauf, „es ist nicht mehr an der Zeit, Steine mit der Schnur zu messen! Götter und Blutschalen werden zertrümmert! Erkennt ihr nicht die Zeichen der Zeit? Wehe euch Armen!"

So erzählte der hundertjährige Schwarze Amber, als er, an Land gestiegen, dem Bruder Montezumas, dem Überwältiger, und den Würdenträgern begegnete, die im Auftrage des Königs die Fortschaffung des Adlersteines beschleunigen sollten. Das war nun nicht mehr ausführ=

bar. Und so kehrten sie denn, als lebenden Zeugen den Weiblichen Zwilling mit sich führend, nach Chapultepec zurück.

44.

In der Seele Montezumas war die Mückenstimme der Sorge für eine kurze Zeit verstummt, während die Priester, räuchernd, Papageien und Wachteln köpfend, die Weihung des Felsbildnisses vollzogen. Doch als er hiernach, sich mit einem reich verzierten Sonnenschirm beschattend, wehmütig und stolz vor seinem weltewigen unvernichtbaren Schattenriß in Betrachtung versunken dastand, schossen die Himmlischen drei Pfeile auf ihn ab, rasch hintereinander, und jeder der drei Pfeile durchbohrte und zerriß sein Herz. Fast gleichzeitig mit dem Überwältiger und dem Schwarzen Amber traf ein Eilbote vom Küstenland der Totonaken ein. Die grausige Kunde von der in den Kanal versinkenden Adlerschale, die Hunderte von Mexikanern mit hinab genommen, ward gleichsam ergänzt durch die Nachricht, daß die weißen Götter in Sempoalla Götterbildnisse sowohl wie Opferblutschalen zertrümmert und von den Plattformen der Tempel hinuntergestürzt hatten. Was eben der versinkende Stein wahrsagend gerufen, war im Osten bereits Wirklichkeit geworden —: von den Wolkenhöhen der Tempel-Pyramiden hinabgestürzt wurden Götter und Opferschalen — „erkennt ihr nicht die Zeichen der Zeit? O, wehe euch Armen! . . .“

Darum hatte der Stein nicht nach Mexico gewollt!

Es war nicht mehr an der Zeit, mit der Schnur zu messen!

Montezuma weinte.

Er wischte sich die Tränen mit Baumwollflocken ab, die er in einem Säckchen am Gürtel trug.

Da gewahrte er, daß ein weinender Jüngling vor ihm kniete. Hatte der lange vor ihm gekniet? Montezuma wußte es nicht. Keiner der Umstehenden hatte gewagt, die beiden Weinenden aus ihrem Jammer zu wecken.

Und der Jüngling sprach; er bat darum, getötet zu werden. Warum wollte er getötet werden, fragte sich Montezuma und dachte wieder an die Opferschale. War das nicht der Prinz, sein Sohn, der Vom-Himmel-Gestiegene?

Und warum reichte er ihm das Edelsteinkästchen hin?

Der Prinz sprach, klagte sich an. Er erzählte, wie er seiner Schwester Gewalt angetan . . .

Der Prinz öffnete das Edelsteinkästchen. Und Montezuma sah die blutige Brust seiner Tochter.

Nun begriff er erst, begriff alles. Die Götterbilder stürzten und rissen Mexico mit in die Tiefe.

Mit beiden Händen bedeckte er sein Gesicht.

Sein Zorn erlahmte an seinem Schmerz. Die drei Pfeile der Himmlischen hatten sein Herz zerrissen. Den schluchzenden Knaben, der um Sühne und Tod winselte, erdrosselte er nicht.

Den Priestern befahl er, die Ehe der Verführten und ihres Verführers zu heiligen, noch am selbigen Tage. Für Mexico, wo nicht nur Geschwistern, wo auch Ver-

wandten weiterer Grade die Ehe bei Strafe des Todes verboten war, bedeutete Montezumas Befehl eine nahezu gotteslästerliche Neuerung. Doch allen angstvollen Einwendungen der Priester setzte er seinen Gewaltwillen entgegen.

Und er bestimmte, daß seine zweitälteste Tochter Königin von Tezcuco werden solle.

Schon tags darauf heiratete der kaum genesene Edle Traurige die Prinzessin Silber-Reiher. Er hatte aber den Hort von Tezcuco um einer andern willen nach Mexico gebracht.

Viertes Buch

1.

Als das kastilische Heer von der Meeresküste aufgebrochen war, um dem freigebigen Montezuma in seiner Hauptstadt Mexico einen Besuch abzustatten, ritt der Hauptmann Diego de Ordás an der Spitze des langen Zuges. Er war ein mittelmäßiger Reiter, und seine magere, unfruchtbare Grauschimmelstute war ein ungern trabendes Pferd; doch die Sporen, mit denen er sie umklammert hielt, spornten mit ihrer auch seine eigene Tatenlust an, die schwellend wie der Trotz, oder wie Hochwasser, durch Widerstände wuchs. Hundert Schritte seinen Kameraden voraus ritt er, und hundert Meilen seinem Leib voraus ritt sein Geist. Wahrlich, er hatte Eile. War ihm doch tags zuvor von einem reisenden indianischen Händler — einem der vielen, die die halb fertige Stadt Vera Cruz zu bewundern kamen — ein Smaragd angeboten worden; und als er, mit brillantierten Glasperlen ihn bezahlend, nach der Herkunft des Edelsteines geforscht, hatte der Indianer gen Westen gewiesen: „Vierzig Sonnen westwärts" — so glaubte der Hauptmann ihn verstanden zu haben — „vierzig Sonnen westwärts ragt ein grüner

Fels zum Himmel empor, der ist ein einziger, riesenhafter Smaragd . . ."

Dies Geheimnis verriet Ordás seinen besten Freunden nicht und verschwieg es sogar der Doña Isabel de Ojeda, wie sehr er sie auch sonst mit seiner väterlichen, verstiegenen, seraphischen Liebe betreute.

Ein Smaragdfels!

Mein Gott, wenn er ihn fände! . . . Damit ließe sich das heilige Grab den Moslemen abkaufen! . . .

Schwierig würde es freilich sein, ihn ungebrochen an die Küste zu schaffen . . . Auch ihm mit Schmirgel Facetten anzuschleifen, würde wohl schwierig sein . . .

Allein schon die Abfälle beim Schliff wären Königreiche wert.

Nicht nur ausgesöhnt war Ordás mit dem General-Kapitän; nicht nur aus seinem Feinde sein Freund geworden. Er war Cortes sogar tief dankbar, daß er ihn an die Kette gelegt und durch die Einkerkerung auf dem Schiff seinen verwilderten, am Nichtstun krankenden Geist zur Vernunft gebracht hatte. Sich selbst diese Wohltat zu erweisen, hätte er nicht vermocht, das fühlte er.

Und nun war seiner Phantasie ein strahlendes Ziel gesetzt.

Darum hatte er es eilig und ritt allen Kameraden voran — dem Smaragdfels entgegen.

Dem Smaragdfels entgegen!

2.

Die Vorhut bildeten Armbrustschützen und Musketiere. Es waren einige siebzig Mann; und viele von ihnen hatten schon in Venezuela und am Darien, andere auf Kuba und bei den Expeditionen von Córdova und Grijalva sich Narben und Ruhm erworben: so Juan Benitez, den man mit Recht das Auge des Heeres nannte, da er ebenso umsichtig war wie scharfsichtig und einem fliegenden Falken durch beide Augen schießen konnte. Dasselbe galt vom Bogenschützen Pedro de Guzmán, einem der besten Soldaten des Heeres. Da waren ferner Bernaldino de Coria; Alonso Hernández aus Palo, der auch einen Bruder und einen alten Oheim bei der Infanterie hatte; dann der vornehme Büchsenspanner Juan de Nájera, — ein Hidalgo verschmähte er es nicht, eigenhändig seine Pfeile mit Federn und Spitzen zu versehen und Nuß und Sehne instand zu halten. Sebastián Rodríguez, im Nebenberuf Trompeter, und sein Freund Peñalosa waren gleichfalls ausgezeichnete Armbrustschützen; und ebenso ein gewisser Arroyuelo und der alte Santisteban.

Dieser Santisteban war einer der drei Überlebenden des Gemetzels beim Hafen Matanzas auf Kuba. Dreißig Kastilier und zwei Kastilierinnen waren dort gestrandet; und durch den Schiffbruch angelockte Indianer hatten sich freundlich erboten, sie in Kanoes über den Fluß zu setzen. Mitten auf dem Fluß metzelten die Indianer die Wehrlosen nieder und ließen nur die beiden Frauen und drei der Männer am Leben, nämlich den alten Santisteban, Pedro Sánchez Farfán den Weißhän-

digen und Gonzalo Mejía Rapapelo, den Enkel der Räuberin. Die schönere der beiden Frauen, des Sánchez Farfán vor kurzem erst angetraute junge Gattin, wählte der Häuptling sich zum Kebsweib. Die drei Kastilier wurden an andere Häuptlinge verschachert und lernten als weiße Sklaven die Kehrseite des Sklavenhandels kennen: denn ihr Schiff war zu einer Sklavenjagd ausgesegelt, als es strandete. Ein Jahr später war es Cortes gelungen, Santisteban, Farfán und Rapapelo aus der Hand ihrer Peiniger zu befreien. Die beiden Frauen aber waren nach der Tierra firme hinüber gerudert worden; ihre Spur blieb unauffindbar.

Noch zwei Arkebusiere verdienen Erwähnung: Baena aus Trinidad, jener Scharfschütze, dem Cortes für die Goldborte eines Galakleides seinen Rappen Romo eingetauscht hatte; die Goldborte trug er noch immer in der Wamstasche versteckt. Und ein gewisser Pedro López; der hatte den Ruf eines Rüpels, zugleich aber auch den eines trefflichen Schützen. Einer der wenigen war er, die zum unbeliebten, rüden Hauptmann Alonso de Avila hielten.

Pedro Barba, der Hauptmann der Armbrustschützen, bis vor kurzem noch Vizestatthalter und Stadtkommandant von La Havanna auf Kuba, hatte, als er Cortes — statt ihn in Ketten zu legen — den Haftbefehl des Gobernadors Diego Velázquez aushändigte, nicht mehr Zeit gehabt, sich vor der Einschiffung ein Pferd zu kaufen. So schritt denn auch er, wie seine Truppe, zu Fuß nach Mexico.

Angeführt wurde die Vorhut von drei Reitern. Außer Diego de Ordás, dem voraneilenden, waren dies der Hauptmann Francisco de Lugo und der jüngst zum Capitan ernannte Gonzalo de Sandoval. Seit dem Wettrennen auf den Sanddünen hatten Sandoval und sein dunkelbrauner Hengst Motilla sich viel neue Gunst erworben. Das Heer liebte den pflichttreuen Jüngling, Cortes schätzte ihn. Unverändert bescheiden war wie damals sein breites, ernstes Gesicht; und der kleine herabhängende Schnurrbart verriet noch nicht den werdenden Helden.

Auch zwei Hunde trabten neben, vor und hinter den Armbrustschützen her und umkreisten sie, als wären sie eine Herde Schafe. Der eine war jener begeisterte Jagdhund, der dem Grijalva am kaninchenreichen Terminos-Hafen entlaufen war und den dann auf der Rückreise Alvarado so wohlbeleibt wiederfand, daß er wie Metall vor Fettigkeit glänzte und kaum noch sich bewegen konnte. Die Hungerzeit an den Sanddünen von Vera Cruz hatte ihm inzwischen seine natürliche Gestalt wiedergegeben. Er hieß Moro.

Der andere Hund, eine dänische Dogge, gehörte dem Hauptmann Francisco de Lugo und war sein Stolz wie auch der Stolz des ganzen Heeres. Denn der Hund hatte einen fürstlichen Stammbaum: er war ein Enkel des großen Hundehelden Becerrico.

Mit Leonel de Salinas, seinem Herrn, war jener Hund Becerrico nach den Antillen gekommen und hatte sich bald als hervorragender Sklavenfänger erwiesen. Von den

Indianern wurde er für einen abgerichteten Puma gehalten; sein Anblick allein nahm ihnen Mut und Kraft, sich zur Wehr zu setzen. Bei Scharmützeln sprang er den Feinden an die Gurgeln und erwürgte in kurzer Zeit mehr Karaiben als zehn Spanier im selben Zeitraum zu töten vermochten. Doch verstand er es auch ganze Indianerhaufen unverletzt einzufangen. Man rühmte ihm nach, er könnte bewaffnete von unbewaffneten, kriegerische von friedlichen, feindliche von befreundeten Indianern unterscheiden. Seiner Kriegstaten wegen wurden diesem Tier menschliche Ehren erwiesen. Während die Krone von Kastilien ein Fünftel aller Beute zugewiesen bekam, erhielt der Hund anderthalb Teile. So wurde der Hund zum Sklavenhalter und war auch Besitzer von Land. Sein Herr verwaltete die Güter in des Hundes Namen.

Die guten Eigenschaften des Becerrico vererbten sich auf seine Tochter, die Hündin Leoncico, die mehr als zweitausend Golddukaten erwarb.

Der Hund des Hauptmanns Francisco de Lugo war ein Sohn dieser Hündin Leoncico und hieß, wie sein berühmter Großvater, Becerrico. So edles Geblüt berechtigte zu allen Hoffnungen; nur seiner Jugend war es zuzuschreiben, wenn er bisher keine Ruhmestaten vollbracht.

Hauptmann Lugo schätzte den Stammbaum seiner Dogge um so höher ein, als er selbst der Bastard eines verarmten kastilischen Kavaliers war.

3.

Cortes hatte Befehl gegeben, ein Stück Weges am Strande entlang nach Süden zu ziehen, wo die Dünen sich verflachten und wo es leichter sein würde, die Artillerie und den Troß hinüberzubringen; bei einer einsam dort stehenden Federpalme sollte das Heer nach Westen abbiegen.

Die Vorhut näherte sich der Stelle.

„Warum hält Ordás?" fragte der vornehme Nájera die anderen Büchsenspanner.

„Sein Grauschimmel ist wohl schon außer Atem!" meinte der alte Santisteban.

„Nein, der Hauptmann wappnet sich", sagte Rodríguez. „Er setzt sich den Helm auf und läßt das Visier herab. Da muß ein Feind sein. Ich will in die Trompete stoßen."

Und Rodríguez ließ auf seiner lilienförmigen Kupfertrompete einen schmetternden Warnungsruf ertönen.

Die Hauptleute Lugo und Sandoval kamen nach vorn galoppiert und fragten was geschehen sei. Der alte Santisteban zeigte auf Ordás, der die Hülle vom Schild genommen hatte und mit eingelegtem Speer sich eben zum Sturmangriff anschickte.

„Da sind keine Rothäute", bemerkte Lugo.

„Was liegt dort für ein schwarzer Klumpen am Meer?" fragte Sandoval.

„Vielleicht ein Wrack?" meinten einige.

Doch Juan Benitez, den man das Auge des Heeres nannte, schüttelte den Kopf.

„Das ist ein Fisch — groß wie Jonas Fisch", sagte er.

Lugo brach in helles Lachen aus.

„Schaut doch!" rief er. „Don Diego hält den Fisch für einen Meerdrachen und will ihm mit seinem Speer den Todesstoß versetzen!"

Alle lachten. Nur der Rüpel Pedro López verzog keine Miene und knirschte einen Fluch über den narrenhaften Wolkenritter.

Als man zur Palme gekommen war, erwies es sich, daß Juan Benitez richtig gesehen hatte. Der schwarze Klumpen war ein toter Walfisch. Ordás hatte ihm seinen Speer tief in die Brust gebohrt und kniete jetzt am Strand, um den Schaft im Meerwasser abzuspülen; denn der Tran des halbverwesten Pottwales roch scheußlich.

Der Drachenkampf trug Ordás viel Spott ein.

„Ihr fragt nach Andromeda?" sagte er zum schmunzelnden Hauptmann Lugo. „Aber beweist mir doch erst, daß es in diesem Lande keine Drachen geben kann!"

Und da Lugo ihm den Beweis schuldig blieb, ritt er melancholisch weiter, immer hundert Schritt voraus, dem Smaragdfels entgegen.

4.

Das Heer schlug nun den Weg nach Westen ein. Jenseits der Dünen breitete sich zunächst eine öde steinige Ebene hin. Der Marsch durch diese Wüste war wenig reizvoll, war qualsam in der blanken Junisonne. Für den Mangel an Wiesenwasser und Vegetation entschädigte

jedoch der überwältigende Anblick der sich in der Ferne emportürmenden Kordilleren-Kette.

Nach der Vorhut war das Gros des Heeres und schließlich, nicht ohne Mühe, auch die Artillerie und der Troß — (vorgespannt waren Indianersklaven aus Kuba und Negersklaven, Peitschen knallten) — über die Düne in die Ebene gekommen. Als einer der Letzten, bloß in Begleitung seines neugewonnenen Freundes Juan Velázquez de León und eines Pagen, ritt Cortes hinter der Nachhut und überblickte, wo jetzt die Fernsicht unversperrt sich dehnte, zum erstenmal den beängstigend hohen schneeigen Bergwall, den es zu übersteigen galt, um nach Mexico zu gelangen. Zwei gletscherweiße Spitzen vor allem, der später von den Spaniern Cofre de Perote genannte, erloschene Vulkan im Norden und der noch höhere Orizaba im Süden, fesselten das Auge. Neben dem siebzehntausend Fuß hohen Orizaba erschienen alle Berge, die Cortes in seiner Heimat gesehen, wie mäßige Hügel.

Zu Velázquez de León gewandt äußerte Cortes:

„Gleich beim ersten Schauspiel, das sich uns bietet, wird die alte Welt von der neuen in den Schatten gestellt! Die kaiserlichen Kartographen werden begierig sein den Namen dieses Ungetüms zu erfahren. Ob der Berg wohl einen Namen hat?"

„Der Berg dort im Süden heißt Citlaltepetl, Euer Gnaden!" sagte der Page. Er war der Sohn eines Infanteristen und war ein wunderhübscher Knabe von zwölf Jahren.

„Wie?“ sagte Cortes. „Sitapepe? . . . Der Teufel hat diese Sprache erfunden, um uns zu foppen!“

„Euer Gnaden sprechen es falsch aus. Nicht Sitapepe sondern Citlaltepetl — das bedeutet Sternberg. Citlalin heißt nämlich Stern; und Tepetl heißt Berg.“

„Schau mal an, kannst du Mexikanisch?“ fragte Cortes lachend. „Wer hat dich das gelehrt?“

„Doña Marina“, antwortete der Page.

Cortes wurde nachdenklich. Nach einer Weile sagte er zu Velázquez de León:

„Ich selbst habe es versucht, habe es aber aufgegeben. Die Sprache lernt kein Erwachsener. Auch Marina beherrscht sie nur, weil sie es als Kind gelernt. Nun haben wir bloß sie als Dolmetscherin. Was sie uns wert ist, hat uns jeder Tag gezeigt. In künftigen Tagen wird sie uns erst recht unentbehrlich sein. Es könnte ihr aber etwas zustoßen, sie könnte erkranken — (was Gott verhüte!) . . . Ich denke daher, es wäre angebracht, diesen Knaben das Mexikanische gründlich erlernen zu lassen.“

„Euer Gnaden muß ich zustimmen“, bemerkte Velázquez de León. „Gehirne der Kinder sind wie Wachs; ihre Ohren lassen mehr ein als unsere Augen. Ein Kind lernt solch eine Teufelssprache spielend. Und der Orteguilla zeigt Lust und Begabung hierfür. Wenn wir in die Stadt Sempoalla zum dicken Kaziken kommen, so sollte man ihm den Knaben in die Lehre geben.“

Cortes nickte und winkte dem Pagen, ihm rasch zu folgen. Dann ritt er an den Troß heran.

Die Frauen des Heeres gingen zu Fuß. Nur eine, die

reiche Abenteurerin María de Estrada, hatte, als die Karavelle mit der Botschaft des Heeres an Kaiser Karl nach Europa absegelte, den Rappen des Puerto Carrero erstanden und hatte auch für die Bezahlung einiger Spielschulden des Montejo sich dessen Stahlpanzer und Helm schenken lassen. Sie ritt kampflustig weit vorn im Gros des Heeres unter den Reitern und Hauptleuten. Die anderen Frauen aber schritten hochgeschürzt und der Hitze wegen halb entkleidet, mit breiten strohgeflochtenen Federhüten auf den Köpfen und Bündeln auf dem Rücken, mitten im Troß dahin; die adligen Damen Doña Francisca de Valtierra, Isabel de Ojeda und María del Rincón nicht ausgenommen.

Von zwei Negersklaven aber wurde in einer — aus Kassavebrot-Kisten vom Tischler Cristóbal de Jaén roh gezimmerten — Sänfte die Sklavin Marina getragen. Das hatte Cortes angeordnet, auf daß sie nicht ermüde, nicht erkranke, nicht in die Gefahr komme, von Dornen oder einer Schlange gestochen zu werden. Sie war ja unersetzlich. Und da er den Neid der zu Fuß gehenden Damen und ihrer Liebhaber befürchtete, hatte er einem seiner vornehmsten Soldaten, dem reichen und nicht mehr jungen Juan Pérez Arteaga Befehl erteilt, nie von ihrer Sänfte zu weichen und ihr Beschützer, Oberhofmeister, Diener und Gesellschafter zu sein.

Jetzt war er an ihre Sänfte herangeritten und sagte ihr, daß der Knabe Orteguilla sie fortan als Page bedienen werde. Dafür sollte sie ihn Mexikanisch lehren. Vor Ergriffenheit schwieg sie; ihre Augen füllten sich mit

Dankestränen. Sklavin, die sie war, hatte sie einen hochansehnlichen Oberhofmeister und nun auch einen zierlichen Pagen . . .

Sie dachte an Joseph in Ägypten und das blutige Hemd.

Der Dolmetscher Aguilar ging auf der anderen Seite der Sänfte. Und plötzlich fühlte Marina das versengende Brennen seines Blickes so stark und peinvoll, daß sie scheu zu ihm hinschauen mußte. Und sie sah die rot umränderten, entzündeten, gemarterten und unreinen Augen des Asketen.

Sie erschrak, unwillig wendete sie sich ab. Es war nicht das erstemal, daß sie seinen Blick wie eine Befleckung empfand — obgleich Aguilar stets, wenn er mit ihr sprach, die Augen niedergesenkt hielt oder an ihr vorbei in die weite Welt blickte. Jedoch dieses Auflodern heute — was bedeutete es? War es Eifersucht oder war es Neid? Gier oder Anbetung? . . .

Eben noch war ihr Herz feierlich und andächtig wie eine Kirche gewesen. Und sie scheuchte jene Fragen und wies sie von der Schwelle ihres Herzens.

5.

Nicht lange hatte das Heer durch die öde Mark zu ziehen. Ein von hohen Bäumen umsäumter breiter Fluß mit starkem Gefälle hinderte den Weitermarsch. Obwohl, in Voraussicht solcher Hemmnisse, zwei Schiffsboote mitgeführt wurden, dauerte es doch Stunden, ehe das Heer übergesetzt werden konnte. Auf den Nachen, in denen je-

weils nur wenige Mann Platz fanden, konnten die Pferde und die Artillerie nicht hinübergebracht werden; und das Herrichten der Flöße nahm viel Zeit in Anspruch.

Daher zogen es einige vor, hinüberzuschwimmen. Bernal Díaz, den man den Galanten nannte, war der erste, der sich in den Fluß wagte. Als er glücklich ans andere Ufer gelangt war, folgte sein Freund (und schon seit den Expeditionen Córdovas und Grijalvas sein Waffengenosse) Martín Ramos seinem Beispiel und auch noch einige zehn Soldaten; unter diesen Cristóbal de Guzmán, Gonzalo Domínguez und Galleguillo, der kleine Galicier. Andere versuchten es, konnten gegen die reißende Strömung nicht ankämpfen und kehrten um.

Nun entledigte sich auch María de Estrada, die blondlockige Amazone, ihres Helms und Panzers und warf ihre Kleider ab. Da der Weißhand Sánchez Farfán eben mit der Mulattin Beatriz de Palacios und deren Mutter, der alten Portugiesin Vaquera, in einen der Nachen stieg, bat sie ihn, ihre Rüstung und ihre Kleider hinüberzubringen. Dann warf sie ihr Hemd ab. Das ganze Heer stieß einen Schrei der Bewunderung aus; so wundervoll knabenschlank gebaut war ihr Körper. Sie stieg ins Wasser, und als sie zu schwimmen begann, schillerten in den grünlichen Wellen ihre Schenkel und Hüften wie leuchtende Emaille.

Sie schwamm neben dem Boote und unterhielt sich lachend mit Sánchez Farfán. Schon waren sie dem anderen Ufer nahe. Die Mulattin Beatriz de Palacios war see-

krank geworden und hatte sich Farfán auf den Schoß gesetzt, ihre Arme um seinen Hals schlingend. Da plötzlich brüllte die alte Portugiesin vor Grausen und zeigte auf den aus dem Wasser ragenden Kopf eines Kaimans. Der große Alligator näherte sich rasch der Schwimmenden. Diese hatte ihn jetzt erst erblickt. Die Ruderer im Boot waren ohne Waffen. Farfán hatte die Hände nicht frei, mußte sich erst von der krampfigen Umklammerung der Mulattin befreien. Ihm blieb gerade noch Zeit genug, eine Hellebarde zu ergreifen und sie dem Kaiman in den Rachen zu stoßen. Das Tier verschwand mitsamt der Hellebarde. María de Estrada war gerettet und konnte unversehrt das Ufer erreichen. Nackt wie sie war, ging sie auf Sánchez Farfán zu, als er aus dem Boot stieg, und küßte ihm die weiße Hand.

„Mein Leben war verloren, Señor, und gehört Euch in Zukunft!" sagte sie mit strahlenden Blicken.

Die Mulattin Beatriz de Palacios hatte darauf einen Weinkrampf und war nicht zu beruhigen. Ihr alter Gatte, der kahlköpfige Suárez mußte sie weit wegtragen, weil ihre gellen Schreie das Heer belästigten.

6.

Erst am späten Nachmittage, nachdem der Feuerwerker Mesa mit den Artilleristen Arbenga, Juan Catalán und Bartolomé de Usagre die Geschütze, die Singende Nachtigall und die anderen Kartaunen, Basilisken, lange Schlangen und Falkonette über den Fluß geschafft, rührte der Trommler Benito Bejel die Pauke und der Marsch

konnte fortgesetzt werden. Da der Fluß nach Westen abbog, befahl Cortes am Ufer entlang zu ziehen.

Wunderbar gewandelt funkelte hier die Landschaft. War den Soldaten der steinige Weg bis zum Fluß wie ein Pfad in die Hölle erschienen, so glaubten sie sich jetzt in ein Land der Seligen versetzt. Sie hatten die Küstengegend, öde wie sie ihnen bislang erschienen war, la tierra caliente, das glühende Land genannt; jetzt tauften sie sie um, nannten sie das Irdische Paradies — el paraíso terrestre. Im hohen Gras blühten fremdartige, tierähnliche Blumen, von handgroßen Atlasfaltern, Kolibris und Honigsaugern umschwirrt. Zwischen weißen Terebinthen und Lorbeerbäumenästen Hirschherden, liefen Marder, Gürteltiere und Kaninchen umher; im Geäst hingen Faultiere, tollten und kreischten Affen, schwarze Eichhörnchen und Papageien.

Die Jagdlust erwachte in den meisten der Wandernden; in einigen wenigen auch die Freude an Blumen. Ein gutmütiger kleiner Soldat, Hernando Alonso aus Villanueva, der bei den Kämpfen in Tabasco seinen linken Arm eingebüßt hatte, trat aus Reih und Glied, um eine Cypura-Blüte zu pflücken. Er hatte nicht bedacht, daß der unwirsche Hauptmann Avila hinter ihm ritt. Wild fluchend galoppierte Avila mit eingelegtem Speer heran und durchbohrte dem Einarmigen den leeren Ärmel. Die rohe Tat machte viel böses Blut. Der kleine Soldat aber wurde — obgleich es im Heer noch mehr Einarmige gab — hinfort el manguillo de Villanueva d. h. der Einarm von Villanueva genannt.

Gegen Abend ritt Diego de Ordás in ein Dorf und verkündete laut, daß er es im Namen Kaiser Karls in Besitz nehme. Außer ein paar Truthühnern hörte ihn jedoch niemand. Die Dorfbewohner hatten die Menschenwoge heranfluten sehen, und in wahnsinniger Angst vor den Hirschmenschen — als solche erschienen ihnen die Reiter — und der Dogge Becerrico, die sie für einen abgerichteten Puma hielten, hatten sie das Weite gesucht.

Das Heer, das nun ins Dorf rückte, war enttäuscht. Denn hier sollte das Nachtlager aufgeschlagen werden; und indianische Männer zur Hilfeleistung, aber mehr noch indianische Mädchen zum Zeitvertreib, wären erwünscht gewesen. An Fackeln, Kochgerät und Mahlsteinen fehlte es indes nicht; Feuer brannten noch auf den Herden der sauberen, mit Stroh- und Binsen-Dächern pilzförmig überdeckten Hütten. Von Kaktusfeigen, Zwergbohnen, Mais und Chayotte — einer kürbisartigen Frucht — fanden sich reichliche Mengen vor.

Nur um ein weniges höher als die Häuser erhob sich am Ende des Dorfes eine bescheidene, aus Lehm erbaute Tempel-Pyramide. Der schöne Namenlose — er dessen italienische, bronzene Sturmhaube an Montezuma gesandt und mit Goldkörnern gefüllt zurückgeschickt worden war — der schöne Namenlose stieg die Stufen des verlassenen Gotteshauses empor. Auf der kleinen Plattform vor dem Sanktuar blieb er stehen, wandte sich um und ließ den Blick schweifen über die Grasebene, von deren leuchtendem Wiesengrün sich die langgestreckten, blauen Abendschatten der Bäume und Berge dunkel abhoben. Seine rechte

Hand war ihm auf dem Schafott für schwere Schuld abgeschlagen worden; mit dem Armstumpf beschattete er sich die Augen, während die untergehende Sonne sein bartloses Antlitz karminrot belichtete. Ein Gottesfrieden hatte sich auf die Landschaft ringsum gesenkt. Selbst das Surren und Rufen der im Dorf sich tummelnden Soldateska schwirrte wie aus einer Ferne herüber. Er war von allen der Einzige, der die weihevolle Abendschönheit dieser Stunde empfand. Ein Kardinalvogel sang melodiös nahebei im Gebüsch, zwei Reiher, mit lang herab hängenden, pendelnden Beinen, flogen am violetten Himmel der Sonne zu. Andächtigen Herzens ging er in das Sanktuar hinein. Gleich darauf kam er herausgestürzt und preßte den Armstumpf vors Gesicht und vor die Augen.

Vorbeigehende Kameraden fragten ihn, was er geschaut.

„Geht selbst hinein — ich mag es nicht beschreiben!" sagte er. Und er öffnete die Augen und wunderte sich, daß die Welt so weihevoll war ringsum und daß der Kardinalvogel sang . . .

Bald strömte ein großer Teil der Soldaten und, allen voraus, die Frauen zum Sanktuar. Mit neugierigem, prickelndem Gruseln weideten sie sich am Anblick von fünf geschlachteten, halbwüchsigen Kindern. Vor kaum einer Stunde mochten die armen Wesen geopfert worden sein; augenscheinlich in der Absicht, die weißen Götter zu besänftigen, deren Herannahen die Dorfbewohner in Schrecken versetzt hatte: Schrecken sollte den Schrecken bannen. Den Kindern — drei Knaben und zwei Mädchen — waren

die Brüste aufgeschnitten, die Herzen herausgerissen, die Arme und Beine abgehackt. Die flüchtigen Dorfbewohner hatten die Arme und Beine mitgenommen, um sie — dem Opfer-Ritus gemäß — zu verzehren.

Den weißen Göttern war das Opfer dargebracht; doch die weißen Götter lehnten das Opfer ab.

„Solche Greuel auszurotten, ist ein Ziel, wert unser aller Leben dafür hinzugeben!" rief der weißbärtige Gaspar Díaz aus, ein ebenso kühner wie frommer Soldat. Und was er aussprach, empfanden ehrlich die meisten. Mochte Abenteuerlust oder Goldgier sie in dies Land gelockt haben, sie hielten sich doch vor allem für Kreuzritter. Und außer Gaspar Díaz, der als Eremit sein Leben beschloß, bekundeten drei Jahre später auch die Infanteristen Burguillos, Lencero, Villasinda, Quintero und noch manche andere, wie ernst es ihnen mit dem Kreuzzug gewesen, indem sie ihre in Mexico erworbenen Ländereien und Vermögen verschenkten und als arme Franziskaner und Dominikaner den Unterjochten das Evangelium predigten . . .

Der Gedanke, den Panzer mit der Kutte zu vertauschen, kam manchem an diesem Abend zum erstenmal.

7.

Außerhalb des Dorfes, im Kreis um den blutgetünchten Tempel, wurde das Lager aufgeschlagen. Nach einer Stunde war alles gerichtet. Vor den Zelten brannten die Beiwachfeuer, brutzelten die Kessel. Die Marketenderin Catalina Márquez hatte ihre Augen überall, war überall, half überall und wischte sich den Schweiß von den

roten Backen — mit Recht trug sie den Spitznamen die Feuerlilie. In Gruppen von zehn Mann saßen und lagen die Mannschaften um die Feuer geschart, schwätzten, lachten, aßen. Und die flatternden Flammen malten grelle Ränderflecke auf die Lederwämser, Stahlwaffen, Sturmhauben und sonnverbrannten Gesichter.

Auch nach dem Nachtmahl wollte sich keine Müdigkeit einstellen — kurz war ja der Tagesmarsch gewesen. Der Mond hatte die Sonne abgelöst; sein mildblauer Metallglanz vermählte sich mit dem von den Wiesen aufdunstenden Nebelschimmer. Weißglühende heuschreckengroße Leuchtkäfer flogen umher. Ein Präriewolf heulte irgendwo weit draußen in der Grasebene; und Moro und Becerrico antworteten mit sehnsüchtigem Gebell.

Porras, der rothaarige Sänger, trug Romanzen vor von den Abencerrages, Zegris und Almoradis in Granada. Doch die Ritterlichkeit maurischer Edelleute fand diesmal weniger Anklang als sonst.

„Wir wollen tanzen!" rief der feiste Alonso Luis, den man das Kind nannte. Sein Vorschlag löste tosenden Beifall aus.

Der Bergmann und Tanzmeister Ortiz stimmte seine Guitarre und rief La Medina. Sie hatte soeben ihren Schützling, den blinden Knaben Juan Núñez de Mercado schlafen gelegt. Sie kleidete sich um, als sie vernahm, daß ihr Tanz begehrt werde, und erschien alsbald in einem kurzen, kaum bis zu den Knien reichenden Flitterröckchen und einem unterhalb der bloßen, straffen Brüste geschnürten Mieder. Sie war über und über

mit winzigen Messingscheiben behängt, und bei jedem ihrer Schritte klirrten die Scheiben; auch auf dem Scheitel trug sie welche, wie Schuppen eines Goldkarpfens übereinander gesetzt und spiralig zu einer rundlichen Kappe genäht, darunter buschig die schwarze Lockenmähne hervorquoll.

Und sie tanzte. Es war ihr Gottesdienst; und sie zwang die rohen Soldaten zu lautloser Andacht. Ihr Gesicht hatte das Schmerzlächeln Unserer Frau der Sieben Schwerter, Nuestra Señora de las Siete Espadas. Mit dünnen nackten Schenkeln tanzte sie heilig wie die tanzenden Engel Fra Angelicos. Sie zeigte ihre Blöße wie man eine Monstranz zur Schau stellt. Ihr Hüpfen war ein Gebet.

Als sie geendet hatte und ermüdet, mit rotglühenden Wangen sich dem Beifall zu entziehen suchte, kam Juan Sedeño, der Reiche, auf sie zu. Er nannte einen Neger sein eigen, hatte eine Ladung Kassave-Brot und eingesalzenes Fleisch mit auf die Reise genommen, und seine Stute hatte bei der Landung gefohlt —: er war eine hervorragende Persönlichkeit unter den Soldaten.

„Werde mein Weib", flüsterte er. „Ich meine es nicht wie die anderen. Pater Olmedo soll uns trauen! . . ."

Sie entwand sich seinem Griff und suchte Zuflucht bei ihrem blinden Knaben.

Auf La Medinas Einzeltanz folgten Reigen, Fackeltänze, Plumptänze. Sogar der bucklige, immer mißmutige Narr Madrid wurde von der allgemeinen Aus-

gelassenheit mit fortgerissen, sprang und watschelte grotesk umher, Arm in Arm mit dem Apotheker Ponce, dem verrückten Baccalaureus. Der Bogenschütze Pedro de Guzmán aber, einer der besten Teilnehmer des Freibeuterzuges, drehte sich zierlich im Kreise, die vornehme Francisca de Valtierra herzhaft an sich pressend, und während er darüber nachsann, wie federleicht sie in seinen Armen lag, reifte sein Entschluß, sie noch fester an sich zu fesseln. Ein Blick von ihr entschied über ihr und sein Schicksal — ein Schicksal, das sie beide nach einem Leben, reich an Entbehrungen und Erfolgen, Leiden und Freuden, dereinst zum Schneetod auf den Gletschern Perus hingeleiten sollte . . .

María de Estrada hatte sich ihren Lebensretter Sánchez Farfán zum Tänzer gewählt. Aus Schmerz darüber warf sich die Mulattin Beatriz de Palacios dem wüsten Ribadeo, dem Weinschlauch, an den Hals. Daß Beatriz Bermudez und die brave Ines Florín, daß die gutherzige Isabel Rodríguez, die etwas rundliche Rosita Muños und die Lagerdirne, die man die lange Elvira nannte, sich von den Tänzen nicht fern hielten und viel hofiert und umworben waren, versteht sich von selbst. María del Rincón, die eine Schwäche für Italiener hatte, tanzte mit dem Venezianer Maldonato, einem frühreifen, sechzehnjährigen kranken Burschen, und mit dem kaum älteren Genuesen Lorenzo Serafini, dem Gatten der alten Portugiesin. Isabel de Ojeda aber, die olivenbleiche, ließ sich vom stattlichen Alonso de Barrientos im Kreise herumwirbeln.

Da trat der junge Fähnrich Antonio Villaroel an sie heran und übergab ihr zwei große, grünbraune Orchisblumen, pantoffelähnliche Cypripedien. Er war der Untergebene des Diego de Ordás und hatte bei den Kämpfen in Tabasco eine Unterabteilung des von Ordás befehligten Heeres zum Siege geführt. Ein wenig allzu eitel war er auf diese frischen Lorbeeren, eitler aber noch auf sein anziehendes Äußere. Sein Kummer war sein bürgerlicher Name, der dem des portugiesischen Markgrafen Villareal so ähnlich sah. Neuerdings nannte er sich Villareal statt Villaroel.

Die beiden Frauenschuhe überreichend sagte er:

„Don Diego de Ordás schickt Euch, Doña Isabel, diese Venusschuhe als Wahrzeichen seiner Liebe und als Ehrengabe für Eure liebreizenden, kleinen, das Schicksal niedertanzenden Füße!"

Die olivenbleiche Isabel streckte die Hand nach den Blumen nicht aus.

„Ich bin schuldlos an seiner Liebe, Señor", sagte sie.

„Wollt Ihr den alten Mann so kränken, Doña Isabel, und seinen Gruß zurückweisen?" fragte Villareal fast flehentlich.

Sie warf ihm einen finsteren Blick zu. Doch bald glätteten sich ihre Züge. Sie wunderte sich, daß sie diesen Jüngling bisher nicht beachtet hatte. Gewiß war er einer der Schönsten im Heer; und sie war — das wußte sie — sie war die Schönste.

„Ich will die Blumen nehmen, Señor, weil sie aus Eurer Hand kommen!" sagte sie. „Geht zu Eurem Herrn

Don Diego und überbringt ihm meinen Dank und meinen Kuß, den ich Euch für ihn gebe!"

Und lachend küßte sie ihn auf den Mund.

8.

Der Hauptmann Ordás hatte diesen Auftritt von weitem mit angesehen. Als Villareal ihm Isabels Botschaft ausrichtete, nickte er nur schwermütig. Auf den Kuß verzichtete er.

Einsamer denn je inmitten der tollenden Lebenslust, stieg er die Tempeltreppen hinauf und hockte oben, die allzu langen, holzdürren, in eng anliegende hellgraue Hosen gezwängten Spinnenbeine emporziehend. Mit den Knochenfingern drehte er wieder an seinem sarazenischen Schnauzbart. Er starrte in den Mond, ohne ihn zu sehen.

Seit ihrer Kindheit kannte er Isabel de Ojeda. Vor zehn Jahren war er der Reisebegleiter und Freund ihres Vaters gewesen — jenes prachtvollen, unglücklichen Alonso de Ojeda, der die Küstenstriche nördlich des Orinoco entdeckte, und dem Lande, seiner Pfahlbauten wegen, den Namen Klein-Venedig — Venezuela — gab.

Ojedas Lebensgeschichte mutet an wie eine herbe Heldensage aus Wikingerzeit. War da einst in seiner Heimatstadt Sevilla die Königin Isabella von Kastilien zu Besuch und ritt auf weißem Zelter durch die Gassen; da erstieg er, ein Jüngling damals, den wolkenhohen Giralda-Turm, wo ein zwanzig Fuß langer Balken aus einem Fenster hinausragte; und er schritt auf dem schmalen Balken, ging bis

ans Ende des Balkens, hob pirouettierend ein Bein — schon glaubten Volk und Königin, er stürze aus der Schwindelhöhe herab. Doch ohne zu schwanken, kehrte er ans Fenster zurück.

Nach der Entdeckung Venezuelas wurde er vom Vorsteher der indianischen Angelegenheiten, dem Bischof Fonseca von Burgos, zum Gobernador des an Veragua grenzenden Landes Urabá ernannt. Mehr als den Titel gab ihm Spanien nicht; den Besitz der ihm verliehenen Provinz sollte er erst erkämpfen. Der erste Kartograph Amerikas, Juan de la Cosa, wie gleichfalls Diego de Ordás, begleiteten Ojeda auf dieser schlecht ausgerüsteten, dem Untergang geweihten Expedition. Um die indianische Stadt Calamar einzunehmen, war Ojeda mit Juan de la Cosa und siebzig Mann an Land gegangen, seinem Freunde Ordás die Aufsicht über die Karavellen übertragend. Als nach fünf Tagen keiner der Ausgeschifften an die Küste heimkehrte, brach Ordás mit den zurückgebliebenen Mannschaften auf, die Gefährten zu suchen. Sie fanden sie in einem Walde, tot, alle siebzig niedergemetzelt; die Leiche des Kartographen war schwarz, grauenhaft gedunsen und entstellt durch das Pfeilgift der Indianer. Nur Ojeda fehlte. Weitab wurde auch er schließlich entdeckt, im Gebüsch liegend, vor Hunger fast irr, halbverblutet, doch ohne Giftwunden. Seiner Löwenkraft war es gelungen, sich durch den umzingelnden Feindeshaufen durchzuschlagen. In seinem Schilde staken dreißig Pfeile.

Beim nächsten — diesmal siegreichen — Gefecht mit

Indianern durchbohrte ein Giftpfeil den Schenkel Ojedas. Da befahl Ojeda seinem Arzt, eine Eisenstange weißglühend zu machen und sie ihm durch den Schenkel zu stoßen. Erbleichend, angstbebend weigerte sich der Arzt; bis Ojeda ihm den Galgen androhte, falls er seinen Befehl nicht ausführe. Während der gräßlichen Prozedur ließ sich Ojeda an den Armen und Beinen nicht festhalten, wie es manch anderer getan hätte; er setzte sich so, daß er Zuschauer der Ausbrennung wurde. Das weißglühende Eisen verkohlte nicht nur einen Teil des Schenkels, es dörrte auch den übrigen Körper so sehr, daß Bauch, Brust und Hals noch lange hernach mit Weinessig gekühlt werden mußten, der aufzischend verdampfte.

Mangel an Lebensmitteln trieb bald das dezimierte Eroberungsheer zur Verzweiflung. Gefristet wurde der drohende Hungertod noch für eine kurze Zeit durch die Ankunft eines genuesischen Korsaren, auf dessen gestohlenem Schiff sich viel gestohlenes Gut befand. Die Soldaten gaben ihre geringe Habe hin, dem Seeräuber Brot und gesalzenes Fleisch abzukaufen. Als auch diese Quelle erschöpft war, beschloß Ojeda, nach Haïti zu reisen, um persönlich bei den Behörden Beistand für sein verschmachtendes Heer zu erwirken.

Zuvorkommend erbot sich der Korsar, ihn auf seinem Rennschiff nach Haïti zu bringen. Mit Diego de Ordás und wenigen anderen Begleitern bestieg der Statthalter das Boot des Freibeuters. Auf hoher See wurde Ojeda von den Seeräubern in Ketten gelegt. Ein Sturm verschlug das Schiff an die West-Spitze Kubas; in der

Meerenge zwischen Kuba und Yucatan zerschellte das Schiff. Ein Teil der Besatzung rettete sich auf die Insel Cozumel, fiel den Eingeborenen in die Hände und wurde einer nach dem anderen verspeist. Nur zwei von diesen kamen mit dem Leben davon: der Frater Jerónimo de Aguilar, der spätere Dolmetscher des Cortes, und jener Matrose Gonzalo Guerrero, der, als er die Möglichkeit hatte zu Christen zurückzukehren, es vorzog, ein Indianer zu bleiben.

Den meisten der Schiffbrüchigen aber gelang es, an Planken und Schiffstrümmer geklammert, die östlich gelegene, äußerste Spitze der langgestreckten Insel Kuba zu erreichen. Von da bis zu den europäischen Niederlassungen war ein Weg von Wochen, der durch endlose Moräste führte, wo die Schiffbrüchigen, bis an den Gürtel im Schlamm versinkend, Tag für Tag waten mußten. Ojeda wurde in Ketten mitgeführt; und nur, wenn Indianer in Sicht waren, wurden ihm die Ketten, seiner Tapferkeit wegen, für kurze Zeit abgenommen.

Als ein indianisches Kanoe gefunden wurde, befahlen die Seeräuber dem Ordás, von Jamaica Hilfe zu erbitten. Rudernd erreichte Ordás Jamaica. Der Statthalter Esquivel von Jamaica schickte sofort eine Karavelle mit Lebensmitteln, Kleidern und Hilfsmannschaften ab; obgleich Ojeda sich einst verschworen hatte, ihm den Garaus zu machen, wenn er ihn träfe. Der Anführer dieses Schiffes war Pánfilo de Narváez, der Neffe des Diego Velázquez, des Statthalters von Kuba.

Die Gestrandeten wurden an Bord gebracht. Als das Kanoe, in welchem Ojeda saß, sich der Karavelle näherte, rief ihm der großspurige und redegewandte Pánfilo de Narváez mit seiner mächtigen, wie aus einem Gewölbe ertönenden Stimme freundliche Trostworte zu und begrüßte den in Lumpen gekleideten, gebrochenen Mann als Statthalter von Urabá. Aber Ojeda antwortete darauf nur:

„Mi remo no rema. Mein Ruder rudert nicht mehr!"

Wenige Monate später zeigte sein Ermattungstod, wie wahr diese Worte gewesen. Als Bettler starb der Gobernador von Urabá. Außer Schulden hinterließ er seinen zwei Kindern, der achtjährigen Isabel und deren um ein Jahr älterem Bruder, nichts als einen sagenumwebten Namen. Drei Stunden vor seinem Tode ließ sich der alte Soldat in den Orden der Franziskaner aufnehmen und verschied, ausgesöhnt mit seinem Geschick, im Mönchs-Habit.

Der beiden Waisen nahm sich Ordás an und gab ihnen die Erziehung, wie sie Kindern eines Statthalters zukam. Seine väterliche Zuneigung wurde zur Vergötterung, als Isabel außergewöhnlich schön heranwuchs. Um sie nicht schutzlos zurückzulassen, hatte er sie — und auch ihren Bruder Alonso — veranlaßt, mit nach Mexico zu ziehen. Er wollte der Wächter ihrer Schönheit sein; und hoffte, ihr mehr als das sein zu können. Sie aber dankte ihm mit einer Dankbarkeit, die weh tat. Er haßte ihren Dank, weil er ein Panzer war, mit dem sie sich vor ihm schützte . . .

Um sein Schwert gewunden war eine amaranthfarbene Schärpe, ein Geschenk Isabels. Mit silbernen Fäden hatte sie einen pudelhaften, von einer Putte gebändigten Löwen auf die Schärpe gestickt. Im Mondschein auf den Tempelstufen hockend, nahm er die Schärpe ab und zupfte an den gestickten Fäden. Doch ohne Messer konnte er die Fäden nicht herausreißen. So ließ er denn — diesmal noch — das Emblem der Liebe auf der Schärpe.

9.

Spät an diesem Abend hielt der Kämmerer Rodrigo Rangel diese Ansprache an Cortes:

„Wäre ich eine Kuh in Andalusien, ich würde bei einem Gang durch die Gassen Sevillas den Kopf nicht unmutiger schütteln, als ich hier, auf dem Wege ins Fabelland Mexico, den Kopf schütteln muß. In Sevilla gibt es Fleischerläden — oh! ein bitterer Anblick für eine Kuh; und hier gibt es einen Opfertempel — ein bitterer Anblick für einen Menschen. Sonst aber suche ich nach einem Unterschied und finde keinen. Würde denn Montezuma ein Stück Menschenfleisch essen, wenn er denken könnte wie wir? Würden wir ein Stück Rindfleisch essen, wenn wir denken könnten wie eine Kuh? Das ist es: wir können nicht denken! Wir denken überhaupt nicht, wenn wir essen! Die Kuh aber kaut und kaut wieder und denkt — und das ist das Furchtbare! . . . Dem Namenlosen ist die Hand bei lebendem Leibe abgehackt und auf den Schindanger geworfen worden, wo sie von Ratten und anderem Geschmeiß gedankenlos zerknabbert

wurde; die Indianer aber hacken Leichen die Arme ab, bereiten sie appetitlich zu mit Öl, Pfeffer und anderen Gewürzen, schmoren sie, verzehren sie eigenselbst und sagen: ‚Ich kaue und esse meinen Gott!' ... Ich bitte Euer Liebden, was ist christlicher? Wir aber nennen es indianisch, wenn Avila den leeren Ärmel des Einarms von Villanueva durchbohrt, und gar mexikanisch will es uns scheinen, wenn Ordás einen toten Walfisch aufspießt. Kann ein toter Fisch den Tod verdienen? So wenig wie ein leerer Ärmel. So wenig wie ein rotes Tuch; — aber die Stiere denken anders. Oder nein, sie denken eben nicht; nur die Kuh tut es, weil sie kontemplativ ist und keinem Ziel nachjagt. Womit ich nicht behauptet haben will, daß nicht auch Pferde denken. Aber was denkt sich so ein Pferd, wie der Hengst des Tanzmeisters Ortiz, wenn es unablässig wiehernd hinter der Stute des reichen Sedeño hertrabt? Oder wenn María de Estrada (die ich für ein verzaubertes Edelroß halte) hinter dem Jammergaul Sánchez Farfán hertrabt? Oder wenn ich der langen Elvira nachlaufe, obzwar nicht wiehernd? Hat das einen Sinn? Verdient ein toter Fisch den Tod? (möchte ich nochmals fragen). Nein, er verdient den Tod nicht; auch nicht den Opfertod; auch nicht den Tod im Fleischerladen. Folglich — um es kurz zu machen — sollten wir ziellos sein. Nur das würde uns befähigen, zu kontemplativen Kühen zu werden."

So sprach Rodrigo Rangel.

10.

Früher als befohlen, wurde Cortes den nächsten Morgen geweckt. Ein Pedro getaufter Indianersklave aus Manzanilla auf Kuba, ein Fußläufer von besonderer Flinkheit, war aus Vera Cruz mit einem Brief des alten Escalante angelangt.

Nachdem Cortes den Brief gelesen, gab er Martín de Gamba, seinem Stallmeister, Auftrag, den Romo zu satteln und ließ Alvarado, Sandoval und den Kavalleristen Enrico Lares in sein Zelt bitten.

„Mir schreibt da Escalante," sagte er, „daß sich ein fremdes Schiff dem Hafen nähert, und er erbittet Verhaltungsmaßregeln. Zum Glück sind wir noch so nah, daß ich selbst hinreiten und nach dem Rechten schauen kann, für den Fall uns Diego Velázquez einen Tort antun will. Euch, Sandoval und Lares, nehme ich als Begleiter mit. Und Ihr, Alvarado, sollt, während ich abwesend bin, mich vertreten. Ich wähle Euch, weil die Leute Euch lieben; aber haltet die Zügel nicht zu locker!"

„Ich werde das Vertrauen rechtfertigen, das Ihr in mich setzt!" sagte der blauäugige Alvarado.

Als sich Cortes eben in den Sattel geschwungen hatte, näherte sich ihm Alonso de Grado, ein nicht mehr junger Mann mit dreimal gefaltetem, hängendem Unterkinn, schwarzen Äuglein und einem winzigen schwarzen Schnurrbart-Flecken inmitten des glanzigen Mondgesichtes. Dieser Schlemmer, Lautenspieler, Zungendrescher und Vielschreiber hielt sich stets hintenübergebeugt, gleichsam im Begriff, auf den Rücken zu fallen vor aufgeblähter Selbstbewun-

derung. Schon den Abend vorher hatte er Cortes in den Ohren gelegen und mit vielen Argumenten seinen Herzenswunsch vorgebracht: Cortes möchte ihn doch — an Escalantes Stelle — zum Anführer der in Vera Cruz zurückgebliebenen siebzig Mann ernennen. Bloß gelächelt hatte Cortes und hatte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit zum Zelt hinauskomplimentiert. Daher stellte sich Alonso de Grado jetzt wieder ein und zeigte eine Bittschrift vor, ein hochtrabendes Schriftstück, mit nicht weniger verschnörkelten Arabesken im Stil wie in den kalligraphisch auf Pergament gemalten Majuskeln.

„Ihr hättet besser getan, Señor, die Nacht zu schlafen!" sagte Cortes und gab seinem Pferde die Sporen. Alonso de Grado sah ihm mit offenem Munde nach und hatte die Bittschrift noch immer in der Hand.

II.

Da dicht beim Dorfe eine Brücke war, gelangten die drei Reiter ohne weiteren Aufenthalt ans andere Ufer. Sie ritten dann in scharfem Trab. Und der Indianer Pedro hielt Schritt mit ihnen, mühelos, als wäre er ein nebenher trottendes Windspiel. Den Tagesweg des Heeres legten sie in anderthalb Stunden zurück.

Das fremde Schiff war inzwischen gelandet. Und der alte Escalante kam Cortes vor die Tore der Stadt entgegen geritten und erzählte, daß der Schiffskapitän ein gewisser Francisco de Salcedo sei. Aus Veragua kommend, habe er in La Havanna zu spät von der Unternehmung des Cortes gehört; habe sich mit zehn Mietssoldaten —

zu spät gekommenen wie er — zusammengetan, ein Schiff und drei Pferde zu kaufen, und sei, ohne Wissen des Statthalters von Kuba, Don Diego Velázquez, ins Ungewisse hinausgesegelt, dem Zufall sich anvertrauend. Geradewegs habe sein guter Stern ihn hierhergeführt.

„Nein, — mein guter Stern hat ihn hergeführt!" verbesserte Cortes. „Zehn Mann sind uns viel wert; und noch mehr wert sind uns ihre drei Pferde!"

Darin irrte er nun freilich. Denn als er auf den Marktplatz ritt, wo vor dem halbfertigen Magistratsgebäude die Neuangekommenen in Reih und Glied auf ihn warteten, stellte es sich heraus, daß mit den Pferden kein Staat zu machen war: das eine hatte die Mauke und mußte in Vera Cruz zurückgelassen werden; die beiden anderen lahmten, ausgemergelt infolge der Seefahrt. Unter der Mannschaft aber waren Prachtkerle.

Am wenigsten gefiel Cortes der Anführer Salcedo. Er war ein sauberer, allzu sauberer Fant. Seine geleckte Nettigkeit stand ihm übel zu Gesicht, wie ein Laster. Wenn er ein Bein um das andere schlang, geziert den Ellenbogen und den langnägeligen kleinen Finger hochhob, sein Schnurrbärtchen zu streicheln; vor allem aber wenn er sprach — und nie anders sprach er als mit einer zur Schau getragenen Eleganz — konnten sich Cortes und seine Begleiter eines Lächelns nur schwer erwehren.

„Wir haben Bernal Díaz unrecht getan," flüsterte Cortes Sandoval in die Ohren, „als wir ihn den Galanten nannten! Er wird den Spottnamen abtreten müssen!"

Den besten Eindruck machte der Leutnant Luis Marín. Grobschlächtig, rotbärtig, blatternarbig. Seine Häßlichkeit war auffallend, er hatte Säbelbeine, breite Backenknochen, eine unschöne Spitznase; aber auffallend war auch der sanfte, besonnene, stete Blick seiner grauen Augen. Auf Fragen antwortete er sachlich, kurz. Cortes fühlte sofort, daß er einen seiner tüchtigsten Offiziere vor sich habe.

Erst als Luis Marín seinen Namen genannt, erkannte Sandoval im Blatternarbigen mit dem roten Vollbart einen Jugendfreund, von dessen Schicksalen er, seit er die alte Welt verließ, nichts mehr gehört hatte. Er sprang vom Pferd, eilte auf ihn zu, krummbeinig wie er — sie waren beide geborene Reiter —, umarmte und begrüßte ihn warm. Obgleich acht Jahre jünger, hatte er sich einstmals in seinem Heimatsorte Medellin (wo ja auch die Wiege des Cortes gestanden) dem Luis Marín und dessen Freunde Pedro d'Ircio, dem Agramant ohne Taten, angeschlossen und mit beiden Gefährten manche Nacht den Romancero lesend durchschwärmt. Nun überbrachte ihm Marín Grüße von seinem Vater, dem Festungskommandanten Gregorio de Sandoval, der noch immer durch die Gassen Medellins schlenderte, einsam, verdrossen über ein vertanes Leben . . .

Ein baumlanger Kerl stand neben Luis Marín: der Infanterist Antonio de Quiñones. Stämmig und lässig in der Haltung; pechschwarz, verwildert-struppig Bart und Haar; schmalstirnig, brutal und gutmütig das Gesicht. Daß dieser Sechsundzwanzigjährige sein Lebensretter werden würde, konnte Cortes nicht ahnen; aber das ahnte

er wohl, daß ihm sein guter Stern einen Dienst erwies, indem er ihm diesen Mann zuführte.

Da standen auch noch zwei Freunde, die Reiter Francisco Martín de Vendabal und Don Pedro Gallejo. Auf der Universität Salamanca hatten sie sich gefunden und waren unzertrennlich seitdem. Sie waren Hidalgos, hatten schmale lange Gesichter und schöngeformte, längliche Schädel. Ihre Erziehung, Universitätsbildung und angeborenes Kavaliertum schied sie ab von den meisten der unter diesem Himmelsstrich dem Phantom el Dorado nachjagenden Abenteurer. Sie waren ernst und schweigsam. Besonders Don Pedro Gallejo schien beschwert von einer heimlichen Kummerlast, für die er vielleicht selbst keine Ursache wußte . . .

Cortes ordnete an, daß der Indianersklave aus Manzanilla, der Fußläufer, die Neuangekommenen zum Feldlager geleite. Er selbst ritt, nach einstündigem Aufenthalt, mit Sandoval und dem Reiter Enrico Lares zurück.

12.

Als sie das Stadttor hinter sich hatten, sagte Cortes zu Sandoval:

„Zu einem Freund, wie diesem Luis Marín, muß ich Euch beglückwünschen, Señor. Daß aber Pedro d'Ircio Euer Freund ist, nimmt mich wunder!"

„Ich war vierzehn Jahre alt, als ich ihn kennen lernte, Euer Gnaden! Ich staunte ihn an wie ein Meerwunder, weil er mir sein Erlebnis mit dem Grafen de Urueña und einem Don Pedro Jirón erzählte. Ich hatte nie der-

gleichen gehört . . . Ich habe auch seitdem nie ähnliches gehört", fügte Sandoval nach einer Pause hinzu.

„Vom Grafen de Urueña", sagte Cortes, „soll d'Ircio auch jetzt noch immerwährend fabeln, sobald er ein Glas zu viel getrunken. Aber niemand glaubt ihm — wurde mir berichtet. Der Graf de Urueña ist ein großer Herr, ein Grande von Spanien. Muß man nicht annehmen, daß d'Ircio aufschneidet?"

„Das tut er sicherlich, Euer Gnaden. Aber er lügt nicht."

„Ist das ein Unterschied, Señor?"

„Gewiß; wie zwischen einem Körper und einem Kleid. Er schneidet nur das Kleid zurecht, wenn er aufschneidet."

„Freilich. Einen Menschen zu machen ist schwerer — oder leichter. Eine gute Erzählung auch. Beides traue ich ihm nicht zu. Also mögt Ihr recht haben, daß er sichs nicht aus den Fingern gesogen. Doch was hat er denn erlebt?"

„Eine der seltsamsten Geschichten, Euer Gnaden."

„Erzählt, Señor. Es wird uns die Zeit vertreiben."

Und Sandoval erzählte.

Als Sohn eines Tuchwebers war Pedro d'Ircio zur Welt gekommen und war in seiner Jugend in keine Schule, wohl aber in die harte Schule der Not gegangen. Zwanzig Jahre alt, nachdem er sich als Lastträger, Küchenjunge, Eseltreiber, Glasbläser, Orangenverkäufer, ja, sogar als Schneiderlehrling versucht, verdingte er sich beim Grafen de Urueña als Stallbub. Nachdem er es ge-

lernt hatte, Pferde zu füttern und zu striegeln, rückte er zum Reitknecht herauf und durfte den Grafen bei seinen Ausritten begleiten. Das ging so eine Weile. Eines Morgens nun, als sie aus einem Walde kommend auf eine anmutig gewellte Wiese gelangten, verlangsamte der Graf den Trab und ließ — was er noch nie getan — den Stallknecht neben sich reiten.

„Willst du ein Stück Geld verdienen, Bursche?" fragte er ihn unvermittelt.

Pedro d'Jrcio gestand schmunzelnd ein, daß für ihn ein Stück Geld keine Kleinigkeit sei. Der Graf fuhr fort.

„In meinem Hause wohnt ein Weibsstück, das ihrem Namen und ihrer Familie Schande macht . . ."

Der Graf schwieg eine Weile. Und d'Jrcio sann höchst verwundert über seine Worte nach. Denn noch nie war ihm zu Ohren gekommen, daß der alte Witwer eine leichte Person bei sich beherbergte. Ei, ei, so ein Scheinheiliger! . . . Der Graf fuhr fort:

„Nachdem sie sich in Pfützen herumgesühlt hatte, steckte man sie ins Kloster. Fünfmal. Aber jedesmal wurde sie von Liebhabern befreit. Kein Kloster nimmt sie mehr auf. Die Liebhaber wanderten ins Gefängnis. Immer neue fanden sich, da sie so schön ist. Die Ärzte behaupten, sie sei krank, mannstoll . . . nur ein Mann könne sie heilen . . . Welcher Mann ihres Ranges würde sie nehmen! Wäre sie auch reicher noch als sie ist: ein getragenes Hemd kauft kein Edelmann. Darum raten mir die Ärzte, ihr einen Galan zu suchen, damit das Gerede aufhört . . ."

Wieder schwieg der Graf. Dem Bereiter aber donnerte das Herz an die Rippen.

„Ich habe dich dazu ausersehen, Bursche", sagte schließlich der Graf. „Du sollst gut dafür bezahlt werden!"

Am Abend desselben Tages wurde der Reitknecht, mit verbundenen Augen, von einem alten Diener über Treppen und durch Säle und Korridore in ein Zimmer geführt. Dort nahm ihm der alte Diener die Binde von den Augen und verließ ihn; schloß die Tür hinter ihm.

Pedro d'Ircio befand sich in einem schummerig von einer Alabaster-Ampel beleuchteten Schlafzimmer. Goldene Ledertapeten, Ölgemälde in Goldrahmen, Gobelins. Auf einem Prunkbett lag, nur mit einem Spitzenhemd bekleidet, ein junges Mädchen, achtzehnjährig, blondlockig, weiß wie Milch. Er kam sich wie ein König und wie ein Mörder vor; er wollte fliehen und blieb doch; wirbelig, brennend wie eine Fackel. Und wäre er kein bezahlter Reitknecht gewesen, er wäre doch geblieben ... Die Tür war ja verschlossen.

„Pedro", hauchte das Mädchen und streckte ihm sehnsüchtig die Arme entgegen.

Als er sich näherte, starrte sie ihn an, schrie auf und brach in wildes Schluchzen aus.

„Ihr seid nicht Pedro! ... Wer seid Ihr, was wollt Ihr, Mensch?! ..."

Sie schrie um Hilfe, jammerte, flehte. Ihre Schreie vergellten ungehört. Sie kratzte ihm blutige Striemen ins Gesicht, biß ihn in die Finger. Es half ihr nichts.

Seit jener Nacht wurde er jede Nacht zu ihr geführt. Er hatte keinen Grund zu klagen. Geld hatte er in Fülle. Und auch sie behandelte ihn besser, kratzte und biß nicht mehr um sich wie eine Wildkatze.

Nach einem Jahr wurde sie zärtlich, entwarf Fluchtpläne. Sie wollte sein Weib werden, entweichen mit ihm, sich heimlich trauen lassen.

In einer stürmischen Herbstnacht gelang es ihm, ihre Kerkermeister zu überlisten und sie aus dem Schloß zu entführen. Einen Teil des erworbenen Geldes hatte er daran gewendet, in einem Dorf der Umgegend einen Kaplan zu bestechen, der die heimliche Ehe einsegnen sollte.

Während sie über die nachtschwarze Ebene eilten, nicht mehr fern von der Kirche, glaubte er Roßgetrappel zu hören. Es konnte auch der Sturmwind sein, der mit wütigen Böen über Stock und Stein galoppierte.

Die Tür der Kirche stand offen, gelbrotes Kerzenlicht blendete in die Nacht hinaus. Der Kaplan erwartete das Brautpaar. Wie sie eben eintreten wollten, sausten zwanzig geharnischte Reiter heran. Der Vorderste sprang aus dem Sattel auf die Kirchenschwelle, hielt dem Kaplan eine Muskete unter die Nase.

„Ich heiße Don Pedro Jirón, und diese Doncella ist meine Braut. Ihr werdet uns trauen, wenn Ihr vernünftig seid! . . .“

Pedro d'Jrcio erlaubte sich bescheiden zu bemerken, daß die Braut seine Braut sei. Die Umstehenden brachen in ein zackiges Gelächter aus.

„Die Tochter des Grafen de Urueña?! Seid Ihr von Sinnen?"

Als er das hörte, glaubte er freilich von Sinnen zu sein.

Das Fräulein sagte zu ihrem Verlobten — ganz leise zwar, doch so, daß Pedro d'Jrcio es hören konnte —:

„Ich schrieb Euch doch, daß der Mann, der mich herbegleiten werde, nicht recht bei Verstande sei. Es ist ein Reitknecht meines Vaters."

„Dann mag er als Trauzeuge hier bleiben. Mich stört er nicht!" rief Don Pedro Jirón lachend.

Und so geschah es. D'Jrcio blieb, wohnte der Zeremonie geistesabwesend bei, war Trauzeuge, ohne davon zu wissen.

Der Neuvermählte ließ sich von ihm den Steigbügel halten, als er sich lachend wieder in den Sattel schwang. Für die Hergeleitung der jungen Frau gab er dem Reitknecht ein artiges Trinkgeld.

Das war zu viel. Der Reitknecht erwachte und stieß dem Lachenden ein Messer in den Rücken. Dann entwich er in die wolkenverhängte Ebene. Später erfuhr er, daß der Dolchstoß nicht tödlich gewesen. Der alte Graf aber ließ ihm trotzalledem einige hundert Pesos dafür auszahlen.

13.

Noch lange, nachdem Sandoval die Erzählung beendet hatte, redete Cortes über das Abenteuer, das er sehr ergötzlich fand. Besonders vergnügte es ihn, wie unentwegt

der alte Graf den Stallbuben seinem adligen Schwiegersohn vorzog.

„Daß d'Ircio zum Messer gegriffen," sagte Sandoval, „versöhnt mit dem Vorangegangenen . . ."

„Gewiß!" meinte Cortes. „Blut ist ein Reinigungsmittel, besser als Seife. Vom Geld, das er genommen, kann er wohl sagen non olet, seitdem Blut daran klebt. Auch hat er den Kaplan damit bezahlt, um seinen Nebenbuhler zu verheiraten. Just so würde er heute noch handeln. Menschen ändern sich nicht."

Sie waren an den Fluß gekommen, etwa eine Meile vor der Brücke, und ritten jetzt am Flußufer entlang.

„Was schwimmt da?" fragte Cortes, mit einem Ruck seinen Rappen zum Stehen bringend.

„Es scheint eine Tonne zu sein, Señor Capitan", sagte der Reiter Lares.

„Seht nach, was es ist!" befahl Cortes.

Lares ritt nah ans Ufer heran. Vom Geäst eines überhängenden Ceiba-Baumes war die heranschwimmende Tonne festgehalten worden und blieb dort eingefangen, auf und ab schwankend in der reißenden Strömung und sich schwerfällig drehend. Lares kletterte auf den schief über den Fluß geneigten Baumstamm, zerrte und schob die Tonne ans Ufer und rollte sie dann Romo vor die Füße.

„Die Tonne ist nicht leer, Señor Capitan!" meldete er.

„Wir wollen sie öffnen und sehen, was sie enthält", sagte Cortes. „Aus unserem Lager stammt sie, das ist

klar. Und wir sind nicht so überreich an Lebensmitteln, daß wir sie sorglos in den Fluß werfen dürfen."

„Ich kann mir nicht denken, daß einer aus unserem Heer so etwas tun würde", sagte Sandoval.

„Der Galgen wäre zu gelinde für ihn", meinte Lares.

Sandoval stieg vom Pferd und half Lares die Tonne zu öffnen. Da sie überzeugt waren, eingesalzenes Fleisch oder Kassave-Mehl zu finden, war ihre Überraschung, ihr Schrecken, ihr Entsetzen maßlos, als sich ihnen beim Öffnen ein ebenso grotesker wie grausiger Anblick bot. Eingezwängt in die Tonne waren fünf Wesen: ein Mensch, eine Ratte, ein Truthahn, ein Affenweibchen und eine Giftschlange. Die Lynchjustiz eines erbosten Heeres hatte die fünf Sterbensgenossen lebendig in die Tonne gepfercht und sie den Wellen übergeben.

Der Mensch, der Truthahn und die Giftschlange waren tot. Aber die Ratte und das Affenweibchen lebten noch. Das Affenweibchen kroch auf den Rand der Tonne, winselte jämmerlich und, Grimassen schneidend, faßte es mit den schwarzen Händchen an den gebrochenen Fuß. Die Ratte hüpfte über den Rand und flüchtete ins Ufergras.

Die Encubamiento genannte Volksjustiz wurde damals noch häufig in Spanien geübt, allen Regierungsverboten zum Trotz. Eigentlich mußten dem Verurteilten ein Hund, ein Hahn, ein Affenweibchen und eine Viper in die Tonne beigegeben werden — alle noch lebend wie auch er. In Ermangelung eines Hahnes hatte man einen Truthahn

gewählt; und da Becerrico und Moro zu wertvoll waren, war der Hund durch eine Ratte ersetzt worden.

„Wer ist es?" fragte Cortes.

„Der alte Suárez — der Mann der Mulattin Beatriz de Palacios! . . ." rief Lares. „Er wird sie aus Eifersucht erwürgt haben!"

„Lebt der Alte noch?" fragte Cortes, rot vor Zorn.

„Nein, Euer Gnaden. Die Schlange hat ihn gebissen. Dafür hat aber auch er die Schlange zerquetscht."

„Kommt, meine Herren, laßt uns in geschwindem Trab heimkehren! Alvarado soll mir Red und Antwort stehen!"

14.

Marina saß im Zelt. Die schwarzsammetene Standarte knitterte an der Fahnenstange. Marina erwartete ihren Gott.

Da kam der Dolmetscher Aguilar hereingeschlichen. Sie sprang vom Feldstuhl empor. Unheimlicher als je war sein Blick.

„Was wollt Ihr? . . ." fuhr sie ihn an.

„Marina!" stöhnte er.

Und dicht vor ihr warf er sich auf die Knie, küßte den Saum ihres Kleides, suchte den Arm um ihre Hüfte zu legen. Sie riß ihm ihren Rock aus den Händen, stieß ihn von sich.

„Geht!" herrschte sie ihn an. „Geht, oder ich rufe . . ."

Er keuchte, rang nach Atem, wurde geisterblaß.

„Verdammt mich nicht, Marina! Habt Erbarmen! Rettet mich! . . ."

„Mich muß ich retten!" rief sie.

„Meine Berührung ist unrein, ich weiß!" ächzte er. „Doch nur Ihr könnt mir helfen! Nur Euch kann ich beichten!"

„Ich bin nicht Pater Olmedo!" sagte sie mit bitterem Spott.

„Hört mich an", flehte er. „Ich bin ein Besessener. Ich habe nicht alles erzählt von der Keuschheitsprobe des Kaziken ... Es wird mich befreien, wenn ich es erzähle ... Nachdem die vielen kleinen Mädchen mich nicht hatten verführen können, ließ mich — in der vierten Nacht — der Maya-Fürst allein mit einer kleinen Nackten, die noch liebreizender war als die anderen. Und ihr war vom Fürsten der Tod in Aussicht gestellt, falls es ihr nicht gelänge, mich zur Sünde zu verleiten ... Doch mein Gebet zu Gott machte mich hart. Und der Stolz auf meine Keuschheit war stärker als die Lust und das Mitleid mit dem Kinde. Und das Kind weinte, und als der Morgen herandämmerte schluchzte es laut aus Furcht vor dem Tode ... Ich hatte die Wahl: entweder mich zu retten oder das Kind. Und ich habe mich gerettet und habe zugelassen, daß das Mädchen grauenvoll zu Tode gemartert wurde ... Seitdem ist meine Keuschheit verflucht: das tote Kind hat sich gerächt und rächt sich immerzu; seine Nacktheit verfolgt mich immerzu ... Ich habe meine Seele und meine Augen daran vergiftet ... Für einen Heiligen halten mich die Soldaten, mich, der ich ein Sünder bin wider den Heiligen Geist! ... Nur du kannst den Schmutz von meiner

Seele waschen, Marina! Das Bild der kleinen Nackten schwindet vor deinem reinen Bilde ... Halte mich nicht für so wahnwitzig, daß ich glauben könnte, du würdest mich je lieben ... Nur erlaube mir, daß ich dich liebe ..."

Unsäglich angewidert war Marina. Warum schüttete er seinen Unrat vor ihr aus!

Sie wollte ihn noch einmal mit harten Worten hinausweisen. Doch da trat Velázquez de León ins Zelt, ihr mitzuteilen, daß Cortes nahe. Aguilar schlich sich hinweg.

15.

Im Lager angekommen, fragte Cortes sofort nach Alvarado. Von Velázquez de León, den er vor seinem Zelte traf, erfuhr er, daß Alvarado mit den Feldobristen Lugo, Olid und Tapia auf die Jagd geritten sei; für die Zeit seiner Abwesenheit habe er Avila die Beaufsichtigung des Lagers übertragen.

Böse lächelnd sagte Cortes:

„Und Avila hat die Oberaufsicht dem Narren Madrid übertragen! Und der Narr Madrid hat sie dem Hunde Becerrico übertragen! Schuld bin nur ich, daß ich nicht von vornherein — über die Köpfe meiner Hauptleute hinweg — den Hund Becerrico zum stellvertretenden General-Kapitän gemacht habe! ..."

Er schäumte vor Wut. Er ließ sich von León berichten, was vorgefallen.

Am frühen Morgen war, weit außerhalb des Lagers, die Mulattin Beatriz de Palacios mit zertrümmerter

Schädeldecke aufgefunden worden. Man hielt sie für tot; und der Zimmermann Cristóbal de Jaén hämmerte schon an einem Sarge für sie. Doch nach einer Stunde wachte sie für kurze Zeit auf und konnte einige Worte sprechen. Mit einem Mühlstein war ihr von ihrem alten Gatten, dem kahlköpfigen Suárez, der Schädel eingeschlagen worden; und er hatte die vermeintlich Tote heimlich im Dunkel der Nacht aus dem Lager geschafft in der Hoffnung, sie werde zwar vermißt, aber nicht gefunden werden. Er hatte es ihr immer nachgesehen, wenn sie dem Weißhändigen oder dessen Freunden auf dem Schoß saß und scharmierte; seit sie sich aber dem derberen und weit weniger zurückhaltenden Ribadeo dem Weinschlauch an den Hals geworfen, hatte eine hemmungslose Eifersucht den Alten gepackt.

Nachdem die Mulattin ihre Aussage gemacht, lag sie wieder wie tot da. Nun erhob ihre Mutter, die Portugiesin Vaquera, ein Sturmgeheul, rief das Lager zusammen, warf das Wort Tonne in die Menge. Die schauerlüsterne Menge fing das Wort wie einen Spielball auf; und eine Weile lang hüpfte der Ball hierhin und dorthin. Ratte, Truthahn, Affenweibchen und Schlange waren bald herbeigeschafft; nur der alte Suárez fehlte noch. Auch er wurde schließlich gefunden, leichenweiß, mit karminrot verweinten Augen . . .

„Warum habt Ihr die Tollheit nicht gehindert, Señor", fuhr Cortes ihn an.

„Ich tat mein möglichstes, Euer Gnaden. Aber Avila gab mir zu verstehen, daß der Oberbefehl ihm

und nicht mir übertragen sei; und ich solle mich nicht in Dinge mischen, die mich nichts angingen ..."

„Also er hat darum gewußt und es geschehen lassen, bloß um Euch aufzutrumpfen!" rief Cortes. „Und das sind die Hauptleute, mit denen ich ein rebellisches Heer zum Sieg führen soll! Auf mein Gewissen, ich verzweifle an meiner Aufgabe! ..."

Als Cortes eben nach Avila schickte, ihn zur Rede zu stellen, kehrte Alvarado mit den anderen Hauptleuten heim von der Jagd. Sein sonnenheiteres Antlitz leuchtete, glänzte, blitzte Freudestrahlen mehr noch als sonst, denn er hatte einen Hirsch und viel anderes Getier erlegt.

Cortes vermochte nicht, ihm ernstlich zu grollen, trotz seiner Pflichtvergessenheit. Freundschaftlich machte er ihm Vorstellungen und erzählte ihm von der Tonne. Aber der zarte Sarkasmus, mit dem Cortes seine Unzufriedenheit maskierte, bedrückte Alvarado. Seine gute Laune verflog, er war dankbar und beschämt; fluchte auf Avila, brachte Entschuldigungen vor, die keine waren. Seitdem er den kleinen Soldaten Burgueño vom Galgen geschnitten, hatte er in Feindschaft mit Avila gelebt; oft von Cortes ermahnt, Frieden zu halten, hatte er geglaubt, heute sei eine Gelegenheit zur Aussöhnung, da es Avila schmeicheln mußte, daß er ihm — statt einem der anderen Hauptleute — den Oberbefehl abtrat.

„So wie ich ihn kenne, hat er das angestiftet, um mir eine Verlegenheit zu bereiten!" rief Alvarado, als gerade Avila hinzukam.

„Hört, Señor," sagte Cortes, „Ihr habt gestern dem Einarmigen aus Villanueva ein Loch in den leeren Ärmel gestoßen. Ich habe es gesehen und wollte es nicht sehen und will es nicht gesehen haben, denn sonst müßte ich Euch vor ein Kriegsgericht stellen. Auch was heute geschehen ist, soll ungeschehen bleiben. Aber eine Verwarnung kann ich Euch nicht ersparen!"

Avila antwortete unwirsch; und es kam zu einem wüsten Auftritt. Die übrigen Feldobristen, weniger zartfühlend als Cortes, schütteten ihren lange aufgestauten Zorn aus. Avila wehrte sich wie ein Wolf gegen eine Hundemeute. Mit Alvarado verbiß er sich so grimmig, daß beide die Rapiere zogen und getrennt werden mußten. Cortes verbot streng den Streit fortzusetzen. Er zwang die Wutblassen, sich die Hand zur Aussöhnung zu reichen.

Aber seit diesem Tage blieben für alle Zeit Avila und Alvarado offene, unversöhnliche Gegner.

Alleingeblieben sagte Cortes zu Alvarado:

„Übermenschlich schwer ist die Aufgabe, die ich mir gestellt habe. Wenn sie scheitern sollte, so wird es nicht geschehen durch die Macht der Waffen, nicht durch die Feinde da draußen ... Mir in den Arm fallen werden Näherstehende ..."

16.

Gegen Mittag langte Salcedo mit seiner Mannschaft aus Vera Cruz an, und der Marsch nach Mexico konnte fortgesetzt werden. Der Sarg, mit der Mulattin darin,

wurde mitgeführt, da sie schwache Lebenszeichen gegeben hatte, als man sie einscharren wollte.

Den Weg kannte niemand. Irgendwo im Westen lag das Goldland, jenseit der Savanne und der Schneeberge, unsichtbar, nebelfern wie der Smaragdfels des Ordás. Aber selbst zur nahe gelegenen Stadt Sempoalla kannte niemand den Weg.

Nach halbstündigem Marsch durch das Irdische Paradies wurde Cortes gemeldet, daß zwölf Indianer, augenscheinlich in friedlicher Absicht, dem Heer entgegenkämen. Durch Marina und Aguilar ließ er sie ausforschen. Totonaken wären sie, abgesandt vom dicken Kaziken; brächten Maiskuchen und Geflügel, böten ihre Dienste als Tlamamas — Lastträger — an; begehrten die Richtung zu weisen nach ihrer Hauptstadt Sempoalla.

Sechs von den Totonaken behielt er bei sich, die übrigen schickte er mit Ordás und einigen schnellfüßigen und martialisch ausschauenden Infanteristen voraus in die Stadt. Er wählte Ordás, teils weil er dessen lechzendem Tatenhunger einen Bissen in den Rachen stopfen wollte; teils aber auch weil der bizarre, gespenstisch hagere Ritter, in seiner blauschwarzen stahlrasselnden Turnier-Rüstung und im Zauberschimmer seiner pompösen Schwermut mehr als andere geeignet war, dem Volke von Sempoalla einen Begriff zu geben von der Erhabenheit weißer Götter.

„Haltet die Augen offen!" sagte ihm Cortes. „Indianer sind Indianer, auch wenn sie Freunde sind. Achtet auf jedes Zeichen, das auf Heimtücke deuten könnte."

Unter der kleinen Schar, die Ordás begleitete, befanden sich die Besten: Guzmán, Olea und der eben erst gelandete Quiñones. So gute Fußgänger sie waren, konnten sie doch nur schwer dem vorausrasenden Ritter folgen, der sich keinmal nach ihnen umschaute. Um so häufiger zum Glück schaute sich seine Grauschimmelstute nach ihnen um, blieb sogar des öfteren trotz allen Spornens stehen, ganz einfach, weil sie sie erwarten wollte, seelenruhig Gras fressend.

Nicht lange und sie sahen hinter einem Hügel Quadermauern und Turmzacken aufragen, unwahrscheinlich greifbar in der harten Luft. Bebaut war das Land hier im Bannkreis der Stadt; Maisfelder, gut bestellt, von Wasserrinnen umzogen, wechselten ab mit Feldern auf denen Chilli-Pfeffer, Kürbisse, Tabak, Zwergbohnen, Bataten und Baumwolle gepflanzt waren. Kakaobäume, Meerkirschbäume, Bananenbäume schatteten zwischen den Feldern, umrankt von Traubengewinden dunkelrebigen Weines. Auch Kakteen waren angebaut zur Zucht der Cochenille-Schildlaus.

Der Einzug des Ordás glich einem Triumphe. Schon eine Meile vor der Stadt standen Indianerhaufen, näherten sich furchtlos; reichgekleidete Frauen und Mädchen reichten Früchte und Blumen dar, umwanden die Rapiere der Kastilier mit Kränzen. Das hielt auf, währte dem rasenden Roland zu lange. Er ließ seine Schar im Stich, galoppierte allein der Stadt zu. Ein Wunder, daß er die aus der Stadt strömende Menge nicht überrannte, nicht zerquetschte, nicht zu Brei zertrat, daß es ihm ge-

lang, sich und sein Pferd durch das vollgepfropfte Tor hindurchzubringen. Die Gassen waren überfüllt. Er kam, von der gestauten Flut umwogt, auf einen großen Platz. Von Hunderten und Aberhunderten umtost war er. Jeder wollte ja den Hirschmenschen sehen, dies Fabeltier mit den zwei Köpfen, zwei Armen und vier Beinen. Schauder rieselte und plätscherte in eiskalten Wellen durch den Menschenknäuel ringsum: doch die Ehrfurcht hielt die Furcht in Bann. Einige knieten vor dem weißen Gott, andere beteten laut zu ihm, beweihräucherten ihn mit Kopal-Harz. Der weiße Gott ließ es sich gefallen, fand es nicht seltsam, beachtete es nicht. Mädchen reichten Blumen. Er sah es nicht. Er schien nur eins zu sehen: die Häuser, die weißgetünchten Häuser. Das Licht schrie aus ihrem sonnengeheizten Weiß. Das Licht taumelte, tanzte orgienwild und sang mit Sirenenstimmen aus dem silbrigen Weiß. Ordás überwältigt, vernarrt wie ein Knabe, geblendet, schloß die Augen. Als er sie wieder öffnete, zuckte eine barbarische Freude auf seinem käsebleichen, knochenmageren Gesicht. Die Stadtbewohner erschraken; — was ging mit dem Sohn der Sonne vor? Was lachte er so grimmig? Sollte er hungrig sein? . . . Die Menge wich auseinander. Er ritt den Weg zurück, den er gekommen. Vor dem Tor überrannte er ein hübsches Mädchen. Schade; ja es war schade um sie; doch er hatte nicht Zeit . . . Er raste zurück, bis er seiner Schar begegnete. Von weitem schon brüllte er Guzmán zu:

„Die Häuser sind aus Silber!"

Und näher gekommen, atemlos, hastgepeitscht, zähne-klappernd vor Erregung rief er:

„Begreift Ihr, was das heißt? Nein, Ihr begreift es nicht! Aus Silber die Häuser! . . . Vom Fundament bis unters Dach aus massivem Silber! Jedes Haus! . . . Die alte Welt wird uns segnen! . . .“

Und er jagte vorbei, galoppierte weiter, seinem Reittier bei jedem Hopser die Weichen mit den spannenlangen Rittersporen kitzelnd.

Quiñones, als Neuling, ließ sich von Guzmán und Olea belehren, daß der Hauptmann niemals an der Wahrheit seiner Behauptungen zweifele . . .

Inzwischen war Ordás bis zu den Arkebusieren der Vorhut gelangt und stürmte, seine Freudenbotschaft wie Almosenmünzen verschenkend, austeilend, ausstreuend, am ganzen Heereszug entlang, bis er, stockheiser und schweißtriefend wie sein Gaul, endlich Cortes fand, welcher mit Velázquez de León über Gedichte der Neulateiner plaudernd, hinter dem Trosse her ritt. Ordás krächzte:

„Ich war in der Stadt. Alle Häuser sind aus Silber erbaut, Euer Gnaden! Ich weiß wohl, es klingt unglaublich; aber es ist so. Der Stein der Weisen ist gefunden! — Mit dem Silber läßt sich die Armut aus der Welt schaffen! Für unsere Glasperlen können wir ein Stadtviertel kaufen, die Silberhäuser auf Schiffe verladen — es wird keinen Bettler mehr in der alten Welt geben . . .“

Als Cortes Zweifel äußerte, hatte Ordás ein müdes Lächeln:

„Columbus ging es ebenso! . . Wer hat ihm geglaubt!“

Gegen Abend zog das Heer in Sempoalla ein. Es konnte leicht festgestellt werden, daß die Häuser aus Lehmziegeln erbaut und mit blendendweißer Kreideerde getüncht waren. Das frenetische Spottgelächter der durch die Gassen marschierenden Soldaten verschüchterte die Stadtbewohner. Das ganze Heer, vom ersten bis zum letzten Glied, heulte vor Lachen und glich einem langen Zug von Tollhäuslern, die, ohne ersichtliche Ursache, kindisch, sinnlos, blödwitzig vergnügt waren. Den Indianern war nicht wohl zu Mute dabei. „Wenn die Götter lachen, weinen die Menschen“, besagte eines ihrer Sprichwörter.

Überhaupt war die Begrüßung nicht so herzlich, wie Cortes erwartet hatte. Von Marina nach dem Grunde gefragt, berichteten ihr zwei Edelfrauen, daß der erste der Hirschmenschen eine adlige Jungfrau niedergetreten, mit den Hufen schwer verletzt habe.

Cortes wollte Ordás zur Rede stellen; unterließ es aber, als er ihm ins Gesicht sah. Scham, Weltekel, Lebensüberdruß durchfurchten die aschfahlen, qualverzerrten Züge. Mit einer Abwehrbewegung der länglichen Knochenhand flehte er:

„Laßt es gut sein, Señor. Ich weiß . . . Ich weiß es selbst . . . Madrid und ich . . .“

Und er zwinkerte unbeholfen, um eine Träne zu zerquetschen.

17.

Sempoalla war auf einem Hügel erbaut. Die Gassen — noch flach in der Nähe der Tore — stiegen nach dem Stadtinnern zu steil an, wurden zu Treppen. Im Mittelpunkt, auf der Höhe des Hügels, strebte eine Tempel-Pyramide in die Lasur des Himmels; und ihr gegenüber — getrennt durch einen geräumigen rasenbewachsenen Platz — breitete sich der einstöckige langgestreckte Königspalast aus, ein Steinbau, glanzig blitzend, urweltlich fremd mit seinen wüstgezackten Stufenmäandern und tollen Dämonenverschlingungen. Hier auf dem Rasenplatz zwischen Schloß und Haupttempel sammelte sich das kastilische Heer.

Die Soldaten verloren das Lachen beim Gang durch die Stadt. Eine ungeahnte Pracht stürmte auf ihre Augen ein, überfiel sie wie aus einem Hinterhalt, überwältigte sie. Stumm wurden sie, nachdenklich, beklommen. Einige fragten sich, ob sie träumten, ob dies Wirklichkeit sein könne; überlegten besorgt, ob sie unwissend ein Gift gegessen, welches in ihren Gehirnen solche Fieberphantasien hervorrief. An die Abenteuer des Amadis de Gaule mußten die Gebildeten denken, an den meistgelesenen Ritterroman jener Zeit: nur in der Welt jenes Buches geschah so Wunderbares, unvermittelt und rätselhaft-selbstverständlich, nur da wurde so Wunderbares mit den Zauberfarben gemalt, welche sie hier, gläubig ungläubig, auf sich zu blendleuchtend anglühen und anflammen sahen.

Nach Westen, bis zum dünnen Längsstreifen des indigo-

blauen Ozeans, weitete sich, grünte, blühte das Irdische Paradies; nach Osten klomm der Blick an der nahen Sierra-Wand hoch zu Eisregionen. Die Stadt blinkte sauber wie ein Kleinodbehälter. Jedes der Häuser, zinnenumkränzt, umschloß einen wohlgepflegten Orchideengarten, darin Kühle spendend ein Wasserbecken tropfte. Außer dem Haupttempel hoben sich noch einige zehn Tempel zwischen den Altandächern des Häusermeeres empor; außer dem Palast gab es Paläste, kleinere zwar, doch steingemauerte.

Man wurde an Sevilla, an Granada gemahnt.

Und welch ein stilles, blumenliebendes, blumenhaftes Volk war dies. Von Dienerinnen begleitet schritten Edelfrauen einher, aufrecht wie Königinnen aus Sagenzeiten. Bis zum Hals hinauf gingen sie bekleidet. Das zu sehen, war man von den Antillen her nicht gewohnt.

Der Vorschlag, dieser Stadt den Namen Sevilla zu geben, wurde verworfen. Dafür einigte man sich, das Land Neu-Spanien zu nennen.

18.

Am Riesenportal des Palastes hasteten Torhüter und Sklaven, warfen sich platt auf die Erde. Die Fleischmasse des dicken Kaziken quoll aus dem Tor hervor. Zwei kräftige Männer stützten ihn an den Armen, er hätte allein seine Körperlast nicht schleppen können. Nach allen drei Schritten — kleinen überstürzten Schritten — machte er Halt, hilflos, erschöpft, nach Atem ringend. Er hatte, noch bevor Cortes in Sempoalla eingeritten war,

ihn eine viertel Meile vor dem Stadttor durch zwanzig seiner Edelleute — Rosenzweige in den Händen schwingende — willkommen heißen und sich entschuldigen lassen, daß es ihm seiner Leibesfülle wegen verwehrt sei, Unserm Herrn dem Gotte Quetzalcoatl entgegen zu ziehen und ihm zu huldigen, wie sichs gebührte.

Jetzt kam er, das Versäumte nachzuholen, hielt selbst einen frühlinghaften Blumenbüschel in der gedunsenen Hand. Und hinter ihm her, nachdem er sich durchs Tor durchgezwängt, durchgepreßt, durchgewürgt, traten seine Würdenträger heraus, der Hohe Rat, die Anführer des Totonakenheeres und umstanden ihn — bescheidene Maulwurfhügel neben dem großen Fleischberg. Die Leuchtflecke der schreiend-bunten Staatsgewänder, Juwelen und Schmuckfeder-Kronen wirbelten und haschten sich im Sonnenfeuer.

Auch die Tochter des dicken Kaziken, eine eben erwachsene Jungfrau, trat mit ihren Palastmädchen aus dem Königsschloß. Anmutig waren die Hoffrauen, einige sogar fremdartig schön. Um so greller hob sich die phantastische Häßlichkeit der königlichen Jungfrau ab. Sie hatte von ihrem Vater die Anlage zum Fettansatz in der Hüftengegend geerbt. Auch sonst ähnelte sie einem gewölbten Tapir mehr als einem menschlichen Wesen. Mit einem seligen Lächeln auf dem in Fettfalten verlorenen Munde ging sie auf Cortes zu und warf ihm eine Nelkengirlande um den Hals; dann spuckte sie auf ihre wulstige Hand, bückte sich, berührte die Erde und führte die Hand an ihr Herz.

Cortes erschrak.

„Ich habe ja schon ein Weib!" flüsterte er Marina zu. Doch Marina bedeutete ihm, daß er die Handbewegung falsch ausgelegt. Es sei dies ein devoter Gruß, üblich auch bei den Mexikanern, und besage: Ich demütige mich vor dir wie die Erde, die dein Fuß zertritt!

Die Begrüßungsrede des dicken Kaziken war freundlich und kurz. Der dem Palast gegenüberliegende Tempel wurde dem Heer zum Quartier angewiesen.

19.

Der Narr Madrid behauptete später, Cortes sei in dieser Nacht vom Nachtmahr geritten gewesen, habe aus dem Schlaf geschrien, weil er von der Königstochter träumte. Nun, der Narr Madrid war sein Freund nicht, war ein Verleumder. Aber Tatsache ist es, daß Cortes die Nacht nicht ohne Bangnis zubrachte und mit der Ablösung der Schildwachen durch die vielen Vorhöfe des Tempels ging, wo die Truppe lagerte, sich auch mehrmals der Ronde anschloß, mit eigenen Augen sich zu überzeugen, daß seine Vorschrift, bewaffnet zu schlafen — ohne die Panzerröcke abzulegen und mit Pulver auf den Pfannen — nicht minder genau befolgt werde wie das Geheiß, die Zugänge zur Tempelmauer aufs schärfste zu bewachen.

Am nächsten Morgen hätte Cortes seinen Gemeinsatz auf den Kopf stellen können: Freunde sind Freunde, auch wenn sie Indianer sind! Doch widerrief er seine Vorsichtsmaßregeln für die folgenden Nächte nicht; verbot auch, tagsüber den Tempel zu verlassen.

Das Seelenleben der Indianer war ein schwarzes Wasser, durch das kein Lichtstrahl drang. Diese Wesen schwärmten für Blumen, und auf Blutopferschalen zerhackten sie Menschen wie Schlachtvieh. Ja, sie aßen wirklich das Fleisch ihrer Opfer, wenn auch nur verbacken in Opferkuchen. Sie waren gutherzig, weich und anschmiegsam wie Kinder und waren gefühllos und grausam wie Kinder. Konnten weinen über ein Nichts, Tränen vergießen über einen toten Vogel, aufschluchzen vor Rührung und Gefühlsüberschwang; und sie konnten das Gräßlichste, ohne zu schaudern, ohne mitzuleiden, sehen und dazu tanzen.

Die Europäer waren doch anders. In Europa tanzte man damals nicht bei Hinrichtungen.

Nachts mit der Ronde gehend, hatte Cortes in einem der Vorhöfe des Tempels tausende von Menschenknochen und Schädeln zum Hügel gehäuft liegen sehen. Die Dachzinnen des Tempels waren mit aneinandergereihten Schädeln verziert. So malerisch das im Mondschein wirkte, erregte es doch sein Mißfallen.

Cortes beriet sich mit dem Pater Bartolomé de Olmedo und dem Lizentiaten Juan Diaz. Seit dem Strafgericht über die Aufwiegler Escudero, Cermeño und Gonzalo de Umbría trug der Lizentiat eine kriechende Unterwürfigkeit zur Schau und hütete sich, seine Giftzähne zu zeigen. Er wurde mit zu Rate gezogen, weil er als Franziskaner die Meinungen des Dominikaners Olmedo mit splitterscharfer Dialektik zu zerlegen und zu zerfasern pflegte. Cortes aber liebte es, entgegengesetzte Meinungen anzuhören, unter

denen er sich zuweilen die bequemere, meist aber die gescheitere heraussuchte.

Er sagte den beiden Priestern, er habe vor, heute noch den dicken Kaziken wegen der Menschenopfer zur Rede zu stellen, mit oder ohne seine Einwilligung die scheußlichen Götzen zu zertrümmern und das Kreuz an ihrer Stelle zu errichten. Der Lizentiat fing den Gedanken mit fanatischem Enthusiasmus auf. Zum zweitenmal hätten sie dicht bei Schädelstätten, wahren jammerseligen Golgathas, übernachten müssen. Das an die Tempelwände gespritzte Blut, fingerdick geronnen, stinke zum Himmel, führe Klage vor Gottes Thron. Der Nachtwind habe auch ihm den Gestank in die Nase geführt, so daß er kaum habe schlafen können — (Hinc illae lacrimae! dachte Cortes) — und, wäre es ihm gestattet, würde er als erster die gleißnerische Pracht dieser Wohnstätten des Teufels in Stücke schlagen, sollte er auch den Märtyrertod dafür erleiden.

Pater Olmedo dachte anders. Und er drückte seine kluge Warnung im Jargon der Mönche aus:

„Der hochmütige Teufel — el soberbio Demonio — ist ein gefährlicher Feind und ist noch allmächtig in diesem Lande!“ sagte er zu Cortes. „Euer Eifer ist schön, aber übereilt. Das Ziel ist nicht Sempoalla, sondern Mexico. Darum braucht Ihr die Freundschaft des dicken Kaziken, mag er auch ein Knecht des Teufels sein. Wartet ab. Vielleicht gelingt es Euch, den Totonaken einen Dienst zu erweisen; — dann ist die Zeit gekommen, Forderungen zu stellen.“

Cortes gab Olmedo recht, verwarf den Gedanken einer gewaltsamen Bekehrung und behielt sich nur vor, dem dicken Kaziken gesprächsweise die Vorteile und Segnungen des Taufwassers darzulegen.

Noch während sie sprachen, wurde der Besuch des dicken Kaziken gemeldet.

In Begleitung vieler Edelleute kam er seine Aufwartung machen. Hinter ihm her schritt eine ältliche Sklavin mit einem Gefäß, die Nachttopf-Trägerin. Er umarmte Cortes. Ob die weißen Götter sich wohl fühlten in Sempoalla? Sie fühlten sich wohl. Ob sie gut geschlafen und gegessen? Sie hatten gut geschlafen und gegessen. Das erfreue sein Herz; sie sollten fortfahren heiter zu sein und zu genießen; darum wolle er von ernsten Dingen nicht reden.

Und schon verließ er sie.

Kurz, allzu kurz war das. Für einen Fleischberg eine beschwerliche Reise und um so höher zu bewerten — meinte der kaiserliche Rechnungsführer Albornoz — als der hinterlassene Goldschmuck gut zweitausend Dukaten wert war. Auch die buntgewirkten Baumwollmäntel waren ein nutzhaftes Geschenk, gingen doch einige der weißen Götter in geflickten Lumpen. Der Rechnungsführer hatte seit so langer Zeit — seit der Gesandtschaft des mexikanischen Feldherrn des Schwelenden Holzes — nichts mehr zu buchen gehabt.

20.

Eine Stunde später erwiderte Cortes den Besuch. Eine Leibwache von fünfzig Mann und seine Hauptleute (in Galastaat) begleiteten ihn, umgaben seine Person mit königlichem Gepränge. Außerdem nahm er Aguilar, Marina und den Pagen Orteguilla mit.

Am großen Portal wurden sie vom dicken Kaziken und seinem Hofstaat begrüßt, mit Kopal angeräuchert und in das Innere des Palastes geführt. Daß sie gestiefelt und gespornt eintraten, war ein flagranter Verstoß gegen die Landessitte. Indes sie waren ja Götter.

Sie kamen durch Säle, groß wie Turnierhöfe, die Wände niedrig, wirrsam schillernd von gemeißelten Flechtmustern, gemeißelten Mischgestalten, Sternbildern, Totenwelt-Szenen; manche der Säle deckenlos, von windgeblähtem Zelttuch oder vom Blau des Himmels überdacht, andere mit Balkendecken aus kunstvoll geschnitztem Zedernholz und getragen von klafterdicken Steinsäulen.

Nil admirari; alles, auch das Überwältigende gelassen hinnehmen, als wäre mans von Kind auf gewohnt durch Prunkhallen zu wandeln — Cortes hatte es seinen Feldobristen eingeschärft, bevor sie den Besuch antraten. Olid, dem einstigen Galeerensklaven, gelang es; und auch Ordás schritt ausdrucklos dahin im Nebel seiner Melancholie. Die anderen aber rissen Mund und Augen auf und konnten ihre Verblüffung nicht meistern.

Wenn ein Vasall Montezumas, ein kleiner Provinzherrscher so wohnte — kaum mehr als ein Zaunkönig

war er ja neben dem Adler Montezuma — wie mochten da erst die Paläste Mexicos sein!

Darüber nachzudenken und Schlüsse zu ziehen, hatten die Hauptleute und die fünfzig Mann der Leibwache Zeit genug, da sie, in einem der Säle zurückbleibend, etliche Stunden warten mußten. In ein angrenzendes kleineres Gemach zog sich der dicke Kazike mit Cortes, den Dolmetschern und dem Pagen Orteguilla zurück. Vordem ließ er den Göttern durch seine Sklaven Ananas und Kakao, als Schokolade zubereitet, reichen.

Das waren zwei Herrlichkeiten, die noch keine Europäerzunge gekostet hatte. Hesperidenäpfel mochten nicht köstlicher munden. Das Entzücken war maßlos. Avila überaß sich so sehr, daß er sich hinausführen lassen mußte.

„Diese Früchte", meinte Lugo, „geben uns einen Vorgeschmack von der Süße Mexicos!"

„Auch die Frucht werden wir pflücken!" rief Alvarado.

„Doch dürfen wir uns den Magen an ihr nicht verderben wie Avila!" sagte der ernste Hauptmann Tapia.

21.

Einander gegenüber hockten Cortes und der dicke Kazike auf ganz niedrigen, mit Jaguarfell bedeckten Schemeln.

„Ich bringe Euch einen Knaben", sagte Cortes, „der soll in Eurer Nähe bleiben, bis er Mexikanisch gelernt hat."

Der dicke Kazike begriff nicht. Dreimal ließ er es sich

von Marina erklären. Und als er es begriff, begriff er es falsch.

Man schenkte ihm einen kleinen weißen Gott! Seine Augen quollen aus den Höhlen wie irisierende Seifenblasen. Er sollte einen kleinen Gott besitzen, liebkosen, verhätscheln, täglich mit ihm spielen dürfen! ...

Sofort rief er einen Sklaven herbei, ließ einen damastenen Talar, einen Nasenpflock und gelbe Schminke bringen. Damit beschenkte er den Knaben, patschelte ihn verliebt, küßte ihn mit seinen wulstigen Lippen. Der Page fing an zu weinen.

Cortes intervenierte mit gestrenger Miene. Der Knabe sei ihm nur leihweise überlassen. Die Nasenscheidewand zu durchbohren sei verpönt in Europa. Und Knabenliebe werde mit dem Tode bestraft. Überhaupt — und nun ereiferte sich Cortes — wäre es an der Zeit, mit den Teufelsgreueln in diesem Lande aufzuräumen. Darum habe der Kaiser, Don Carlos de Austria, ihn hergesandt, und der sei mächtiger als der große Montezuma. Die scheußlichen Götzen seien als Götter verlarvte Teufel und Beamte der Hölle. Der wahrhaftige Gott aber wolle kein Blut und nur die Glückseligkeit der Menschen. Und Cortes erzählte von der Erbsünde und der Erlösung, vom Baum der Erkenntnis und dem Kreuzesbaum, von Eva und der süßen Gottesmutter Maria.

Flammen waren seine Worte, eine Lohe war die Übersetzung Marinas. Der dicke Kazike mußte eine Salamanderhaut tragen, daß er nicht aufächzte vor Feuerschmerzen.

„Wie du sprichst," sagte er, „so sprachen auch die Könige von Tezcuco, der Hungrige Schakal und der Herr des Fastens. Nur einen Gott gäbe es, Tloque yn Nahuaque heiße er, ‚der in und bei allem ist'. Kein Blut wolle er und nur die Glückseligkeit der Menschen ... Was haben sie erreicht? Die anderen Götter sind zu machtvoll. Vor Tausend Jahren sprach Quetzalcoatl, dessen Enkel du bist, ebenso. Kein Blut wollte er und nur die Glückseligkeit der Menschen. Außer Landes mußte er ziehen, das Land Tlillan-Tlapallan suchen ... Ich will gern an deinen Gott glauben, doch meinen alten Göttern bleibe ich treu. Sie sind nicht schlecht, wie du sagst. Denn sie machen, daß Mais und Früchte wachsen und haben mein Volk seit Urvätertagen ernährt."

Cortes ließ es für diesmal genug sein. Seine Rede würde nachwirken, hoffte er. Und er wollte den Bogen nicht überspannen, Pater Olmedos Warnung beherzigend. Unvermittelt, mit einem kühnen Sprung aus der Religion in die Politik, fragte er nach der Schwarzen Blume und dem Bruderkrieg in Tezcuco, von welchem ihm der dicke Kazike damals, bei seinem nächtlichen Besuch im Lager, berichtet hatte. Der vom Notar Godoy entworfene Vertrag zwischen der Schwarzen Blume, den Totonaken und Kastiliern sollte — so war es damals verabredet worden — hier in Sempoalla erörtert und besiegelt werden.

Der dicke Kazike machte ein bekümmertes Gesicht; seine Unterlippe schob sich vor, hing schwammig und kläglich herab. Durch die Rückkehr des Irdenen Kruges und des Herabstoßenden Adlers aus Guatemala, setzte er

nicht ohne Verlegenheit auseinander, habe sich die Schwarze Blume letzthin gezwungen gesehen, einen Scheinfrieden mit seinen Brüdern, dem Edlen Traurigen und Prinz Ohrring-Schlange zu schließen und mit Mexico sich auszusöhnen. Doch habe die Schwarze Blume ihm heimlich Botschaft gesandt, sein Bündnisangebot bestehe noch zu recht, vorausgesetzt, daß es den weißen Göttern gelinge, Tlascalas Freundschaft und Beistand zu erringen.

Cortes fragte, was Tlascala sei?

Der dicke Kazike belehrte ihn, berichtete von Land und Leuten, von der Großen Mauer, von der Grenzwacht der Otomis, vom Rosenkrieg, vom uralten, unauslöschlichen Haß gegen Mexico. Die Kastilier müßten durch Tlascala ziehen, wenn auch Montezuma sie überreden sollte, einen anderen Weg einzuschlagen. Er selbst habe schon Boten auf Boten gesandt, den Hohen Rat von Tlascala den weißen Göttern geneigt zu machen. Leider ohne Erfolg bisher. Er zweifle indes nicht daran, daß die Tlascalteken dem Bunde beitreten würden, sobald sie die Unbesiegbarkeit der weißen Götter erkannt, wäre es auch erst nach blutigen Kämpfen.

Zum Schluß fragte Cortes, ob er seinem Gastfreund irgend einen Gefallen tun, einen Dienst erweisen könne?

Der dicke Kazike schwieg eine Weile und seufzte schwer.

Das Totonakenland, erzählte er, sei seit achthundert Jahren von seinen Vorfahren, einem langlebigen Geschlecht, beherrscht worden. Jeder der Totonakenkönige regierte achtzig Jahre. Nicht mehr und nicht weniger als

achtzig Jahre. Ein Wunder scheine das; und doch verhielte es sich so: genau achtzig Jahre saß jeder dieser Könige auf dem Thron.

Cortes beglückwünschte ihn; nicht jeder habe solche Aussichten . . .

Das Vorrecht so alt zu werden, fuhr der dicke Kazike betrübt fort, sei neuerdings in Frage gestellt, seit sein Großvater zwei Söhne statt einen zu Nachfolgern bestimmte und damit die von den Göttern gewollte Ordnung umstürzte. Das Doppelkönigtum erwies sich als verhängnisvoll. Die Brüder vertrugen sich nicht, das Volk spaltete sich. Der jüngere Bruder verließ Sempoalla, siedelte sich mit seinem Anhang in einer kleinen Nachbarstadt, Tzimpantzinco, an. Daß es Montezuma gelang, so schnell das Totonakenland zu unterwerfen, habe seinen Grund in dieser Auswanderung. Nun hätten die Mexikaner sogar Zauberer zu den Leuten von Tzimpantzinco geschickt; Zauberer, die sich in Pumas, Wölfe und fliegende Schlangen zu verwandeln verstünden; und sie drangsalten sein Volk, äßen die Seelen lebender Menschen und brandschatzten nachts die bestellten Felder.

Cortes erbot sich, ihn von den Zauberern zu befreien; er hoffe auch, fügte er hinzu, ihn mit seinen Blutsverwandten in Tzimpantzinco aussöhnen zu können.

Sorgenvoll schüttelte der dicke Kazike den Kopf.

„O großer Krieger, o weißer Gott!" sagte er; „du kennst nicht die Macht der mexikanischen Zauberer!"

„Meine Zauberer sind mächtiger!" erwiderte Cortes lächelnd und erhob sich.

22.

Am nächsten Morgen zog das kastilische Heer gegen die Stadt Tzimpantzinco.

Zum Fortschaffen des Gepäcks und der Artillerie hatte der dicke Kazike fünfhundert Tlamamas zur Verfügung gestellt. In helles Entzücken gerieten die Soldaten darüber — brauchten sie doch Sack und Pack nicht mehr auf dem Rücken mitzutragen; und zwar nicht nur diesmal, sondern künftighin immer, da — wie bald durch Marina bekannt wurde — es in mexikanischen Landen althergebrachte Sitte war, jedem Durchreisenden, mochte er darum bitten oder nicht, eine reichliche Anzahl Lastträger anzuweisen.

In gebührendem Abstande ließ sich der dicke Kazike in einer mit Papageiendaunen tapezierten Sänfte nachtragen, begleitet von seinem Feldherrn Tehuch und einem Teil des Totonakenheeres. Die Nachttopf-Trägerin keuchte hinterdrein. Es war klar, die Totonaken wollten Zuschauer sein, mit eigenen Augen sich überzeugen, wer beim bevorstehenden grauenvollen Ringen Sieger bleiben werde, die Zauberer Mexicos oder die Zauberer der weißen Götter?...

Als ein enttäuschend kleines Felsennest erwies sich beim Näherkommen die Stadt Tzimpantzinco. Kein würdiger Gegner. Beschämend das große Aufgebot, das Auffahren der Singenden Nachtigall vor einem so mäßigen Ziel.

Cortes rief die Hauptleute zu einer Beratung zusammen.

„Die Indianer tun so," sagte er, „als hielten sie uns

für Götter. Wie weit sie das ehrlich meinen, steht dahin. Einige sonderlich Pfiffige mögen vielleicht Zweifel hegen, während die abergläubische Menge, die Häuptlinge und Fürsten nicht ausgenommen, uns gewiß für höhere Wesen ansieht. Es wäre klug, wir bestärkten sie in ihrer guten Meinung. Dazu ist jetzt Gelegenheit. Die Stadt im Sturm zu nehmen, würde keine Heldentat sein. Wenn wir aber einen einzelnen Mann hinschickten, — einen Mann dessen bloße Gegenwart, dessen furchtgebietendes Äußere, dessen mutlähmende, atembeklemmende Entsetzlichkeit uns die Feste in die Hand liefern würde . . ."

„Ich bin bereit!" erklärte Ordás.

„Bei Tafelfreuden seid Ihr bescheiden, Señor," sagte Olid blaß vor Erregung zu Ordás, „und Ihr nehmt Euch nicht mehr auf den Teller als wir anderen. Wo aber Ruhm serviert wird, beansprucht Ihr die ganze Schüssel für Euch!"

„Weder an Olid noch an Ordás habe ich gedacht", fuhr Cortes fort. „Ihr seht zu menschlich aus, meine Herren! Euch kann ich nicht brauchen, — ich suche ein Scheusal . . ."

„Wenn Euer Gnaden an meinen Hund Becerrico denken . . ." fing Francisco de Lugo an, sich gekränkt stellend.

„Nein, auch den meine ich nicht," antwortete Cortes lachend, „denn er ist ja ein Held! Hier handelt es sich nicht um einen galanten Ritterkampf. Der dicke Kazike und die zweitausend Totonakenkrieger seines Heeres folgen uns schaulüstern und wollen ein anderes Schauspiel sehen

— wollen Zauber im Wettkampf mit Zauber sehen. Darum schlage ich vor, daß wir den alten Heredia hinschicken."

„Heredia? den altersschwachen Heredia?" riefen die Hauptleute erstaunt.

„Ja, ihn!" sagte Cortes. „Gleicht er nicht aufs Haar den scheusäligen Götzenbildern dieses Landes? Vor seiner grauenerregenden Häßlichkeit wird die tapferste Schar die Flucht ergreifen!"

Die Feldobristen stimmten lachend zu. Der alte Heredia wurde herbeigerufen.

Seine Häßlichkeit überstieg allerdings alles Maß. Nicht ohne Grund behauptete der Narr Madrid, ein Ziegenbock sei der Vater dieses Monstrums gewesen und seine Mutter eine Meerkatze. Zudem war sein Bocksgesicht von Schwertwunden kariert; ein Auge ausgelaufen; der Mund hasenschartig, fast zahnlos und mit zwei vorbleckenden gelben Hauern versehen; die Nase gebrochen; kropfig der Hals, einer quabbeligen Schweinsblase nicht unähnlich. Er trug ein Holzbein; und das gesunde Bein war geschweift wie die Mondsichel.

Cortes unterwies ihn, was er zu tun habe. Der alte Musketier grinste sardonisch und fand die Spiegelfechterei, die man ihm zumutete, keineswegs entwürdigend; im Gegenteil, er war geschmeichelt, fühlte sich urplötzlich beachtet, auserwählt unter den unzähligen Kameraden, ein Zielpunkt für tausende von Augen. Die große Stunde seines Lebens war gekommen.

Nachdem er instruiert war, führte ihn Cortes an die

Sänfte des dicken Kaziken heran und ließ diesem durch Marina sagen:

„So spricht der Sohn der Sonne: die Stadt Tzimpantzinco ist das Blut keines der Meinen wert. Darum ziehe mit meinem besten Zauberer hin, daß er dir die Stadt übergebe!"

Der dicke Kazike und seine Begleiter blickten der Reihe nach Marina, Cortes und den furchtbaren Zauberer an. Einen Augenblick schien Zorn aufzuglimmen, ein ungutes Mißtrauen. Hielt man sie für Kinder, für Schwachköpfe, für Narren? Doch der Anblick Heredias scheuchte alsbald die Zweifel. So ein Unhold! Die drüben hatten keinen solchen! . . .

Und der dicke Kazike machte sich auf den Weg mit dem weißen Zauberer.

Äußerst geschickt spielte der alte Heredia seine Rolle. An einem Bach dicht vor den Toren der Stadt kniete er nieder, wie um Wasser mit der hohlen Hand zu schöpfen; dabei schoß er einen Musketenschuß ab.

Das Echo lief betrunken umher mit dem Getöse im Arm, stieß sich an Hügel, schlug sich an Felsen wund, prallte kobolzschießend von Türmen ab, sprang unter die Erde, rollte und kugelte sich an die Luft empor, schob und würgte sich durch Wolkenschichten. Dann lief es irgendwohin weg und fiel wie tot hin. Es war sinnlos betrunken, das Echo.

Gleich darauf kam dreifache Antwort aus einiger Ferne. Drei Musketenschüsse. Dann dreifaches Echo.

Ein weißer Gott kam gelaufen; kniete vor dem Zau-

berer; nahm geheimnisvoll einen Befehl entgegen; lief eilig zurück.

Den feindlichen Kriegern, auf der Stadtmauer und vor dem Stadttor, wurde es nicht geheuer. Mit schrillem Angstschrei stoben sie davon. Der dicke Kazike und sein Zauberer konnten durch die unverteidigten Tore in die Stadt dringen und mit ihnen ihr Heer, zweitausend Totonaken.

Diese hausten wie Indianer, die sie waren; raubten, plünderten, schändeten und machten Opfersklaven für ihre Götteraltäre.

Einigen Edelleuten und Priestern Tzimpantzincos war es gelungen, aus der Festung zu entkommen, und hilfesuchend traten sie vor Cortes: er möge die Stadt vor Vernichtung bewahren — sofern es wahr sei, daß er über das Wasser des Himmels in dies Land gekommen, alles Völkerelend durch das Glück der Völker, die Knechtung durch Freiheit, die Rechtlosigeit durch Gerechtigkeit zu ersetzen.

Cortes eilte mit Alvarado und Velázquez de León voraus in die Stadt und tat den Greueln Einhalt. Mit flatterndem, blitzendem Zorn schrie er den dicken Kaziken und dessen Heerführer an, zwang sie das Geplünderte wieder herzugeben, die Opfersklaven in Freiheit zu setzen.

So verschüchtert war der dicke Kazike, daß er gern drein willigte, als eine Stunde später Cortes an ihn das Verlangen stellte, mit den Leuten von Tzimpantzinco Frieden und Freundschaft zu schließen. Überglücklich war er, daß Cortes wieder freundlich mit ihm sprach. Der

Stadt gewährte er Buße für die erlittene Unbill. Die Aussöhnung war von beiden Seiten herzlich und ehrlich gemeint, sollte sich auch in Zukunft als dauerhaft erweisen. Cortes aber hatte einen neuen Bundesgenossen gewonnen.

Der dicke Kazike ließ durch Marina den Zauberer fragen, welchen Lohn er begehre.

„Überlegt es Euch, Heredia!" sagte Alvarado scherzend. „Ihr habt nur den einen Wunsch zu tun; und Ihr kennt doch die Fabel von den drei Wünschen!"

Heredia sann nach und schmunzelte verlegen.

„Nun? was wünscht Ihr Euch?" wurde er nochmals gefragt.

„Ein hübsches Mädchen!" sagte der Alte mit dem Bocksgesicht.

Der dicke Kazike versprach es ihm.

23.

Als die Kastilier wieder in Sempoalla einrückten, ward ihnen ein Empfang zu teil, wie er in Sempoalla gewiß noch niemals Helden bereitet worden war. Sie wurden eingeflochten in Blumengewinde, wateten knietief durch Blumenhaufen, anposaunt von Muscheltrompeten, angedonnert von Fellpauken, angefächelt und geblendet von Myriaden weißer Papierfähnchen, und konnten kaum atmen im wolkenhaften Weihrauchdampf, der ihnen die Augenlider rotbeizte. War für ihr leibliches Wohl schon vordem gut gesorgt worden, so fanden sie jetzt in den Tempelvorhöfen, wo sie ihr Quartier hatten, die doppelte

Anzahl von Körben mit Maispasteten, Pfeffer, geschlachteten Truthühnern, gerösteten Heuschrecken und Wasserkäfern vor. In Schüsseln gärte Pulque und Honigwein, weiß schäumend. Ja, selbst Schalen mit Kakaosaft und Ananas standen bereit.

An diesem Abend hielt Rodrigo Rangel diese Ansprache, während er Cortes die gelben Reiterstiefel auszog:

„Um es gleich kurz zu machen, Euer Liebden, — ich verstehe die Welt nicht. Der arme Tropf, der Heredia, hat sich ein Mädchen gewünscht. Ist das nicht zum Weinen? Er hätte sich eine Gurke an die Nase wünschen können oder eine Krone auf den Kopf. Doch er zog ein Mädchen vor. Ist das zu verstehen? Aber so ist die wunderliche Welt: in ihr hat alles ein Daseinsrecht was da ist. Auch die Häßlichkeit ist da und will sich nicht ausrotten lassen, will fortleben, will sich ewig forterben. Und just darum erbt sie sich ewig fort. Wie auch die Dummheit. Ignotus (ein sehr berühmter Mann) hat gesagt: kastriere die Dummheit und die Welt stirbt aus! — Er hätte das von der Häßlichkeit sagen sollen . . . Zum Glück ist nicht alles häßlich was häßlich ist, — weil ja nicht alles Gold ist was glänzt und nicht alles Zauber ist was bezaubert. Um es kurz zu machen: Ordás glaubte, im Fabellande Mexico seien die Häuser aus Silber und hat damit bewiesen, daß auch nicht alles Silber ist, was glänzt."

Also sprach Rodrigo Rangel.

24.

Früh am folgenden Morgen wurde Cortes der Besuch des dicken Kaziken angekündigt. Umgeben von seinem Hofstaat ging ihm Cortes bis vor das Tempeltor entgegen.

Auf dem großen Rasenplatz trafen sie sich, zwischen dem so unwahrscheinlichen Stufenmäander-Granitpalast und der so unwahrscheinlichen Tempel-Pyramide mit dem Gesims von Menschenschädeln, überglitzert von einem fremdartig scharlachenen Frühsonnenlicht. Eine Mondgegend. Bauwerke der Mondbewohner. Und Mondmenschen in kreischenden Farben. Mondmenschen, die eigentlich Vögel waren, gekleidet in Vogelgefieder. Wunderlich, unerforschlich wie Pinguine. Ein Mondkönig, dieser Fleischberg. Auf zwei männliche Karyatiden gestützt, damit er nicht zusammensinke. In der Unterlippe drei Perlmutterknöpfe. Auf das Antlitz ein Schmetterling gemalt. Hielt in der Hand einen Rasselstab, lärmte damit wie ein Säugling. Ließ sich von einer Nachttopf-Trägerin begleiten. Und seine Feldherren — ihre Helme waren Adlerköpfe, ihre Gesichter lugten aus riesigen, weit aufgerissenen Adlerschnäbeln hervor, sie trugen Adlergewänder, waren Adler, gar nicht zu unterscheiden von Adlern.

Und ein weißer Knabe, der Page Orteguilla, zwölf Jahre alt, blauäugig, stand auf Türkissandalen, unbekleidet bis auf einen Lendenschurz und eine Edelmarderdecke auf dem Rücken, hatte eine mädchenhafte Perrücke aus langherabwallenden ockergelben Papa-

geienfedern auf dem Kopf und fächelte mit einem Kolibriwedel dem Totonakenkönig die Fliegen aus dem Gesicht.

Der dicke Kazike war gekommen, seinen Dank zu entrichten. Sein Dank waren acht Jungfrauen und unter diesen seine Tochter.

Er käme, ließ er durch Marina mitteilen, diese acht Mädchen, Erbtöchter aus hohem Adelsgeschlecht, Besitzerinnen einträglicher Landgüter in der Umgegend Sempoallas, den weißen Hauptleuten und dem großen Zauberer als Gattinnen zuzuführen. Der Oberfeldherr aber solle seine Tochter erhalten.

Die Söhne der Sonne sahen sich verdutzt an. Darauf waren sie nicht vorbereitet. Indes . . . warum nicht? Sich verschwägern, Wurzel fassen im Lande . . .

Die Königstochter war ja unleugbar häßlich. Der faustgroße Smaragd an ihrem Hals half darüber nicht hinweg. Aber die anderen! Es waren blutjunge, zierliche Dinger. Und wenn auch sie in die Hand spuckten, die Erde berührten und die Hand ans Herz führten — das sah ganz artig und anmutig aus.

Inzwischen war man durch das Tor der Mauer, welche die Tempel-Pyramide mit ihren Priesterwohnungen und Vorhöfen umfriedete, getreten.

Cortes flüsterte mit Pater Olmedo:

Er habe seine Warnung beherzigt, habe gewartet, bis er den Leuten einen Dienst erweisen konnte. Nun sei die Zeit gekommen, Forderungen zu stellen!

Pater Olmedo nickte zustimmend.

Eine Stunde später waren die Götzenbilder Sempoallas zerstört.

Doch vordem — was geschah alles in der einen Stunde!

Durch Marina ließ Cortes den Totonaken eröffnen: nur getaufte Mädchen könnten Gattinnen weißer Götter werden.

Der dicke Kazike hatte nichts einzuwenden.

Aber Cortes forderte mehr: nicht nur die Mädchen — auch der König, auch die Würdenträger, auch das ganze Volk der Totonaken sollten dem Irrglauben entsagen, die blutrünstigen Götter abschwören, die ekelerregenden Götzenbilder in Stücke schlagen.

Das ging zu weit. Der dicke Kazike brauste auf.

Nun wurde ihm eröffnet: das Tor der Tempelmauer sei geschlossen und er mit seinem Hofstaat seien Gefangene.

Die Mädchen schluchzten, die dicke Prinzessin winselte, die Adler hoben ihre Holzschwerter. Umsonst. Sie wurden abgeführt.

Cortes blieb allein mit dem dicken Kaziken, ließ ihn sich austoben. Als der Kurzatmige, erschöpft von der Raserei, zu weinen anfing und, wie ein Fisch an Land, nach Luft schnappte, ließ ihm Cortes durch Marina gütig zureden:

Er solle doch sein Leben nicht aufs Spiel setzen! Der Kaiser Don Carlos habe freilich allen, die sich der Bekehrung widersetzten, den Tod angedroht. Aber Cortes lasse ihm ja Zeit zur Überlegung. Das müsse er doch

einsehen, daß Cortes sein Freund sei und das Beste für ihn und das Heil seiner Seele wolle.

Der dicke Kazike sah das ein. Er liebte seine Götter, sein Leben aber liebte er doch noch mehr. Er wischte sich die Tränen ab, griff nach der Hand des weißen Gottes.

Er fürchte sich vor der unausdenklich furchtbaren Rache der Götter, und auch vor der Strafe Montezumas bange ihm.

Ausgeredet wurde ihm das. Rache der Götter? Kinderei! Armselige Steingötzen, stumm und taub, unfähig sich zu wehren, wenn man sie schlüge; wie sollten die sich rächen! Und gar der große Montezuma — ein Steingötze wie jene; durch Grausen einschüchternd, aber wehrlos, wenn die fällende Axt naht; sei er etwa mehr als der weiße Gott? Und vor wen der weiße Gott den schützenden Schild seines Wohlwollens halte, den treffe die Strafe Montezumas nimmermehr. Nur freilich, wenn der weiße Gott den schützenden Schild zurückziehe . . .

Aufjammernd sank der dicke Kazike in die Knie, küßte die gelben Reiterstiefel des weißen Gottes, flehte, er möge den Schild nicht zurückziehen . . .

Cortes gelobte mit gnädiger Herablassung (die eine Verlarvung heimlicher Freude war) auch fürderhin seinen Schild über den König und Freund zu halten, vorausgesetzt, daß dieser sein toll gewordenes Volk zur Vernunft brächte. Es war hohe Zeit. Ein tausendstimmiges Surren war von irgendwoher näher und näher herangeflutet und nun, zum wahnwitzigen Kriegsgeschrei angeschwollen, brauste, brandete und zerschellte es am Gemäuer des

Tempels, umzischt vom Geschwirr gefiederter Rohrpfeile und überdonnert vom Geknatter erzener Feldschlangen und Musketen. Kein Geplänkel war dies. Ein ganzes Volk raste, wollte seinen König befreien.

Cortes ließ sofort alle Gefangenen in Freiheit setzen. Als der dicke Kazike mit seinen Adlern und Jaguaren und den acht Jungfrauen aus dem Tor des Tempels hinaustrat, war bereits Blut geflossen. Fünf Totonaken waren der Zauberwirkung des Blitzfeuers der Weißen erlegen. Aber auch die Kastilier, die von den Mauerzinnen herabgeschossen, waren nicht alle unversehrt von den indianischen Wurfgeschossen geblieben. Schwer verletzt waren zwei: Sandovals Freund Pedro d'Jrcio, der Agramant ohne Taten (der einstige Reitknecht des Grafen von Urueña), und Alonso de Grado, jener Zungendrescher und Vielschreiber, dessen Bittschrift Cortes zurückgewiesen hatte.

Wie Öl auf sturmgepeitschte Wogen wirkte der Anblick des dicken Kaziken auf das tobende Volk. Kaum bedurfte es seiner väterlichen Ermahnung. Die Bogen wurden entspannt, die Pfeile von den Sehnen genommen.

Eine jähe Ruhe löste das Toben ab. Jählings in die Erde verkrochen oder in den Himmel entflogen war die Raserei. Gleich einer schwarzen Wolke lagerte die Sturmruhe über der Stadt, unheimlich böse und schicksalschwanger, bereit Feuer, aber auch löschendes Wasser zu gebären.

Die Totonaken mochten wohl erwarten, daß nach ihrem König nun Unser Herr der Weiße Gott zu ihnen reden

werde durch den Mund seiner schönen Sklavin Malintzin (wie sie Marina nannten). Doch eine andere wurde diesmal Dolmetscherin seines Willens. Die Singende Nachtigall öffnete ihren lohenden Mund, spie eine klafterweite Flamme und Rauch aus und traf durch zauberische Fernwirkung das steinerne Bildnis des Gottes Tezcatlipoca auf der Tempelterrasse. Der Kopf des Gottes wackelte, schwankte, fiel ab, rollte die Treppe der Pyramide herunter, hüpfend wie ein Ball. Der Feuerwerker Mesa hatte einen Meisterschuß getan.

Das Volk der Totonaken ächzte, erstarrte. Wirre Klaglaute flatterten umher, klommen wie Lerchen an den Lüften empor ins glühende, lachende Himmelsblau. Aus den Tempeltoren stürzten schwarzbemalte, langkrallige Priester, kreischten Rachegebete ins lachende Himmelsblau empor.

Kein rächender Blitzstrahl — kein Erdbeben — nichts . . . Der kopflose Gott saß regungslos, blöde, stumpfsinnig da, ein hilfloser, armer Götze.

„Es ist wie das Gottesurteil am Karmel: Elia und die Baalspriester!" flüsterte Pater Olmedo.

Nun endlich sprach auch Cortes, und Marina war seine Zunge:

„Schläft euer Gott? So weckt ihn doch, wenn ihr könnt! Oder starb er, der Geköpfte? Und vor ihm habt ihr gezittert? vor diesem tauben Basaltklotz?"

Cortes hob die Hand und der Scharfschütze Rodríguez setzte die lilienförmige Kupfertrompete an den Mund, entlockte ihr einen jauchzenden Schmetterton. Im Nu stürmten

die Kastilier die Tempeltreppe hinan, schlugen auf den kopflosen Gott mit Stahlhämmern und Äxten ein, zertrümmerten ihn wie einen tönernen Topf, schleuderten seine Gliedmaßen die steile Tempel-Pyramide hinab.

Das Volk der Totonaken erwachte aus seiner Erstarrung. Die Machtlosigkeit seiner Götter war dargetan. Der Strahlenglanz seines Pantheons war verblichen. Ein Rausch packte die Menge, ein Rausch der Zerstörungswut.

Noch zwanzig Tempel ragten aus der Dächerebene Sempoallas empor. Von Gotteshaus zu Gotteshaus zogen die Kastilier; und Totonaken führten sie, Totonaken halfen das Zerstörungswerk vollenden.

In einer Stunde war es vollendet.

Es gab keine Götter mehr in Sempoalla.

25.

Der Page Orteguilla hat später erzählt, bis in die Nacht hinein habe der dicke Kazike seine toten Götter beschimpft. Seine Tochter aber, die dicke Prinzessin, habe erklärt, sie werde wirkliche Götter zur Welt bringen, denn sie sei die Braut des höchsten der wirklichen Götter; und sie verachte die toten Götter, sie habe sie überhaupt seit jeher verachtet!

So geht es den toten Göttern.

Drei Tage lang währten die Aufräumungsarbeiten. Die Tempelterrassen wurden von den Trümmern, Scherben und Splittern der zerschlagenen Bilder und Opferblutsteine rein gefegt; das zu dicker Gallerte verharschte,

stinkende Menschenblut an den Wänden und am Fußboden der Sanktuare wurde abgekratzt, abgescheuert, heruntergewaschen. Indianische Bauarbeiter wurden angestellt, die gesäuberten Wände mit Kalk weiß zu tünchen, sie einladend und wohnlich zu machen für christliche Heilige. Mählich verwandelten sich die Greuelstätten in traumstille Kapellen, schummerig beleuchtet von flirrenden Wachskerzen und einem roten Glaslämpchen vor dem Andachtsbild. Der Schiffszimmermann Cristóbal de Jaén mußte ein mächtiges Holzkreuz für die Dachspitze des Haupttempels fertigen. Und im Allerheiligsten der hohen Blutterrasse des Haupttempels stellten Pater Olmedo und der Lizentiat Díaz ein auf Leinwand gemaltes Bildnis der Erlösermutter auf und umgaben es mit einem Hag blutroter Rosen. Kein Kunstwerk, Dutzendware vielmehr — (mit dreißig ähnlichen auf dem Markte Havannas, zur Erhebung von Heidenherzen, billig erstanden) — steif, fast byzantinisch-unbeholfen und dennoch seltsam verschönt in dieser Umgebung, lächelte die Jungfrau ein rührendes, erdenfernes Göttinnenlächeln.

Nach den Tempeln wurden die Teufelspriester gesäubert. Die schwarze Körper- und Gesichtsbemalung, überharscht von stinkendem Menschenblut, wurde abgekratzt, abgescheuert, heruntergewaschen; das nie gekämmte, nie beschnittene, von Läusenestern verfilzte Haar wurde geschnitten, auf Scheitern verbrannt. Und gar die schwarzen Priestergewänder mit den ekelerregenden purpurnen Spritzflecken — mit Zangen wurden sie von den Leibern gerissen, zu Haufen geschichtet, angezündet. Was Wasser nicht

reinigt, reinigt Feuer! Die entkleideten Priester aber wurden in den Fluß getrieben — es war ihre Taufe. Und darauf kleidete man sie in blinkneue Gewänder, in langwallende, schlohweiße.

So umgewandelt, so durchbleicht von Bleichers Hand, zogen sie am dritten Tage in langer Prozession durch die Stadt, zogen von Tempel zu Tempel und räucherten — in Ermangelung von Weihrauch — mit Kopal-Harz, während Pater Olmedo und der Lizentiat die gesäuberten Kapellen dem Christengotte und seinen Aposteln und Märtyrern weihten.

Zur Beaufsichtigung der neugewaschenen, nunmehr christlichen Priester — die von Xesu Quilisto (so sprachen sie Jesus Christus aus) oder von Xesu Nazaleno, von Santa Malia und vom Patele Santo kaum erst die Namen kannten — wurde ein altersschwacher Soldat, Juan Torrés, bestimmt.

„Der Alte weiß von unserm Glauben nicht viel mehr als seine Schutzbefohlenen", sagte Velázquez de León zu Cortes. „Wie soll er sie bekehren?"

„Das hat schon das Wasser besorgt!" erwiderte Cortes. „Zum Kriegsdienst ist der Alte nicht tauglich — hier aber kann er uns dienlich sein! Und wenn er bloß den Pfaffen beibringt, aus Wachs Kerzen zu drehen und sie dazu anhält, die Lichter und Lämpchen vor den Heiligenschreinen nicht ausgehen zu lassen, so ist das ein Gottesdienst — so heilig und andächtig wie der einer Zikade oder eines Singvogels bei Sonnenaufgang! . . . Übrigens wird sich der Page Orteguilla mit ihm beraten können, sollte uns

im Rücken Gefahr drohen; auch wird der Knabe sich leichter mit seiner Verlassenheit und seiner Papageienfeder-Perücke abfinden, wenn mit ihm der alte Torrés in Sempoalla zurückbleibt."

Seitdem führte — bis an sein seliges Ende — der halb erblindete Juan Torrés ein Eremitenleben auf der Spitze der großen Tempel-Pyramide als Diener Unserer Frau der blutroten Rosen. Sie konnte sich keinen treueren Diener wünschen, als diesen Armen im Geiste mit dem silbrigen Hieronymusbart und den rinnenden Augen. Nie vernachlässigte er ihr plejadenähnliches Lichtergeflirr. Jahraus jahrein bleichte er Wachs, drehte Kerzen und zündete Wachsstöcke an. Die Indianer aber, denen der Sinn seiner spanischen Reden verschlossen blieb, witterten die Weihe seiner frommen Einfalt und nannten ihn den großen Priester.

26.

Pater Olmedo hatte alle Hände voll zu tun. Auf die Reinigung der Gotteshäuser und der Priester folgte die Taufe der acht Bräute und ihrer Verwandten. Ein Glück, daß der Fluß durch die Stadt floß; in Reihen am Ufer aufgestellt, mußten, mittelalterlichem Brauch gemäß, die Täuflinge — Männlein und Weiblein — bloß wie sie ihr Schöpfer erschaffen, bis an den Hals ins Wasser steigen, während Pater Olmedo für alle zugleich die Taufformel sprach. Aber am Totonakenkönig und seiner Tochter wurde — ihres hohen Ranges wegen und weil die dicke Prinzessin sich geweigert hatte, ihre hüllenlosen

Reize profanen Blicken preiszugeben — die heilige Handlung gesondert vorgenommen, nachdem das Volk bedeutet worden war, die Ufer und die benachbarten Gassen zu räumen. Außer Cortes, als Bräutigam, war es nur wenigen seiner Getreuen, als Paten, gestattet, Zeugen dieser Zeremonie zu sein.

„Ein rötliches Nilpferd!" flüsterte Lugo, als die Prinzessin im Wasser plätscherte. Den Vergleich weiter auszuspinnen hinderte ihn jedoch ein strenger Blick des General-Kapitäns. Und die anderen nagten sich tiefe Narben in die Lippen . . .

Um ein Haar hätte die Taufe einen traurigen Abschluß gefunden. Der dicke Kazike, unter den Armen gestützt von seinen zwei Karyatiden, war bereits ans Ufer zurückgewatet, die dicke Prinzessin aber zauderte noch, das hüllende Wasser zu verlassen, und lachte verlegen die weißen Götter an. Plötzlich tauchte sie unter.

„Es schwelgt in seinem Element! . ." flüsterte wieder Lugo.

Doch er irrte. Sie kam nicht zurück an die Oberfläche. Sie hatte das Gleichgewicht verloren und, gepackt vom reißenden Strom, wäre sie — des Schwimmens unkundig — gewiß fortgeschwemmt worden, hätte Alvarado nicht, ihr nachspringend, ihren linken Fuß erwischt und sie sachte ans Ufer gerollt. Als sie aufseufzend wieder zu sich kam, ließ er sichs nicht nehmen, ihr den wulstigen Nacken zu tätscheln. Eine Zutraulichkeit, die er, als Cortes ihm einen Verweis erteilte, für ein Vorrecht seiner Patenschaft

erklärte; auch sei der Prinzessin nichts Schlimmeres damit geschehen als der frommen Susanna im Bade.

27.

Und nun wurde die Hochzeit gerüstet. Drei Tage währten die Feierlichkeiten.

Es half nichts — Cortes mußte mit Doña Catalina India (so war die dicke Prinzessin getauft worden) Beilager halten.

Wohl hatte er erst Ausflüchte gesucht und durch Marina der Braut und ihrem Vater mitteilen lassen, er habe eine Ehefrau daheim — gleichfalls Catalina genannt —, und Doppelehen einzugehen gestatte die christliche Religion nicht. Doch die schmerzvolle Enttäuschung, die jede Falte im Antlitz des dicken Kaziken erschlaffte, die aschgraue Hoffnungslosigkeit, mit der er versicherte: er wolle niemand sein Kind aufdrängen, das Entsetzen des indianischen Hofstaates, der Todesschrecken und die gellenden Wehrufe der dicken Prinzessin erweichten Cortes das Herz, und er fing an, darüber nachzusinnen, ob er der Politik nicht ein Opfer bringen solle. Denn ein Opfer war es. Marina, mit der er sich beriet, überredete ihn selbstlos dazu. Den Ausschlag gab Doña Catalina India. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, weiße Götter — sollten sie auch unehelich sein — zur Welt zu bringen. Von diesem Entschluß ging sie nicht ab. Und so verliebt war sie, daß sie Cortes ihren faustgroßen Smaragd zum Geschenk anbot.

Das schmolz das Eis. Cortes brachte es nicht übers Herz, eine so beharrliche Liebe mitsamt dem Smaragd

zurückzuweisen. Er nahm das Geschenk an und damit auch die Schenkerin.

Da er noch manchen Widersacher im Heere hatte, ließ er sofort verbreiten, die dicke Prinzessin werde nur seine Konkubine sein. Durch Marina ins Mexikanische übersetzt, hieß das: „des weißen Gottes zweite Gemahlin" — und die Totonaken sowohl wie Doña Catalina India waren es zufrieden.

Weniger zufrieden war Cortes. Und er rechtfertigte sich, als die Hauptleute ihn mit einer Hilarität beglückwünschten, die seinem schlechten Gewissen teils verdutzt, teils bemitleidend und sarkastisch erschien. (Hatte nicht Alvarado ein teuflisches Zucken um den Mund, als dächte er an Susanna im Bade? . . .) Aber vielleicht schien das Cortes nur so. Mit würdiger Ernsthaftigkeit betonte er, daß er ein Opfer bringe. Und den Hauptleuten mußte es wohl einleuchten, daß die Politik einen Feldherrn vor schwere Aufgaben stellt . . .

Auch vor Marina entschuldigte sich Cortes unter vier Augen. Sie war gütig und — in diesem Falle — so wenig eifersüchtig, daß es eigentlich kränkend war; kränkend für ihn und kränkend für die dicke Prinzessin.

28.

Nicht ganz so leicht, wie die Totonaken sichs gedacht hatten, war es, den sieben anderen Bräuten Männer zu finden. Die Kavaliere im kastilischen Heer waren zurückhaltend. Man befand sich ja noch nahe der Küste; man wollte abwarten; in den Ländern Tlascala, Cholula und

Mexico gab es ja auch noch Prinzessinnen . . Ja, man wollte sich aufsparen.

Nur der stille, immer bleichwangige Hauptmann Andrés de Tapia ließ sich herbei, das adligste der Mädchen, seit der Taufe Doña Francisca India genannt, zum Altar zu führen — die Tochter des totonakischen Heerführers Cuhextecatl und eine der reichsten Erbinnen des Landes. Unter den übrigen Bräuten durfte der alte bocksgesichtige Heredia — der furchtbare Zauberer von Tzimpantzinco — Ausschau halten und sich ein liebliches, zartjunges Ding aneignen. Die Freier der fünf anderen Bräute waren Fähnriche und Kavalleristen — keine Hidalgos.

Auf dem Rasenplatz zwischen Haupttempel und Königspalast war der Traualtar errichtet. Und wie einst am Ostersonntag — an den moskitobedeckten Sanddünen — sang der fette Franziskaner-Mönch und Lizentiat Juan Díaz mit den wulstigen Lippen die Responsorien; und als Chorknabe, im spitzenverbrämten Röckchen, waltete der siebzigjährige Musketier Alonso Durán seines Amtes. In Ermangelung einer Orgel begleiteten der Tanzmeister Ortiz und der Musiker Rodrigo Morón auf ihren Guitarren. Und der Trommler Canillas, der schon in Italien Tambour gewesen, rührte dazu die Trommel. Die Feier war erhebend. Der dicke Kazike schwamm in Tränen.

Cortes und Doña Catalina India wurden gesegnet, aber nicht getraut. Es war ja sozusagen eine Heirat linker Hand. Dennoch barst das dicke Mädchen schier vor Glück und verriet die Glut ihrer Empfindungen, indem sie sich wie rasend fächelte. „Sie könnte ein Ei

in der Hand kochen", flüsterte der Hauptmann Francisco de Lugo.

Pater Olmedo hatte sodann die sieben anderen Paare ehelich zu kopulieren und außer diesen noch einige kastilische Hochzeiter. Denn Brautschaften sind kontagiös. Die schöne Amazone María de Estrada wechselte die Ringe mit ihrem Lebensretter, dem weißhändigen Sánchez Farfán; der Bogenschütze Pedro de Guzmán, der Tüchtigsten einer, führte die vornehme Abenteurerin Francisca de Valtierra zum Altar, wie er es erst kürzlich, beim Abendtanz im Indianerdorf, sich vorgenommen; und zum Bedauern vieler wurde die reizende, etwas rundliche Rosita Muños die Frau eines gewissen Tarifa aus Sevilla, eines ledernen Gesellen, den man Tarifa von den Diensten — de los servicios — nannte, da er allzu häufig davon sprach, welche Dienste er Seiner Majestät dem Kaiser leiste und wie schlecht er dafür entlohnt werde.

Eigentlich hatten auch Antonio Villareal, der junge Fähnrich des Diego de Ordás, und die olivenbleiche Isabel de Ojeda vorgehabt, sich trauen zu lassen. Seit er ihr an jenem Tanzabend die beiden Venusschuhe überreicht, seit sie ihm den Kuß gegeben für Ordás, hatten sie sich wieder und wieder gesehen und geküßt und Treue geschworen. Als sie aber am Morgen dieses Tages vor Don Diego hintraten, sein Einverständnis zu erbitten, und der schwermütige Rittersmann sie mit einem verwundeten Blick ansah, mit einem Blick, welcher ächzte: „Ich weiß, ich weiß alles" — — da schwiegen sie betreten und redeten von gleichgültigen Dingen. Der Mut,

ihm zu bestätigen, was er wußte, versagte ihnen. Darum verschoben sie entsagungsvoll die Verehelichung.

Eine Stunde vor der Trauungsfeier kam der alte Armbrustschütze Santisteban zu Sánchez Farfán dem Weißhändigen, als dieser eben sein bestes Seidenwams angelegt und damit beschäftigt war, sich mit Bisamsaft zu parfümieren; nicht umsonst hieß er der Weißhändige.

Besorgt fragte Santisteban:

„Macht Ihr Euch keine Gedanken, Señor?"

Nun war es gewiß nicht die Art des Weißhändigen, sich Gedanken zu machen. Und heute hatte er weniger als sonst Ursache dazu. Er begriff die Frage nicht. Jedermann hatte ihn beglückwünscht. Was wollte der Alte eigentlich?

Santisteban bastelte verlegen an seinem Ärmel herum und rückte erst nach vielem Stottern mit dem heraus, was ihm die Seele beschwerte.

„Stellt Euch vor, Señor, wenn Doña Elvira noch lebt! . . . Ihr würdet eine Schuld auf Euch laden! . . ."

„Pater Olmedo hat mich beruhigt", erwiderte Farfán kalt und betrachtete sich in einem kleinen Spiegel, den er immer in seinem Barett trug. „Sie ist tot!"

„Woher wißt Ihr das?"

„Doña Elvira war zart und kränklich . . . Sie muß tot sein. Es sind ja zehn Jahre her . . . Als Sklavin verkauft — ich bitte Euch, wer hält das aus!"

Er selbst war Sklavenhändler gewesen. Er mußte es ja wissen.

„Nein, nein, sie ist tot", wiederholte er.

„Ich wünsche ihr und Euch, daß Gott sie bald zu sich nahm!" murmelte Santisteban und entfernte sich kopfschüttelnd.

29.

Das Hochzeitsmahl wurde in den dachlosen, mit grellbunten Zelttüchern gedeckten Prunkräumen des Königspalastes eingenommen. Das ganze kastilische Heer, vierhundert Mann und einige zwanzig Frauen, nahmen daran teil. Gemischt saßen die weißen Götter und Göttinnen zwischen ihren rothäutigen Anbetern mit den perlmutternen Nasen- und Lippenpflöcken, schlossen Brüderschaften, tranken mit Pulque-Bechern gelbgeschminkten Indianerinnen zu. Ein Fest der Verschwägerung, ein Fest der Verbrüderung. Reden auszutauschen war umständlich, ja untunlich, — um so leichter Speisen und Getränke. Wunderneue Genüsse für Gaumen und Schlund boten sich dar. Auch die Totonaken erhielten Gelegenheit, die Kochkunst der östlichen Hemisphäre zu bewundern, denn die Marketenderin Catalina Márquez, welche man die Feuerlilie nannte, hatte in einem der zauberhaften Königssäle ihre Marketenderbude und einen Kredenztisch aufgeschlagen, schmorte, kochte und backte und teilte die beliebten spanischen Süßweine — „Alicante" und „Pedro Ximenes" — aus. Ihre Pasteten und Tortillas fanden den Beifall aller Indianer. Mit dem spanischen Wein freilich mußte gespart werden; daher durfte nur die königliche Familie davon kosten; und sie tat es ausgiebig, so daß der Narr Madrid —

nicht ganz ohne Grund — sich herausnehmen konnte zu behaupten: die dicke Prinzessin habe nie genug von Pedro Ximenes und ein Segen sei es, daß er kein Mann sei, sondern ein Wein . . .

Überaus mannigfaltig war die den Europäern vorgesetzte Speisenfolge, fand jedoch keine bedingungslose Anerkennung. In Erdlöchern gebratene Hirsche, Wachteln und Faultiere mundeten allerdings ausgezeichnet. Auch siebzig kleine Hunde, mit Chilli-Pfeffer und Tomaten geschmort und mit Truthahnfleisch überdeckt, schmeckten zart und lecker. Aber nur wenigen gelang es, gerösteten Heuschrecken, Wasserkäfern und den meocuilin genannten weißen Maiswürmern Geschmack abzugewinnen. Da zog man schon Saurierfleisch, gekochte Iguanas und Schwanzlurche vor; oder man hielt sich an die tamalli, — Maiskuchen nämlich, die, von Maisblättern umwickelt, in die Blätter hineingebacken waren.

Nach dem Mahl brachten hübsche Cocos Wasser zum Händewaschen und Mundspülen. Darauf wurden Tabakpfeifen umhergereicht und ein Getränk, bereitet aus Kakaomehl und Vanille. Dazu Stäbchen zum Umrühren des Kakaomehls. Und dann Früchte — berauschende, beseligende, berückende, wie die der Hesperiden. Zumal die Frucht des Zapote-Baumes schmeichelte dem Gaumen. Noch kannte man ihre süße Tücke nicht. Apfelgroß die Frucht, mit hellgrüner Schale, weißlich gelb im Innern, mit nur vier Kernen. Die Totonaken machten Zeichen: man dürfe nur mäßig viel von der stark abführenden Frucht genießen. Übersehen oder mißdeutet wurden die Zeichen. Zu süß

war die Frucht. So trat schicksalhaft und unaufhaltsam das Unheil ein: fluchtartig mußte ein Teil des kastilischen Heeres den Königspalast verlassen. Und die Zurückgebliebenen wälzten sich vor Lachen.

Durch den Vorsteher des Hauses der Teppiche ließ der dicke Kazike an seine kastilischen Gäste tausend buntgewirkte Mäntel und vierhundert Schambinden verteilen. Obgleich das mehr als genug war, sprach er unterwürfig die Bitte, ihm die geringe Anzahl der Mäntel nachzusehen, in einer Festrede aus, die mit den Worten begann:

„Vereinigt seid ihr in meinem Palaste, o ihr Krieger, o ihr Tapferen! Ihr habt die Mühe nicht gescheut, euch an diesen bescheidenen Ort zu begeben, trotz eurer Vornehmheit, trotz eures Ansehens! . . .“

Und dann brachte er Entschuldigung auf Entschuldigung vor. Das Mahl, das er seinen Gästen vorgesetzt — deutete er an — sei wohl reichhaltig, aber doch kein Göttermahl, denn die beste der Speisen fehle . . .

Und als er so gesprochen, rollten ihm Tränen der Entsagung, erbsengroße Tropfen über die gemalten Backen.

Nämlich gleich nachdem er seine Tochter dem Höchsten der weißen Götter anverlobt hatte — und das war nach der Einnahme Tzimpantzincos durch den großen Zauberer Heredia und noch vor der Zerstörung der Götterbilder geschehen — hatte der dicke Kazike sich auf den Sklavenmarkt begeben, um seinem göttlichen Schwiegersohn zur Hochzeit die Speise der Götter vorzusetzen. In der Bude

eines als redlich beleumundeten Menschenhändlers aus Tlatelolco setzte er sich nieder und ließ sich dessen Ware zeigen. Dieser Mann führte keine anderen Sklaven als nur solche, die gegessen wurden und die man Tlaaltiltin, d. h. die Gut-Gewaschenen nannte. Denn da sie dazu bestimmt waren, als Speise zu dienen, wurde Gewicht darauf gelegt, daß sie sauber aussahen und daß ihr Fleisch weich und saftig und wohlgenährt war. Auch kleidete der Menschenhändler sie in reiche Gewänder, schnitt ihnen das Haar nach Häuptlingsart, behängte sie mit Edelsteinketten und Blumenkränzen und ließ sie zu einer fröhlichen Flötenmusik Reigentänze aufführen und Freudenlieder singen, um Käufer damit anzulocken.

Mit einem Schwall von Worten pries der Händler dem dicken Kaziken seine Ware an, machte ihn aufmerksam auf die zierlichen Tanzbewegungen des einen der Gut-Gewaschenen, auf die wohlproportionierte Körperform eines anderen, auf die Zartheit der Schenkel eines dritten, auf die klangvolle Stimme eines vierten. Leute mit Körperfehlern führte er überhaupt nicht. Wenn er für diesen oder jenen nur dreißig Mäntel als Preis verlangte, so geschah es, weil sie weniger Grazie beim Reigen zeigten. Die aber, die geschmackvoll singen und tanzen konnten, kosteten vierzig Mäntel. Von dem Preis ging er nicht ab, mochte selbst ein König Käufer bei ihm sein.

Der dicke Kazike wählte zwölf Gut-Gewaschene — sechs Jünglinge und sechs Mädchen — und bezahlte sie mit

vierhundertachtzig Mänteln. Tags darauf aber waren die alten Götter tot, und die vierhundertachtzig Mäntel waren umsonst vertan.

30.

Als am Abend des Hochzeitsfestes Rodrigo Rangel die Kissen auf dem Brautlager für Cortes und die dicke Prinzessin zurechtzupfte, hielt er diese Ansprache an den Hut des General-Kapitäns, da dieser noch im Festsaal weilte:

„Euer Liebden sind im Begriff, in die Fußstapfen Alexanders des Großen zu treten. Auch Alexander eroberte die Monarchia Indiana, und er hielt Hochzeit mit Roxane, der schönen Perserbraut. Was wissen wir von einer schönen Perserbraut? Nichts, in der Tat gar nichts. Und was wußte Alexander von ihr, ehe er ihr Bett bestieg? — Gleichfalls nichts! Denn schöne Perserbräute gehen verschleiert wie das Bild zu Saïs, wie Mutter Natur ... Jede Frauensperson ist ein Bild zu Saïs — selbst meine lange Elvira und sogar La Medina, die neulich gar nicht verschleiert tanzte. Von einem Negerkönig hat man mir erzählt, der an seinem gelben Strohhut die abgeschnittenen Ohren seiner Untertanen befestigte, so daß der Hut schwarz aussah, und der seinen schwangeren Gattinnen den Rücken bei lebendigem Leibe aufschneiden ließ, um das Wachsen der Embryonen zu beobachten. So lobenswert und ersprießlich Wißbegier auch ist, so finde ich doch, sie ging in diesem Fall zu weit. Allzusehr sollte man das Bild zu Saïs nicht entschleiern und

auch keine Dame von Stand. Da sind wir Christen — (ich meine Europäer und Totonaken) — doch anders: wir schneiden Menschen nur auf in ehrlichem Kampfe, des Ruhmes und der Tafelfreuden wegen. Panes et circenses: das Weltgeschehen im Brennspiegel. Der Heiland gab für die Menschheit sein Blut; und die Menschheit gibt ihr Blut für die Gewürze Indiens — wenn nicht für Turniere oder Stiergefechte (o, ihr Kühe Andalusiens! . . .): denn essen muß der Mensch oder stolz sein. Darum nimmt der Ritter Diego de Ordás so wenig Speise zu sich. Und darum überladet ihre königliche Hoheit, die Prinzessin des Landes Totonacapan und Königin aller Blumen so viel ihren Magen mit weißen Maiswürmern und ‚Pedro Ximenes‘, wie wir es beim Hochzeitsschmaus schaudernd erlebt haben. Alvarado, der den Vorzug hatte, zur Taufe ihrer königlichen Hoheit zugegen zu sein und Höchstdieselbe an einem Bein aus dem Wasser zu ziehen, behauptet, sie sei eine rote Venus und sei dermaßen wohlgenährt, daß man sie als Gut-Gewaschene bezeichnen könne. So ist denn der Schleier dieses Bildes zu Saïs ein wenig schon gelüftet. Und doch nicht ganz. Daß ihre königliche Hoheit, trotz Nasengehänge und Lippenpflöcken, sich allervortrefflichst den Mund auszuspülen versteht, haben wir am Schluß des Mahles mit Staunen und Begeisterung gesehen. Jedoch — um es kurz zu machen — Euer Liebden werden meine Schreckhaftigkeit begreiflich finden, die mich befürchten läßt, daß es Euer Liebden leichter sein dürfte, Lerchen mit einem Nachtlicht zu haschen, als ihre

königliche Hoheit zu küssen und ihren Umfang zu umfangen."

So sprach Rodrigo Rangel.

31.

Ohne Unterbrechung wurde das Hochzeitsfest fünf Tage lang gefeiert. Die Völlerei und Trunkenheit hatten in der ersten Nacht überhand genommen, und das Fest war gegen Morgen zur Orgie ausgeartet. Die bedienenden Cocos und sogar vornehme Indianerinnen waren belästigt worden. Daher übernachteten, auf Anordnung von Cortes, die Kastilier fortan wieder in ihren Tempel-Wohnungen. Sobald sich die Sonne aber erhob, wurde im Königshaus weiter gezecht und geschlemmt, gegröhlt und scharmiert.

Am Vormittage des fünften Tages schritt Cortes mit Marina über den großen Rasenplatz, um sich in den Tecpan zu begeben. Eine Menge Neugieriger, Handwerker und Bürger, die zum Palast keinen Zutritt hatten, standen vor dem großen Schloßtor, in der Hoffnung, die Feingestalt der Marina zu erspähen oder einen Blick, ein Lächeln, einen Gruß des Höchsten der Sonnensöhne zu erhaschen und wie ein Almosen nach Hause zu tragen. Doch plötzlich — leise und scheu wie der Wind durch Schilfrohr streicht, glitt ein Murmeln, huschte ein banges Fragen und Kopfwenden über die hundertköpfige Menge hin. Cortes und Marina befanden sich eben in der Mitte des Rasenplatzes, und sie sahen, daß das Volk auseinanderwich, vier phantastisch buntschillernd gekleideten Indianern

Platz zu machen, welche, heraufgestiegen aus dem Innern der Stadt, eilig auf den Eingang des Palastes zuschritten. Zwei von ihnen waren als Jaguare, die beiden anderen als Adler gekleidet. Besonders der eine Adler trug sich wie ein Adler. Die Kostbarkeit seines Panzers und Helmes, übersät von lichtersprühenden Kleinodien, überstieg alles, was Cortes bis dahin unter den Begleitern des Staub-Aufwirblers und des Schwelenden Holzes bei den Sanddünen und unter den Adlern und Jaguaren des dicken Kaziken an Kleiderpracht gesehen. Unüberbietbar die Arroganz seiner Kopfhaltung, seines Armschlenkerns, seines lässigen und dünkelhaften Schrittes. Er sah Cortes und übersah ihn; keines Blickes würdigte er ihn. Und er ging in den Königspalast hinein, als betrete er sein eigenes Haus.

„Was sind das für Menschen?" fragte Cortes Marina, mühsam seine Erregung meisternd.

„Das sind Mexikaner!" erwiderte sie. „So benehmen sich nur Mexikaner!"

Von den umherstehenden Totonaken vermochte sie keine Auskunft zu erhalten. Offenbar waren die vier Mexikaner eben erst in Sempoalla angelangt.

Cortes und Marina begaben sich in den Tecpan.

32.

Als Cortes und Marina mehrere Gemächer durchschritten hatten und sich dem großen Festsaal näherten, schlug ihnen eine unheimliche Stille ans Ohr. Das Becherklirren, Singen und Gröhlen der Kastilier war ebenso verstummt wie der schwermütige Ton der Teponaztli-Trom-

mel, der Kürbisrassel und Flöte, womit das Cihua-Netotiliztli — der Vogel-Tanz indianischer Tänzerinnen — begleitet wurde. Und ein schier unglaubliches Bild bot sich ihren Augen dar, als sie durch die Tür des Festsaales traten. Der dicke Kazike wälzte sich auf den Knien vor den vier Mexikanern und winselte händeringend und schluchzend. Die dicke Prinzessin lag platt auf dem Bauch und ohnmächtig auf dem Fußboden da; sie wurde mit Kräuterwasser vom Pagen Orteguilla besprengt, der nichts weiter anhatte als seine Schambinde und eine Perücke aus langherabwallenden gelben Papageienfedern. Die Kastilier, soweit sie nicht sinnlos betrunken waren und schnarchten, waren von den Schemeln gesprungen und standen starr, gelähmt, rat- und tatlos umher. Die Totonaken mit ihren Frauen folgten dem Beispiel ihres Königs, knieten bestürzt. Die rothäutigen jungen Edelmädchen aber — dreißig an der Zahl — waren in eine Ecke des Saales geflüchtet, sich drängend mit ihren zierlichen Gliedmaßen wie ein Rudel verängstigter Rehe. Und nur einen Verteidiger hatten sie. Das war der Weinschlauch, Ribadeo. Mit einem großen Kochlöffel, den er in der Not der Feuerlilie aus der Hand gerissen, fuchtelte er zuversichtlich (wenn auch unsicher auf den Beinen) herum, wankte vor den bedrohten Indianermädchen auf und ab, willens, sie mit dieser Waffe zu beschützen.

Doch wenn er auf den Humor der Mexikaner gerechnet hatte, so hatte er sich verrechnet. Ohne dem Gewinsel des knienden Königs Gehör zu geben, schritt der schöne Adlerjüngling auf die Mädchenschar zu, wählte einige der

Schönsten, zerrte sie heraus. Und als Ribadeo Anstalten machte, den Kochlöffel zu heben, schob er ihn verächtlich beiseite, doch so, daß der Betrunkene bis in die Mitte des Saales kollerte.

An die Göttlichkeit der Weißen glaubte dieser Mexikaner augenscheinlich nicht . . .

Durch Marina, die sich in aller Eile unterrichtet hatte, erfuhr Cortes, daß die vier Mexikaner gekommen waren, im Namen und auf Befehl Montezumas ein Strafgericht über die Totonaken zu halten wegen der Zerstörung der Götterbilder sowohl wie wegen der Verbrüderung mit den Weißen. Eine spätere Züchtigung des Königs und seiner Großen sich vorbehaltend, verlangten sie fürs erste einen sogleich zu entrichtenden Blutzoll von zwanzig adligen Jünglingen und Mädchen, Kindern der höchsten Würdenträger; die Jünglinge sollten in Tenuchtitlan auf den Altären Huitzilopochtlis und Tezcatlipocas geschlachtet, die Mädchen aber der Göttin der Sünde geweiht und dem großen Freudenhause Tlatelolcos überwiesen werden.

Cortes hatte gleich beim Betreten des Saales nach seinen Feldobristen — von denen keiner zugegen war — und nach seiner Leibwache schicken lassen. Durch die Wache ließ er die Ausgänge besetzen. Die Hauptleute waren bald zur Stelle. Außer sich über die Anmaßung der Mexikaner, rieten einige, sie festzunehmen, andere sogar, sie unverzüglich hängen zu lassen; Christóbal de Olid aber, der einstige Galeerensklave, legte Gewicht darauf, die Mexikaner ausgepeitscht zu sehen.

Cortes verwarf alle diese Vorschläge.

„Wir haben jetzt eine Gelegenheit," sagte er, „unsere totonakischen Freunde in ein Netz zu locken, aus dem sie sich nie mehr werden lösen können. Wir wollen die Totonaken veranlassen, die Mexikaner gefangen zu nehmen. Wenn sie das tun, ist jedes Band zwischen ihnen und Montezuma zerrissen und sie sind für immer an uns gekettet."

Dieser Plan fand die Zustimmung sämtlicher Hauptleute bis auf Ordás, der sich plötzlich in den Kopf gesetzt hatte, er wolle den reich gekleideten Adler zum Duell fordern. Ihm das auszureden, kostete nicht weniger Mühe, als dem noch immer knienden dicken Kaziken auf die Füße zu helfen. Christóbal de Olid vermochte, trotz seiner Bärenstärke, das Körpergewicht des Fleischberges nicht zu heben und mußte sich den Beistand von Tapia und Luis Marín dazu erbitten. Leichteres Spiel hatte die Überredungskunst Marinas. Der König räumte mit verlegenem Grinsen ein, daß er den Kopf verloren ... Ein Rückfall ... Die alte Gewohnheit ... Der Schrecken des Namens Montezuma ... Aber nie wieder werde er ... Er sei ja ein Christ und glaube an den Gott „Dios" ... Und gewiß brauche er mit einem Heer von vielen tausend Totonaken die kleine Schar — bloß vier Mexikaner — nicht zu fürchten!

Seine jämmerliche Feigheit schlug in mordgierige Rachsucht um. Er schrie die Mexikaner an, beschimpfte sie und an die Seinen erteilte er mit laut krächzender Stimme Befehle. Sofort traten zweihundert totonakische Adler und Jaguare in den Saal und stürzten sich mit tosendem

Kampfgeheul auf die vier Adler und Jaguare. Diese verkauften ihre Freiheit teuer. Adlerfedern flatterten durch den Raum. Weiße Orchideen, die den Fußboden des Hochzeitssaales schmückten, färbten sich rot. Zehn Totonaken verröchelten, ehe die vier überwältigt und gefesselt waren. Der dicke Kazike befahl, sie unverzüglich abzuführen und in Käfige zu sperren.

Mittlerweile war Doña Catalina India aus ihrer Ohnmacht erwacht. Und als die Gefangenen abgeführt wurden, stellte sie sich, böse wie eine Spinne, dem vornehmen Adler in den Weg und spie ihm ins Gesicht.

Er sah sie nicht einmal an.

33.

Eine halbe Stunde später kam Pater Olmedo ganz bestürzt zu Cortes.

„Wäre es mir nicht verboten, ich würde jetzt fluchen", rief er aus.

„Mir scheint, heiliger Vater," sagte Cortes, „daß Ihr noch unschlüssig seid, ob Ihr Euch ärgern oder lachen sollt? Was ist geschehen?"

„Das Tollste, was ich je erlebt!" rief Olmedo, sein Lachen nicht mehr unterdrückend.

Und er erzählte, was er erlebt.

Vom Eremiten Unserer Frau der blutroten Rosen, vom halberblindeten Juan Torrés, herbeigerufen, war er gerade noch zur rechten Zeit auf die Tempelterrasse gekommen, um eine Wahnsinnstat zu verhindern. Denn die Totonaken

waren eben im Begriff, ihrer neuen Göttin Santa Malia — wie sie das Bild der Jungfrau Maria nannten — die gefangenen vier Mexikaner zu schlachten. Zum Glück war der Diakon und Dolmetscher Jerónimo de Aguilar in der Nähe und konnte den erst jüngst getauften Priestern begreiflich machen, daß ein solches Unterfangen sündhaft sei.

„Eine Lehre für uns!" schloß Pater Olmedo seinen Bericht. „Ich war immer gegen diese überstürzte Bekehrung ... Nun sehen wir, wozu das führt! In Zukunft wollen wir die Heiden erst zu Christen machen, ehe wir sie taufen — nicht umgekehrt!"

Cortes lachte, daß ihm die Tränen in die Augen traten, hielt es dann aber doch für seine Pflicht, den dicken Kaziken streng zur Rede zu stellen.

Mit einer Verlegenheit, die deutlich sein Schuldbewußtsein verriet, versicherte der dicke Kazike, nichts von der Opferung zu wissen. Das Gegenteil ließ sich ihm nicht nachweisen.

Schließlich fragte er verschüchtert, was er denn mit den Gefangenen tun solle?

Cortes lehnte es ab, ihm einen Rat zu erteilen. Nicht durch Kastilier, sondern durch Totonaken seien die Mexikaner festgenommen worden. Also wäre es Sache der Totonaken, sie abzuurteilen und, falls sie es verdienten, sie hinzurichten.

Völlig verängstigt fragte der dicke König, was das sei — hinrichten?

Es wurde ihm auseinandergesetzt: das bedeute, daß

man Leute an einen Baum hängt oder ihnen den Hals durchschneidet oder sie lebendig verbrennt . .

Der dicke Kazike schwieg und fragte nicht mehr. Aber es schien ihm nicht in den Kopf zu wollen, warum dies erlaubt sei und jenes nicht . . .

Bei diesem Gespräch erfuhr Cortes, daß der eine der Gefangenen ein Vetter Montezumas war mit Namen Guatemoc, der Herabstoßende Adler.

34.

In der darauf folgenden Nacht ließ Cortes durch zwei seiner verwegensten Soldaten — Guzmán und Domínguez — den Herabstoßenden Adler nebst einem seiner Mitgefangenen heimlich aus ihrem Gewahrsam befreien und vor sich führen. So heimlich geschah dies, daß keiner der Totonaken davon erfuhr.

Nachdem er den Mexikanern Speise und Trank vorgesetzt und ihnen seine Feldobristen vorgestellt, zog er sich mit Guatemoc in ein anderes Gemach zurück. Nur Marina durfte zugegen sein.

Eine Stunde lang sprachen sie. Cortes drückte sein Bedauern aus. Ein Mißverständnis. Er sei stets ein Freund Montezumas gewesen. Er mißbilligte die Gewalttat der Totonaken. Aber, bei Gott, die Kastilier seien schuldlos. Unerhört, daß man sich erfrecht habe, Hand an die unantastbaren Abgesandten des Weltherrn zu legen.

Guatemoc sagte nicht viel, gab kühl und weltgewandt Höflichkeit mit Höflichkeit zurück. Doch während leere

Worte hin und her schwirrten, Gedanken zu umhüllen, von Gedanken abzulenken — blickten sich zwei finstere Königsadler forschend, bohrend, peinigend in die funkelnden Augen.

Inzwischen war totonakische Kleidung herbeigeschafft worden; und am Fluß lag ein Kanoe bereit. Als Totonaken verlarvt, wurden die beiden Mexikaner von Guzmán und Domínguez durch nachtfinstere Gassen zum Fluß geführt und aus der Stadt hinausgerudert.

35.

Es war kaum eine Woche her, daß der Herabstoßende Adler als Triumphator aus den südlichen Maya-Ländern nach Tenuchtitlan zurückgekehrt war. Er und der Generalissimus der mexikanischen Heerscharen, der Irdene Krug, hatten in dem einjährigen Kriege den Ruhm Mexicos gemehrt, weite Länderstrecken Guatemalas und Nicaraguas dem Besitzstand des Weltreiches hinzugefügt. Aber nicht mit frohem Jauchzen, wie sie es hätten erwarten dürfen, waren sie empfangen worden, — mit einem lärmenden Jauchzen vielmehr, das krampfhaft eine stille Wehklage niederschrie. Den unheilkündenden Geschehnissen, den Vorzeichen des Weltendes, die seit einem Jahrzehnt die Gemüter ängstigten, hatten sich drei neue hinzugesellt: die Schreckensnachricht von der Zertrümmerung der Götter in Sempoalla, das Versinken des großen Adlersteines im Kanal und die Ehe zwischen den königlichen Geschwistern Prinzessin Maisblüte und dem Vom-Himmel-Gestiegenen.

Aber trotzdem oder gerade deshalb verlangte das Volk nach dem Triumphzug, den Montezuma der Landestrauer wegen abgesagt hatte. Die Bewohner der Wasserstadt hielten seit lange die Fäuste geballt, und nun begehrten sie, ihren Liebling, den Herabstoßenden Adler, zu feiern. Eines Volkes Sehnsucht zitterte im Klang dieses Namens: ein heimlicher Schlachtruf der Unzufriedenen war er geworden, ein Sinnbild der Erlösung, — Drohung und Verheißung zugleich.

Montezuma mußte dem Volkswillen nachgeben, das Verbot aufheben. Zwei Tage nach dem Verschwinden des Opferblutgefäßes fand der Triumphzug statt. Die große Trommel auf dem Gipfel der Schlangenberg-Pyramide ließ ihre dumpfen Dröhnlaute ertönen. Der Kopalrauch der Räucherpriester tauchte die Stadt in weiße Nebelwolken. Fellpauken donnerten, Muschelhörner schmetterten. An der Spitze der Heerscharen und zehntausend gefesselte Schlachtopfer für die hungrigen Götter Mexicos mit sich führend, schritten, das Haar in Zöpfe geflochten, der Herabstoßende Adler und der Irdene Krug über den großen Steindamm von Iztapalapan, durch Siegespforten aus Blumengehängen und Papierfähnchen, über Kanalbrücken und Plätze und durch die Haupt- und Prozessionsstraße Tenuchtitlans, welche man die Straße-der-blauen-Scheibe (d. h. des Erdrundes) nannte. Flötenspielende Mädchen umtanzten sie, Greise zogen ihnen tanzend entgegen. Und als sie sich dem Großen Palast näherten, trat auch Montezuma in Kriegstracht aus dem Palasttor mit einem türkisenen Schild am linken Arm und

umgeben von seinen Krüppeln und Narren und dem Rat der Alten. Bewillkommnend lud er die Sieger in sein Haus. Und im Türweg ebenda, auf den langen Treppenstufen vor dem Palasttor, wurden angesichts des Volkes der Herabstoßende Adler und der Irdene Krug entkleidet und ihre nackten Körper wurden ockergelb, ihre Gesichter karminrot bemalt. Auf das geflochtene Haar aber setzte man ihnen Siegeskronen, prachtvoll gearbeitet aus aufrecht stehenden Federn des Schlangenhalsvogels. Und Montezuma sprach die Worte, mit denen seit toltekischen Zeiten alle Könige Anahuacs ihren triumphierenden Feldherren den Siegeslohn gaben, sie zugleich damit in ihre Schranken zurück bannend:

„Die Mexikaner und ich, wir sind zufrieden mit euren Taten! Ihr habt euch vor dem Feinde gut gehalten; nun aber erholt euch und ruht euch aus!"

36.

Des Irdenen Kruges kindliche Gattin war, seit er ins Südland gezogen, vierzehn Jahre alt geworden. Sein tlascaltekisches Heimatland lachte ihn aus ihren braunen Augen an. Rasiert an der Stirn, am Busen und am Oberarm blau tätowiert, war sie liebreizend und rein wie ein heiliges Feuer. Er trug sie umher wie einen flaumleichten Schmetterling. Und er sang:

„Laß mich hingehen, laß mich sterben gehen,
Denn ich bin der Maishalm.
Ein Smaragdsplitter ist mein Herz,
Eine zerschnittene Goldfrucht ist mein Herz . . ."

Der Zornige Herr aber, der dies hörte, sagte zum Irdenen Krug:

„O mutiger Krieger, du Junger! Suchst du noch den Tod? Aber du hast ihn ja nicht finden wollen ..."

Der Irdene Krug schwieg. Dann sprach er:

„O großer König, o Herrscher! Ich suchte den Schlachtentod nicht. Denn ich sehne mich nach der Opferblutschale."

„Erst sollst du mir einen zweiten Dienst leisten!" sagte Montezuma. „Ich opfere dich nicht, ich gebe dich nicht her. Nach Tlascala sollst du gehen, zu deinen Bergen und Tälern!"

Der Irdene Krug rührte sich nicht. Verständnislos blickte er den Großkönig an.

„O mutiger Krieger, du Junger!" fuhr Montezuma fort. „Du wirst als mein Abgesandter zu deinen Bergen und Tälern gehen. Denn nur deine Treue kann dem weißen Gott den Weg versperren! ..."

37.

Die Kunde von der Verführung und Verehelichung seiner einstigen Braut hatte der Herabstoßende Adler erfahren, als er noch mit seinen Heerscharen vor den Toren Tenuchtitlans stand. Zugleich mit dieser Trauerbotschaft vernahm er jetzt erst, daß Maisblüte zuvor dem jungen König von Tezcuco versprochen war. Kein Mexikaner hätte gewagt, ihm das mitzuteilen. Durch seinen besten Freund, den Prinzen Ohrring-Schlange, wurde er aufgeklärt.

Von Iztapalapan aus, wo das heimkehrende Heer zum letzten Male vor dem Einzug Quartier genommen, war der Herabstoßende Adler am Vorabend seines Triumphes in einem Boot, nur von einem Sklaven begleitet, auf den Schilfsee hinausgerudert, in der Hoffnung, unter den blauen Zypressen von Chapultepec die Lichtgestalt seiner Braut zu erspähen, sie, wenn mit dem Munde nicht mehr, so doch mit den Augen küssen zu können.

Doch merkwürdig fremd und leblos lag der Terrassengarten da, als das Boot sich näherte. Herrlich wie immer zwar glitzerten die polierten Porphyrtreppen, dunkelten sich die Lorbeerwipfel, glühten die Zedernäste, purpurn von Abendsonnengold verbrämt. Aber kein Mädchenlachen erscholl, kein Flötenlied mischte sich in die Vogelstimmen. Ein verwunschener Trauerhain. Eine entseelte, herbschöne Leiche.

Guatemoc gab dem Sklaven ein Zeichen, zurückzurudern. Als aber das Boot sich wandte, gewahrte er ein Kanoe, das mit schnellen Ruderschlägen ihm entgegenkam. Im Kanoe saß nur ein Mann, in der Tracht eines huaxtekischen Tonwarenhändlers, mit einer zuckerhutähnlichen spitzen Kopfbedeckung aus Kaninchenhaarfilz. Trotz der Verkleidung erkannte der Herabstoßende Adler im Nahenden alsbald seinen Vetter Prinz Ohrring-Schlange.

Sie begrüßten sich nach Indianerart mit spröder Herzlichkeit. Seit frühester Kindheit waren sie Spielgefährten und Freunde gewesen. Immer eines Sinnes, hatten sie noch nie ihre Treue wanken gefühlt. Unmerkbar, wie Knabengestalt in Jünglingsgestalt hinübergleitet, war ihre

kindliche Anhänglichkeit zur Männertreue geworden. Aber ein Himmelsstern leuchtet nur in nächtlicher Dunkelheit, und Treue nur, wenn Leid sie umgibt.

Heute zum ersten Male sollte ihre Freundschaft geprüft und noch in kommenden Tagen auf eine harte Probe gestellt werden.

Ihr Zusammentreffen auf der Lagune verdankten sie nicht einem Zufall. Ohrring-Schlange hatte vorausgesehen, daß es den Freund in Chapultepecs Nähe locken würde und er hatte ihm aufgelauert, um ihn heimlich zu sprechen, ihm die Augen zu öffnen, die Maske von Montezumas Gesicht zu ziehen, ihm zu verraten, was andere ihm verschwiegen, aber auch um seine eigene Handlungsweise zu rechtfertigen, seinen Abfall von Mexico, seinen Bruch mit Montezuma und dem Edlen Traurigen wegen des erlisteten Goldschatzes von Tezcuco, und seinen beabsichtigten Übertritt zum Rebellenheer der Schwarzen Blume.

Doch ehe er den Bericht begann, warf er einen mißtrauischen Blick auf den Sklaven und lud den Herabstoßenden Adler ein, in sein Kanoe zu kommen.

Dieser tat es, bemerkte jedoch lächelnd, daß der Sklave kaum ein Wort Mexikanisch verstünde. Und in der Tat, fremdartig genug sah der Mann aus. Er trug das Sklavenhalsband und am Scheitel die Sklavenfeder, zugleich aber auch Insignien eines Heerführers der Maya, hatte Ohren und Nase mit Kristallpflöcken durchbohrt; seine Haut war sonnengerötet und doch auffallend hell, und sein schmalknochiges Gesicht umrahmte ein wilder roter Vollbart.

„Mein Sklave ist ein weißer Gott!" sagte der Herabstoßende Adler.

Erst seit kurzem besaß er diesen Mann und hielt ihn wert als das kostbarste Beutestück des Feldzuges. Aus Guatemala und Nicaragua heimkehrend, waren die Mexikaner durch Yucatan gezogen und waren auch in das Reich jenes Mayakönigs eingefallen, der den Diakon und Dolmetscher Jerónimo de Aguilar, nachdem er ihn einer Keuschheitsprobe unterzogen, zum Aufseher seiner Frauen ernannt, dann aber, als die Schiffe des Cortes die Insel Cozumel angelaufen, ihm großmütig die Freiheit geschenkt hatte. Der Leidensgefährte Aguilars, der Matrose Gonzalo Guerrero, dem gleichfalls der Weg zur Freiheit offen stand, hatte sich geweigert, zu seinen Landsleuten zurückzukehren; und als Aguilar ihm vorgehalten, daß er doch ein Christ sei, daß er seit sieben Jahren nicht zur Messe, nicht zum Abendmahl gegangen — war seine Antwort gewesen:

„Laßt es gut sein, Gevatter! Messe und Abendmahl sind vortrefflich für Grafen und Herzöge. In Europa werden wir armen Schufte mißhandelt im Elternhaus, verprügelt vom Leben und auf den Kehrichthaufen geworfen, wenn wir alt sind. Vivere non necesse est — ich weiß, was das bedeutet!"

Mit Isabel de Ojedas Vater, dem unglücklichen Statthalter von Urabá, mit Diego de Ordás und Aguilar hatte er Schiffbruch gelitten. Und was er vordem gelitten in zwanzigjähriger Seemannschaft, erschien ihm wie eine nie reißende Kette von Mühsalen und Erniedrigungen, eines Lebens Schiffbruch. Nicht das Geschick machte er

für sein Mißgeschick verantwortlich — sondern die Ausbeutung der Schiffsreeder, der Brotherren, der Reichen. Ein ätzender Haß hatte sich in sein Herz gefressen gegen die gottgewollte Ordnung der christlichen Welt, gegen die Lehre vom Zinsgroschen, welche die Zukurzgekommenen auf ein Entgelt im Paradies vertröstete, auf Erden aber dem Kaiser gab, was des Kaisers war.

Sein Abscheu vor der alten Welt erleichterte es ihm, ein Indianer zu werden. Wie Odysseus in der Polyphemhöhle, hatte er es mit ansehen müssen, daß bald nach dem Schiffbruch fünfzehn seiner Reisegefährten — täglich einer — geschlachtet und verzehrt wurden. Das hinderte ihn nicht, als schließlich der Mayafürst dem Frater und ihm den Opfertod erließ, sein Christentum abzuschwören und zur Religion der Maya überzutreten. Er ließ sich tätowieren, Ohren, Nase und Lippen durchbohren; er nahm teil an den heiligen Handlungen, sogar an Menschenopfern. Als Renegat, der er war, stieg er von Stufe zu Stufe. Die der indianischen überlegene Strategie der Weißen hatte er unter Ojeda kennen gelernt und war imstande, seinem Fürsten wertvolle Ratschläge zu geben, als der mit Nachbarstaaten Krieg führte. Bei den Kämpfen zeichnete er sich durch Unerschrockenheit, ja Tollkühnheit aus. Ihm wurde das weiße Reiherfederhemd verliehen, ein Abzeichen hohen Kriegerranges. Und jüngst beim Einfall der Mexikaner, der den Zwistigkeiten der kleinen Mayaländer ein Ende machte — freilich auch ihrer Unabhängigkeit — führte Gonzalo Guerrero als Ordner der Pfeile das Heer seines Fürsten an.

Trotz verwegener Heldentaten wurde er besiegt. Die Mexikaner vermieden es, in den Kämpfen ihre Feinde zu töten — Kriegssklaven zu machen war das Hauptziel des Krieges; und jede Leiche auf dem Schlachtfeld beeinträchtigte den Glanz des Triumphzuges und die Speisung der hungrigen Götter. In der Entscheidungsschlacht gelang es dem Herabstoßenden Adler, eigenhändig den rotbärtigen Anführer des Mayaheeres zu fangen.

Über das Los eines Kriegssklaven hatte niemand zu entscheiden außer demjenigen, der ihn zum Kriegssklaven gemacht. Er konnte ihn den Göttern weihen, war aber dazu nicht verpflichtet; er konnte ihn auch als Haussklaven behalten, konnte ihn an einen Sklavenhändler verkaufen; ja er konnte ihm die Freiheit geben.

Tausende von Mayas waren gefangen worden. Und wie die Mehrzahl von diesen war auch Gonzalo Guerrero ursprünglich dazu ausersehen, auf der großen Adlerschale Mexicos zu verbluten. Aber um von ihm Aufschluß zu erhalten über die Schlupfwinkel seiner noch unbesiegten Bundesgenossen, ließ Guatemoc ihn foltern und durch Dolmetscher ausforschen. Da ergab es sich, daß er ein weißer Gott war. Der Herabstoßende Adler befahl, diese Auskunft geheim zu halten, erfaßte er doch sofort ihre Tragweite. In einem Sondergespräch, das er mit dem einstigen Matrosen hatte, flößte ihm dieser durch seine indianische Lebensverachtung Achtung ein; und mit Staunen erfuhr er, daß der gewesene Christ die Christen haßte. Jetzt erst begriff Guatemoc ganz, welch ein Beutestück ihm das Glück in die Hände

gespielt. Und er beschloß, den weißen Sklaven nicht zu opfern.

38.

Als der Herabstoßende Adler ins Kanoe hinüberstieg, ging die Sonne unter; und die Sonne hob sich bereits wieder, als Prinz Ohrring-Schlange seinen Bericht beendete. Nicht ohne Unterbrechung freilich hatte er erzählt. Seines Freundes Verzweiflung, Ausbrüche der Klage und der Wut hatte er mit Trostzusprüchen und Vernunftgründen zu dämpfen gehabt und hatte sich genötigt gesehen, gegen erbitterte Vorhaltungen sich zur Wehr zu setzen, da der andere es nicht wahr haben wollte, daß der Abfall von Montezuma den Abfall von Mexico nach sich ziehen müsse.

Von der Verführung der Prinzessin Maisblüte erzählte Ohrring-Schlange das Wenige, was Gerüchte davon ihm zugetragen. Daß der Tempel-Feger der Anstifter war, wußte er nicht; wohl aber, daß der Schönling Coxtemexi, der Gefährte des Vom-Himmel-Gestiegenen, am Flötenspiel Tezcatlipocas Mitschuldiger war.

„Ich habe keine Braut mehr", sagte der Herabstoßende Adler. „Die Stadt inmitten des Sees wird in Zukunft meine Verlobte sein."

„Der Zornige Herr wird dir auch diese Braut nehmen", sagte Ohrring-Schlange. „Er fürchtet dich."

„Warum?"

„Weil Tenuchtitlan dich liebt. Er ist neidisch auf die Herzen der Mexikaner, wie er auf die Blume von Yuquane

neidisch war. Mein Schwager Prinz Grasstrick starb darum. Auch dein Leben wird Montezuma nicht schonen."

„Ich selbst will mein Leben nicht schonen, seit ich erfahren, was ich heute erfuhr!"

Beide Freunde schwiegen lange. Dann sprach der Herabstoßende Adler:

„Ich liebe Mexico, wie man ein Weib liebt. Hingabe ist dem Liebenden leicht, und nur schwer ist es, den Freund hinzugeben . . ."

Ohrring-Schlange reichte ihm die Hand:

„Auch als Feinde wollen wir Freunde bleiben!" sagte er.

So schieden sie.

39.

Nach dem Triumphzug trat der Herabstoßende Adler vor Montezuma hin. Eine scheue Unruhe flackerte auf dem Antlitz des Weltherrn. Zwar war jetzt die Beklemmung von ihm gewichen, unter der er letzthin fast körperlich bei der Vorstellung gelitten, dem Vetter Auge in Auge eingestehen zu müssen, daß er Prinzessin Maisblüte dem König von Tezcuco gegeben. Der eine der drei Pfeile, mit dem am Tage der Einweihung des Felsenbildnisses die Himmlischen sein Herz durchbohrt und zerrissen hatten, enthob ihn dieser schweren Aufgabe. Wenn dennoch eine scheue Bangigkeit über seine sorgendurchfurchten Züge huschte, so trug das Volk der Wasserstadt Schuld daran, da es mit hellerer Freude dem Herabstoßenden Adler zugejubelt hatte als ihm, dem Könige der Könige.

Auch der Prinz unterließ, auszusprechen, was sein

würgender Groll an Vorwürfen in Bereitschaft hielt. Wenn der König vom Verlöbnis schwieg, so schwieg er erst recht davon. Reden änderten ja nichts mehr. Für seinen Wortbruch war Montezuma schon vom Himmel bestraft worden, grausam genug.

Der Herabstoßende Adler erbat sich einen Auftrag von Montezuma. Er beantragte seine Entsendung nach Sempoalla, wo er die Totonaken wegen ihres Abfalls von Mexico und von ihren Göttern zur Rechenschaft ziehen wolle. Einen Blutzoll von zwanzig Jünglingen und Mädchen wolle er ihnen auferlegen und eine spätere Züchtigung der Schuldigen in Aussicht stellen.

Der Zauderer Montezuma schreckte zurück, wie er vor jeder Entscheidung zurückschreckte. Dieser Vorschlag bedeutete eine Tat, eine entscheidende Stellungnahme gegen die weißen Götter. Sein Zweifelmut suchte Ausflüchte, um sich nicht entscheiden zu müssen. Die mexikanischen Heerscharen seien ermüdet, sehnten sich nach Weib und Kind, wollten ihre Maisfelder bestellen, — brachte er vor.

Der Herabstoßende Adler lächelte. Zu seinem Schutz brauche er die Heerscharen nicht, und wenn es gelte, den Totonaken Schrecken einzuflößen, so genüge der Name des großen Montezuma, dessen Bote er sein werde. Ohne Heer, mit nur drei Begleitern, wolle er nach Sempoalla gehen.

Montezumas feinknochige Finger krampften sich an die Armlehnen seines silbernen Thrones. Er schwieg und sann. Ein grünliches Blinken glomm und erlosch in seinem

faltenumrandeten Auge. Noch war in seinen Ohren das Triumphgeschrei nicht verrauscht; die Kosenamen und Zurufe, mit denen das Volk den Liebling Mexicos umtost hatte, hörte er noch immer gellen. Der Jüngling, der so siegesstolz vor ihm stand, war auch ihm teuer wie ein Sohn und verhaßt wie ein Nebenbuhler. Und nun erbot er sich ungestüm, ins Verderben zu rennen ...

Montezuma fand keine Antwort. Er wolle erst mit sich zu Rate gehen, sagte er.

Da trat sein mißratener Sohn in den großen Thronsaal, unterwürfig begrüßt von den zahllosen Höflingen. Finster schweifte Montezumas Blick vom einen Prinzen zum anderen, und sein Herz verhärtete sich. Kein Zweifel, wem der Thron einst gebührte.

Der Herabstoßende Adler begrüßte sich mit dem Vom-Himmel-Gestiegenen förmlich und höflich und erkundigte sich nach dem Befinden der Prinzessin Maisblüte, als ob er keiner Seelenwunde Schmerzen fühle. Offensichtlich würdigte er den Knaben nicht einmal seines Hasses. Er scherzte sogar mit ihm und fragte ihn nach dem Namen seines schmucken Begleiters —: einen so schönen Mann habe er weder in Mexico noch in fernen Ländern gesehen.

Der Königssohn nannte den Namen Coxtemexi.

Da geschah etwas Unerhörtes.

Im Thronsaal, angesichts des Herrn der Welt, packte der Herabstoßende Adler mit dem flinken unentrinnbaren Griff, mit dem er Kriegssklaven zu fangen pflegte, den langen Haarschopf Coxtemexis, drückte dessen Kopf nach hinten, bis Hinterhaupt und Rücken sich berührten, hielt

ihn so mit der linken Hand, zog blitzschnell mit der Rechten einen Feuersteindolch aus dem Gurtgehenk und schnitt dem schönen Höfling die Nase ab.

Dann trat er vor den Thron Montezumas.

„O großer König, o Herrscher!“ fragte er, „gingst du mit dir zu Rate?“

Die Höflinge im Saal waren wie erstarrt. Montezuma saß wie eine Bildsäule da.

„Geh nach Sempoalla!“ sprach Montezuma leise.

Es war ein Todesurteil.

40.

Nicht früher als Mitte August des Jahres 1519 schickte sich das kastilische Heer an, vom gastfreundlichen Totonakenland — vom Irdischen Paradies — Abschied zu nehmen und den Weitermarsch nach Mexico anzutreten. Immer wieder war der Aufbruch hinausgezögert worden. Der Narr Madrid versicherte, die dicke Prinzessin habe, eine zweite Circe, die weißen Götter in Schweine verwandelt, um ihren Gemahl ganz für sich zu behalten. Sei dem wie ihm wolle — sie hätte nichts ausgerichtet, hätte sie der Abreise Steine in den Weg gelegt. Denn Cortes verging vor Ungeduld. Aber das Hindernis war das Klima des Irdischen Paradieses und die dort im Hochsommer wütende Krankheit Vómito negro, das schwarze Erbrechen oder gelbe Fieber. Viele erkrankten, einige erlagen der Seuche. Auch Cortes und die Feldobristen hatten leichtere Fieberanfälle zu überstehen. Sandoval war von den Hauptleuten der einzige, der pflichttreu seinen Dienst verrichtete

und auch im Widerstand gegen die Krankheit seine schlichte uneitle Tüchtigkeit bewies.

Von den Soldaten waren mehrere so fiebergeschwächt, daß sie für den Zug über die Kordilleren nicht mehr in Frage kamen. Zurückbleiben mußten auch Pedro d'Ircio und Alonso de Grado, welche bei dem der Vernichtung der Götzenbilder vorangehenden Kampfe verwundet worden und noch nicht geheilt waren. Und die Mulattin Beatriz de Palacios schlief zwar nicht mehr im Sarg, genas jedoch nur langsam von der furchtbaren Schädelverletzung, lachte irr mit toten Augen, handelte und redete wie eine Mondsüchtige.

Es wurde beschlossen, die Kranken nach Vera Cruz zu schaffen. Cortes schickte einen Brief an Escalante. Mit einer Eskorte sollte er nach Sempoalla kommen, die Kranken abzuholen, zugleich auch letzte Verhaltungsbefehle entgegenzunehmen.

Escalante kam und brachte eine Nachricht mit, welche den Abmarsch des Heeres von neuem um etliche Tage hinausschob. Zwei Schiffe hatten sich an der Küste gezeigt und kreuzten südlich von Vera Cruz. Escalante hatte in Erfahrung gebracht, daß diese Schiffe Francisco de Garay, dem Statthalter der Insel Jamaica, gehörten.

Garay war der Nachfolger jenes freundlichen Esquivel, der von Ordás um Hilfe angerufen, seinen Leutnant Pánfilo de Narváez mit einer Karavelle aussandte, Ojeda, den unglücklichen Statthalter von Urabá, aus den Morästen Nord-Kubas und von den Ketten seines Peinigers, des italienischen Korsaren Talavera, zu befreien.

Don Juan Rodríguez de Fonseca, Bischof von Burgos und Erzbischof von Rosano, Leiter der indianischen Angelegenheiten — der Mann, dessen Herz so eng war wie sein Name lang, der Unterdrücker jeder Begabung, war ein Gönner und Patron des unbedeutenden Francisco de Garay und hatte ihm ein Patent ausgefertigt, das ihm Sklavenraub und Tauschhandel an der Festlandküste westlich von Florida gestattete. Garay hatte von Kuba her vage Nachrichten über den Freibeuterzug des Cortes erhalten und fühlte sich benachteiligt. Die beiden Schiffe hatte er ausgesandt, um zu verhindern, daß die Kubaner in seinem Gebiet Sklaven raubten. Über Montezuma, Mexico und die höheren Ziele des Cortes war er nicht unterrichtet.

Von seinem verbrieften Recht — in Besitz zu nehmen, was er entdecken würde — hatte er bisher keinen Gebrauch gemacht, wollte es aber nicht dulden, daß ein anderer ihm zuvor oder ins Gehege kam. In Wirklichkeit begann die ihm zugesprochene Küstenstrecke viele Meilen nördlich von Vera Cruz. Seine Schiffsleute hatten sich um einige Breitengrade geirrt, was bei der Beschaffenheit der damaligen Sextanten nicht selten vorkam.

Wie kürzlich bei der Ankunft des Schiffes des Salcedo beschloß Cortes, selbst nach dem Rechten zu sehen. Er übergab Alvarado und Sandoval die Aufsicht über das Heer, begleitete den Krankentransport bis zur Hafenstadt und ritt dann an den Dünen entlang weiter südlich in Begleitung von Escalante, Lares, Domínguez, Galleguillo dem kleinen Galicier und den Bogenschützen Benítez, Nájera, Guzmán und Peñalosa.

Sie fanden drei Leute des Garay am Strande. In einer Schaluppe waren diese an Land gerudert und hatten soeben in eine Tonne Trinkwasser gefüllt. Beim Anblick der acht Bewaffneten wollten sie zurück in ihre Schaluppe. Doch der Weg wurde ihnen von den Reitern abgeschnitten.

Ein winziger runder Mann mit einer Spitznase, im schwarzseidenen Leibrock eines Gerichtsschreibers, mit Silberschnallen an den Schuhen und einem sauberen, doch zerrissenen Spitzenkragen, begann, als er sich umstellt sah, ein pergamentenes Schriftstück auseinanderzufalten, welches mehr Umfang hatte als er selbst.

Cortes redete ihn freundlich an:

„Ich hoffe, Ihr kommt in guter Absicht uns besuchen, Señor!"

Der Knirps antwortete ebenso freundlich:

„Da scheint Ihr mir doch zu irren, Señor. Die Besuchenden werdet Ihr wohl sein, wenn Ihr mir Zeit laßt, meinen Auftrag auszuführen."

Und er fuhr fort, sein großes Pergament zu entfalten.

„Ob ich Euch Zeit lasse, hängt von Eurem Auftrag ab", sagte Cortes lächelnd. „Was habt Ihr vor?"

„Ich ergreife Besitz von diesem Lande, Señor, im Namen unseres Kaisers Don Carlos und des Statthalters Francisco de Garay von Jamaica — vor diesen meinen beiden Zeugen!" sprach der kleine Gerichtsschreiber und zeigte auf seine beiden Begleiter. Es waren einfache Matrosen.

Cortes klopfte ihm auf die Schulter:

„Zu spät, lieber Freund. Vom Land nahm ich schon

Besitz. Nun aber möchte ich auch von Euch Besitz nehmen!"

Und der General-Kapitän, der, wenn er wollte, bezaubern konnte, machte sich die Mühe, den kleinen Schreiber zu bezaubern. Er schob alle Schuld den nautischen Instrumenten, dem Astrolabium und dem Inklinationskompaß zu. Und dann malte er ein Bild von Mexico, vom Märchenland, vom Goldland Mexico. Welche Möglichkeiten für unternehmende Männer! Der Notar sei ein Mann von Willenskraft und scharfsinnigem Verstand — das sehe man ihm an! Nicht minder Wagemutige befänden sich gewiß unter der Besatzung der beiden Schiffe, bereit, alles daranzugeben, wenn ein solches Preisziel winke!

Der kleine Mann und seine beiden Begleiter waren gewonnen. Sie erboten sich, die Schiffsbesatzung an Land zu rufen.

Indes ihre Bemühungen waren erfolglos. Wohl brüllten die zwei Matrosen unbändig, und der Kleine überschrie sie sowohl wie die Meeresbrandung, bis sein Kopf sich puterhaft rötete und die Stimmbänder schnarrten. Doch die Leute auf den Schiffen hatten, wenn auch aus ziemlicher Entfernung, die Umzingelung ihrer drei Kameraden mit angesehen und glaubten, ihr Winken und Rufen sei durch Drohungen veranlaßt.

„Auf die Weise erreichen wir nichts!" sagte der alte Escalante mißmutig. „Wenn wir aber hinrudern, so empfangen sie uns mit Musketenschüssen!"

„Wir müssen eine Kriegslist brauchen", sprach Cortes. „Jetzt wollen wir so tun, als hätten wir unsere Absicht

aufgegeben und zögen den Weg zurück, den wir gekommen."

Zum Schein, gleichsam als wären sie Gefangene, wurden der kleine Gerichtsschreiber und seine Gefährten in die Mitte genommen; und der sichtlich enttäuschte Trupp überschritt, die Richtung nach Vera Cruz einschlagend, die Düne.

Hinter der Düne, wo die Lauscherblicke der Schiffsbemannung nicht hindringen konnten, ließ Cortes haltmachen. Auf seinen Befehl mußten der Gerichtsschreiber und die beiden Matrosen ihre Kleider mit Galleguillo dem kleinen Galicier und den Armbrustschützen Benítez und Peñalosa wechseln. Der Schreiber protestierte gutmütig gegen die Maskerade, fügte sich jedoch ins Unvermeidliche. Die Kleider des kleinen Galiciers schlotterten an ihm wie an einer Vogelscheuche, während der kleine Galicier in der kurzen Amtstracht wie ein hochgeschossener Bub aussah. Das erregte viel Ergötzen.

Es war Abend. Und Cortes wollte erst das Morgengrauen abwarten, ehe er an die Ausführung seines Planes ging.

Nach einer mehrstündigen Rast hinter der Düne schlichen alle im Schutz der neumonddunklen Nacht zurück ans Meer und legten sich, geborgen durch Buschgehölz, auf die Lauer. Die Pferde hatte man jenseits der Düne an einen Baum gebunden.

Als die Sonne aufging, liefen der kleine Galicier, Benítez und Peñalosa am Strande hin und her, schrien und winkten, Haltung und Gebärden des Gerichtsschreibers und der Matrosen nachahmend. Und so täuschend agierten sie ihre Rollen, daß die Schiffsmannschaft — im Glauben,

die Kameraden wären der Gefangenschaft entronnen — den Hilferufen diesmal Gehör schenkte. Ein Boot mit sechs Mann näherte sich dem Strande.

Es war ein schwüler Tag. Gewitterhaft grollte es in der Ferne. Bleiern und wellenlos plätscherte das Meer.

Um nicht zu früh erkannt zu werden, knieten, indes das Boot heranruderte, der vermeintliche Gerichtsschreiber und die vermeintlichen Matrosen am Meeresufer und wuschen sich umständlich Hals, Gesicht und Haar.

Zwei von den sechs Leuten des Garay kamen an Land, um — wie tags zuvor ihre Gefährten — eine Tonne mit Trinkwasser zu füllen; sie eilten einem nahebei rinnenden Bache zu. Die anderen im Boote Verbliebenen aber begannen sich zu wundern, daß Guillén de la Loa — so hieß der kleine Gerichtsschreiber — und seine Begleiter nicht aufhören wollten sich zu waschen.

„Ihr seht, daß wir euch holen kommen, Don Guillén; — was fackelt ihr so lange!" rief einer der Garay-Leute.

„Kommt ihr doch auch an Land!" entgegnete der kleine Galicier. „Hier gibt es pflaumengroße Honigameisen . . ."

Allzuwenig glich seine Stimme der des Gerichtsschreibers. Indes, wenn sich auch auf den Gesichtern der Angeredeten ein verdutztes Verwundern malte, sie hätten vielleicht wieder Vertrauen gefaßt, hätte sich nicht gleichzeitig hinter der Düne ein brünstiges Gewieher vernehmen lassen. Da nämlich das Pferd des Reiters Lares seit einigen Tagen lahmte, hatte er, um Cortes begleiten zu können, den Hengst des Tanzmeisters Ortiz ausgeliehen. Und dieser Hengst — sonst immer hinter der Stute des reichen Sedeño

her — erblickte jetzt im ersten Sonnenstrahl die Schimmelstute des Dominguez und äußerte seine Bewunderung auf vernehmliche Weise.

„Ein Hinterhalt!“ schrie einer der Garay-Leute.

Sofort stieß das Boot von Land ab, entfernte sich rasch rudernd. Dann Schuß auf Schuß.

Die hinter Gebüsch versteckt Liegenden waren emporgesprungen, erwiderten die Schüsse. Eine Musketenkugel durchbohrte Escalantes Hut, streifte ihm die Schläfe.

Cortes tat dem zwecklosen Geschieße Einhalt.

„Señor, Ihr seid doch nicht verwundet?“ fragte er Escalante ernst und besorgt.

Der alte Escalante lachte so derb, daß sein weißer Knebelbart wackelte.

„Ich habe eine gute Waffensalbe und einen Krötenstein, Don Hernando, und zwinge jede Kugel aus ihrer Bahn!“

„Vorsicht ist ein besserer Lebenstalisman!“ sagte Cortes. „Wenn um Euretwillen nicht, so schont Euch mir zuliebe! Ich habe nicht viele Getreue gleich Euch . . .“

Seitdem ihm kürzlich der Italiener Botello, sein Astrolog, ein Wort über Escalante gesagt, machte sich Cortes Sorgen um den alten Mann. Er verachtete Amulette und glaubte an Sterndeuterei und an die Sigille der Planeten. Zugleich glaubte er auch nicht daran, wie auch Escalante letzten Endes an seinen Krötenstein nicht glaubte. Ernst nahmen sie ihren Aberglauben in den Spielstunden des Denkens und bespöttelten sich selbst darob.

Die Festnahme der beiden Garay-Leute, die an Land

gestiegen waren, Trinkwasser zu holen, brachte eine große Überraschung. Der eine von ihnen, ein junger Matrose, hatte bis zur Verbrennung der Flotte auf einer der elf Karavellen des Cortes Dienst getan. Im Nebenberuf war er ein Musikus; und wie der Tanzmeister Ortiz und Porras, der rothaarige Sänger, hatte auch er oft zur Unterhaltung und Aufmunterung des hungergeplagten und moskitozerstochenen Heeres während des Lagerlebens an der Seeküste beigetragen. Da er eine kleine Harfe besaß, auf welcher er seine Romanzen zu begleiten pflegte, war ihm der Name Pedro de la Harpa verliehen worden. Als nach der Gründung von Vera Cruz vor drei Monaten auf dem Flaggschiff (dem einzigen nicht verbrannten Schiffe) die Hauptleute Puerto Carrero und Montejo nach Spanien absegelten, mit dem Auftrag, die Geschenke Montezumas — die Scheibe aus gestanztem Gold, groß wie ein Wagenrad, darauf in gehämmertem Flachrelief die Sonne dargestellt war mit den Sternbildern und dem Tierkreis der Tolteken, die nicht minder große Silberscheibe mit der Darstellung des Mondes und des Morgensternes, sowie alle jene anderen unschätzbaren Gaben und Goldbarren — dem jungen Kaiser Karl persönlich zu überbringen, vor allem aber den Brief des Cortes und das Bittschreiben des Heeres, hatte der Schiffskapitän, der Pilot Alaminos, außer einigen anderen Matrosen auch den Meister Pedro de la Harpa mit auf die Reise genommen.

Die Gefangenen wurden vor Cortes geführt. Domínguez und Lares, die sie dingfest gemacht, hatten zuerst an eine

zufällige Ähnlichkeit geglaubt, so undenkbar schien es, den Harfenspieler hier zu treffen. Er selbst indes gab sich zu erkennen, redete sie bei ihren Namen an. Da riefen sie ihre Gefährten zusammen. Es gab viel staunende Ausrufe, Händeschütteln, Hänseleien und Gelächter.

Doch Cortes wurde totenernst, als er den Mann erblickte. Selten verlor Cortes seine Fassung. Jetzt aber war seine zerspaltene Unterlippe weiß geworden.

Er nahm den Mann ins Gebet.

„Ist die Capitana untergegangen?"

„Nein, Señor, sie ist auf dem Wege nach Kastilien."

„Wie kamst denn du, Bursche, nach Jamaica?"

„Erst war ich in Kuba, Señor."

„Zum Teufel! . . . Ich habe Puerto Carrero verboten, Kuba anzulaufen!"

„Der Hauptmann Puerto Carrero war seekrank . . ."

„Aha, also Montejo . . . Der Falschspieler! . . . Es liegt klar am Tage! Ihr seid also gelandet?"

„Nein, Señor. Als wir aber an Mariel — dem Landgut des Hauptmanns Montejo — vorbeisegelten, schickte er mich mit einem Brief an seinen Pächter."

„Was stand im Brief? Heraus damit! Aber lüge nicht, Bursche, sonst lasse ich dich hängen!"

„Den Brief gab ich uneröffnet ab, Señor. Erst später erfuhr ich, daß im Brief ein anderer Brief war."

„An wen?"

„An den Statthalter Don Diego Velázquez."

Cortes warf seinen Mantel auf die Erde. Das pflegte

er zu tun, wenn er sehr erregt war. Die Worte blieben ihm im Halse stecken.

„Alles verraten", brachte er mühsam hervor.

„Ja, alles, Señor. Ich erfuhr es hernach. Denn da das Schiff weiter gesegelt war, mußte ich in Kuba bleiben, und dort pfiffen es die Spatzen von den Dächern. Das erste, was Don Diego Velázquez tat, war, zwei bewaffnete Karavellen auf die Suche nach der Capitana zu schicken, um sie mit allem Golde Montezumas nach Havanna zu bringen. Doch das mißlang. Eine Zeitlang soll der stolze Statthalter höchst niedergeschlagen einhergegangen sein und von seiner Körperfülle eingebüßt haben. Dann ist er von Stadt zu Stadt gereist und hat Leute angeworben."

„Wozu?"

„Zu einem Feldzug gegen Euch, Señor."

„Wie viele stehen jetzt unter seinen Fahnen?"

„Dreizehnhundert Mann, Señor. Er hat auch schon achtzehn Schiffe bereit liegen."

„Will er sein Heer selbst anführen?"

„Nein, Señor. Zum Anführer der Streitmacht ist sein Neffe Pánfilo de Narváez ausersehen."

„Narváez war um Weihnachten nach Europa gereist."

„Das ist richtig, Señor. Er weilt auch jetzt noch in Europa. Und ehe er nach Kuba zurückgerufen werden kann, vergehen einige Monate."

Schweren Herzens ritt Cortes mit Escalante nach Sempoalla zurück. Er hatte bisher mit kaltem Kalkül sein Spiel gespielt, und meisterlich war er mit Menschen

verfahren, als wären sie Schachfiguren. Nun sah er den Fehler, den nie mehr gut zu machenden Fehler, in seinen Berechnungen. Er hatte Erkenntlichkeit falsch eingeschätzt. Er, der scharfsinnige Spieler, war von einem gewerbsmäßigen Glücksspieler matt gesetzt worden.

Doch sein getreues Glück ließ ihn auch im Unglück nicht im Stich —: bis zur Rückkehr des Narváez konnte ein halbes Jahr, wenn nicht mehr, vergehen. Und bis dahin war Mexico sein . Aber freilich, Zeit hatte er nicht zu verlieren.

Im Augenblick war auch die Rache des Statthalters Garay noch nicht zu fürchten. Auf Jamaica ließ sich Kriegsvolk so leicht nicht anwerben wie auf Kuba ... Noch knüpften sich die Maschen der Verstrickung nicht an- und ineinander ...

Stürmisch und sorgenbeschwert ritt Cortes mit Escalante nach Westen, Sempoalla zu. Zwei schwarze Gewitterwolken ballten sich am Meereshorizont hinter ihm zusammen. Und vor ihm lagerte drohend eine schwarze Wolke auf dem Firnschnee eines Feuerberges.

Fünftes Buch

1.

Der junge, immer rauschselige Dichter, welcher der Spinner hieß, verirrte sich in einer Nacht im Gassengewirr des ärmlichen Stadtviertels Cuepopan und fand sein eigenes Haus nicht. Von einem Gelage kehrte er eben heim, von einem kleinen geistigen Festmahl auf dem blumenprangenden Hausdach seines Freundes, des gelehrten Annalenschreibers Feuer-Juwel. Sie hatten mit heiterem Munde von finsteren Dingen geredet. Um so tiefer hatten sie die flüchtigen Stunden genossen und trübe Gedanken niedergezecht, als sie beide nicht taub waren für die Not der Zeit. Auch sie waren ja Kinder Mexicos, und früher als andere hatten sie die nächtliche Frauenstimme klagen hören: „Weh meine Töchter! Weh meine Söhne! Die Stunde des Verderbens naht!" ... Mit sonnenklaren Augen sahen sie das herannahende Weltende, und hoffnungslos, unfähig das Rad des Geschehens aufzuhalten, wandten sie die Augen von den Schrecknissen ab. Darum berauschten sie sich an wohlgefügten Gedichten, plauderten von der Grabesschönheit hingeschwun-

dener Völker und schlürften den verbotenen, zärtlich-süßen, trostspendenden Honigwein, der aus zerquetschten Honigameisen bereitet war.

Jetzt wankte der Spinner durch eine fremde Gasse und blieb vor einem Häuschen stehen, das er für das seine hielt, da es baufällig aussah wie seines. Die Tür war unverschlossen. Er torkelte durch ein nachtschwarzes Gemach, wo Ratten umhersprangen, und kam auf einen Lichthof. Hier sah er sich einem Greis und einem blinden Knaben gegenüber. Er war in die Wohnung des Wahrsagers Zacatzin getreten.

Der Alte wies ihn nicht hinaus, bewillkommte ihn vielmehr freundlich, als hätte er ihn längst erwartet, und bereitete ihm auf einer Strohmatte ein Lager. Der Betrunkene schlief sofort ein.

Den nächsten Morgen kamen sie ins Gespräch, in ein Gespräch, das wie ein Zaubergarn sie umstrickte und verknüpfte. Der Tag ging hin, ehe sie Abschied nahmen. Und als sie schieden, waren sie Freunde.

Seitdem besuchten sie sich. Auf dem hängenden Garten des Spinners lernte Zacatzin bald darauf Feuer-Juwel kennen. Und auch sie fanden Gefallen aneinander. Der Annalenschreiber, obgleich ein Höfling und reicher Mann, scheute sich nicht, zu seinen Zechgelagen mit dem Spinner den zerlumpt gekleideten Zauberer zu laden oder Gast in dessen schmutzstarrender Behausung zu sein.

In der Nacht nach dem Triumphzug saßen die drei Freunde in der Wohnung des Zauberers. Das nie verlöschende Feuer auf dem Hausherd inmitten des Licht-

hofes flackerte rötlich. Eine Kienfackel flammte an der Hofmauer. Der alte Wahrsager hatte drei Holzschemel in den Lichthof gestellt. Seine Gäste aber zu bewirten, verbot ihm seine Armut. Die große schäumige Pulque-Schale, aus welcher sie schlürften, war durch einen Sklaven des Annalenschreibers hingeschafft worden. Und schon trieben in den starrglänzenden Augen des Spinners die kleinen Pulque-Götter ihr schelmisches Spiel. Beim Lichtschein der Kienfackel las Feuer-Juwel Legenden vor aus einer noch unfertigen Bilder-Schrift, worin er neugeborene Gedanken in altheilige Gewänder kleidete.

2.

Er las:

Als Unser Herr Quetzalcoatl noch in Tulas Muschelpalast lebte, kam er mit dreien seiner Jünger von einem Gang in die Berge und Täler heim nach Tula und, den Palastgarten durchschreitend, sah er, daß in einem Steinbecken zwei nackte Frauen badeten. Mit Sternenaugen sah Unser Herr die Badenden; — an seinen Jüngern aber gewahrte er häßliche Blicke. Da schritt Unser Herr in den Palast hinein, setzte sich auf seinen Silberthron und sann nach über den häßlichen Blick. Dann sandte er einen seiner Jünger hinaus, den nackten Frauen das Baden zu verweisen.

Der Jünger ging, kam jedoch nicht wieder.

Lange wartete Unser Herr. Und er sandte einen zweiten Jünger als Sendboten hinaus, den ersten Jünger zurückzurufen.

Und der Zweite ging hinaus und kam nicht wieder.

Da erboste der dritte Jünger und sprach zu Unserm Herrn:

„Den Tod verdienen die Pflichtvergessenen!"

Und Unser Herr fragte ihn:

„Warum?"

„Weil sie Frauenschönheit deinen erhabenen Worten vorziehen!" sagte der Jünger.

Unser Herr aber sprach:

„Sind Worte schöner als Schönheit? Was sind Worte?"

„Worte sind Abbilder, hast du uns gelehrt!" sagte der Jünger.

„Matte Abbilder sind sie — habe ich euch gelehrt!" sprach Quetzalcoatl milde. „Und eine Seele ist ein mattes Abbild des Göttlichen. So sind denn auch Worte Bilder von Bildern von Bildern. Fernt sich das Abbild nicht von dem, was es abbildet?"

„Wohl," entgegnete der Jünger, „es verähnlicht sich nicht. Doch deine Worte, o Herr, sind Weisheit. Weisheit aber steht höher als Schönheit!"

Unser Herr schüttelte den Kopf und sprach:

„Nichts ist hoch und nichts ist niedrig. Und auch ein Blick ist weder häßlich noch schön — (wie ich selbst eben noch dachte!) . . . Nur Menschenaugen sehen das so. Tief-sein ist soviel wie hoch-sein. Schlangen und Falken haben verschiedene Augen und sehen verschieden. Die Augen aber des Gottes von Tlillan-Tlapallan sind überall, und sie kennen kein Oben und kein Unten."

Und Unser Herr schickte den erzürnten Jünger als Sendboten hinaus, die beiden anderen zu rufen.

Der Jünger ging hinaus zum Steinbecken. Und so wie die anderen, blieb er im Bann der heißblütigen Schönheit.

Und als auch er nicht wiederkam, lächelte Unser Herr sein gütigstes Lächeln.

3.

Feuer=Juwel hatte eben aufgehört zu lesen, da tastete sich der blinde Knabe mit seinen überfeinen, Finsternis durchspähenden Fingerspitzen in den Hof herein, tappte am Gemäuer entlang, bis wo der Wahrsager saß, und flüsterte ihm ins Ohr. Zacatzin nickte, erhob sich schnell und stellte das fast leere Pulque=Gefäß in ein angrenzendes dunkles Gemach. In dieses Gemach bat er seine Freunde zu treten, da draußen zwei späte Gäste seien, die er weder abweisen noch in Gegenwart anderer empfangen könne.

Die vierhundert kleinen Pulque=Götter spielten dem Dichter den Streich, daß sie ihn, als er eben aufstehen wollte, vom niedrigen Schemel sanft auf die Erde gleiten ließen, wo er, wie leblos ausgestreckt, in einen tiefen Schlaf verfiel. Ihn zu wecken war ein vergebenes Unterfangen. Feuer=Juwel und der Wahrsager mußten ihn in die finstere Kammer tragen. Eine zerschlissene Binsenmatte diente dieser Kammer als Tür.

Der blinde Knabe hatte, nachdem er das Zaubergerät bereitgestellt, sich wieder hinausgetastet, die Gäste herein=

zurufen. Im Lichthof allein geblieben, hockte Zacatzin an der Wand nieder. In der Hand hielt er einen verdorrten menschlichen Unterarm und zog damit kreuzweise Striche in ein vor ihm liegendes mit Sand bestreutes Brett. Auf die Felder legte er je ein oder zwei oder drei Maiskörner.

Die beiden jetzt eintretenden Fremden waren in ärmliche Mäntel gehüllt. Der eine von ihnen ließ seinen Mantel zu Boden fallen; und Zacatzin sah, daß er Dienerkleidung trug. Als der Diener aber mit untertäniger Gebärde dem anderen den Mantel von den Schultern nahm füllte königlicher Glanz den elendigen Hof; Saphire, Gold, Türkise und Smaragden blitzten im Kienfackelschein.

„Du bist nicht der große Montezuma, obgleich du ihm sehr ähnlich siehst!" sagte der Zauberer zum Tempel-Feger, der prunkhaft in Montezumas Kleidung und Schmuck vor ihm stand. „Dein Diener ist der Herr der Herren!"

Und Zacatzin kniete nieder, küßte die Füße des Dieners.

„O großer Zauberer, du Kluger!" sprach Montezuma. „Wer ist klug wie du? Nun aber sollst du mir sagen, was mir droht."

Zacatzin hockte wie zuvor an der Mauer nieder, und mit dem menschlichen Unterarm als Schreibgriffel zog er Striche auf der Sandtafel, legte er Maiskörner auf die Felder. Lange, allzulange währten seine Berechnungen. Seufzend sagte er endlich:

„O großer König, o Zorniger Herr! Die Körner liegen nicht günstig . . .“

„O Zauberer, du Kluger!“ sprach Montezuma. „Fürchte nicht zu sagen, was die Körner mir androhen.“

Da sprach Zacatzin:

„O großer König! Die Körner warnen dich: Hüte dich vor Tlascala!“

4.

Montezuma hätte in dieser Nacht noch manche Frage gestellt, und Korn auf Korn wäre über die Felder gewandert, hätte nicht ein banges Gestöhn dem Zauberwerk ein Ende bereitet. Aus dem dunkeln Gemach nebenan, dessen Türöffnung nur durch eine Binsenmatte geschlossen war, erscholl das störende Geräusch. Der trunkene Spinner war mit einem Angstruf aufgewacht, weil mehrere Ratten in wilder Flucht über sein Antlitz gelaufen waren.

Die Gesichtszüge Montezumas verzerrte Schrecken erst und dann Zorn. Ein Geisterruf aus dem Reiche der Nebeltoten war ihm ans Ohr geklungen und hatte ihm das Herz erstarrt. Kalter Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Doch nur einen Augenblick lang grauste ihm. Gleich darauf kam ihm zum Bewußtsein, daß er einen menschlichen Laut gehört. Und ein unverzeihlicher Frevel schien es ihm, daß ein Mensch sein heimliches Zwiegespräch mit dem Wahrsager mitanzuhören wagte. Des Todes würdig war der Lauscher, der den Bewohnern der Wasserstadt verraten konnte, daß der Großkönig von

Sorgen gehetzt im Dunkel der Nacht und als Diener verkleidet sich hergeschlichen hatte, von Zauberwerken Rat und Trost erhoffend ...

Mit strafbereiter Strenge stellte er Zacatzin zur Rede. Das weiße, bis über die Augen niederhängende Haar des alten Medizinmannes und sein Borstenbart verhehlten jeglichen Ausdruck. Gelassen setzte er auseinander, warum er seinen Gast, den Dichter, nicht aus dem Hause habe schaffen können, als der König kam. Von Feuer-Juwel sagte er nichts, da er mit Recht annahm, dieser werde nach dem Schrei entwichen sein; hatte doch die Kammer einen Ausgang auf einen anderen Hof und von dort auf eine Gasse hinaus.

Vor hundert Jahren war von einem Vorgänger Montezumas, dem König Obsidian-Schlange, das Gesetz erlassen worden: nur Greisen solle der Genuß des Pulque, der Kräutertränke und des Honigweines gestattet sein; jüngeren Leuten aber und Kindern sei — außer zu gewissen Festlichkeiten — jeglicher Rauschtrank bei Strafe des Todes verboten. Möglich, daß zu den Zeiten des Königs Obsidian-Schlange das Gesetz befolgt wurde. Späterhin wurde es allerorten und tagtäglich übertreten. Die königlichen Richter drückten ein Auge zu. Und nur von Zeit zu Zeit ließen sie die Strenge des Gesetzes walten, wenn im Rausche eine Übeltat begangen worden war.

Hielt Montezuma den Fremden nebenan für einen Horcher, so konnte er ihn als Übertreter des Trinkverbotes dem Tode überliefern. Aber seine Trunkenheit

führte der alte Wahrsager als Entschuldigung an und versicherte, der Dichter sei in einem solchen Zustande der Bewußtlosigkeit, daß er von den Vorgängen im Lichthof nichts wisse, hätte er auch, statt zu schlafen, gesehen und gehört.

Der Tempel-Feger hatte längst erraten, daß der Berauschte niemand anders sein könne als der Spinner. Er war mit ihm gut bekannt. Als der junge König von Tlacopan mit der tezcucanischen Prinzessin Perlmuschel die Nachtfahrt auf der schwimmenden Insel unternahm, waren der Dichter und der Annalenschreiber vom Tempel-Feger abgeholt worden, der sie in seinem Kanoe auf die Lagune hinausruderte. Und auch von früher her kannte er den Spinner, als er — noch ein blutjunger Adliger des Freistaates Huexotzinco — in den Gerichtssälen Tenuchtitlans sich die Redekunst aneignete und, ein Gast der Königin aller Städte, mit den Hochmögenden sowohl wie mit den Hochbegabten Beziehungen anknüpfte.

Jetzt spürte sein schnell fassender und zufassender Geist, daß der Dichter in Lebensgefahr schwebte, und er griff ein, um ihn zu retten.

„O großer König, o Herrscher!" sagte er. „Ohren glauben und vertrauen; — aber die Augen wissen! Laß eine Fackel die finstere Kammer erhellen! Schau selbst nach, denn kein Lebender schaut und durchschaut wie du! Überzeuge dich, ob der Mann dort ein Betrunkener ist, ob er ein Dichter ist."

Das sagte er, weil er auf die liebenswürdige, entwaffnende Bezechtheit des Dichters rechnete.

„Ich will ihn sehen!" sagte Montezuma. „Wehe ihm, wenn er trank! — und wehe ihm, wenn er nicht trank! Doch wenn er ein Dichter ist, sei ihm beides verziehen! ..."

Der Zauberer nahm die Kienfackel aus der Mauerspalte und leuchtete, die rissige Türmatte emporhebend. Der König und der Tempel-Feger traten in das dunkle Gemach.

5.

Obgleich nur wenige Augenblicke seit dem Aufschrei vergangen waren, war der Spinner wieder in Schlaf gesunken. Der Tempel-Feger rüttelte und schüttelte ihn derb. Umsonst. Erst als der Zauberer einen Finger des Dichters mit dem brennenden Kienspan versengte, schnellte dieser aus dem Schlummer empor, rieb sich den Finger und starrte mit gläsernen Augen die Umstehenden an. Vergnügt lachte er vor sich hin.

„Das ist ein schöner Traum!" sagte er. „Der Zornige Herr kommt mich besuchen! So schön habe ich noch nie geträumt!"

Dabei blickte er immer nur den Tempel-Feger an, dessen Prachtgewandung und große Ähnlichkeit mit Montezuma ihn wohl täuschen mußten, trunken wie er war. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Nun wünschte ich, ich brauchte nicht mehr zu erwachen. Dann täte ich etwas!"

„Was würdest du tun, wenn dein Traum sich fortspinnt?" fragte ihn der als Diener gekleidete Weltherr.

„Ei, ich würde dem großen Montezuma ein Lehrer sein, ein Lehrer der Freude!" flüsterte der Spinner dem Diener ins Ohr. „Doch das darf er nicht hören, denn er haßt ja die Freude!"

„Wie willst du ihm die Freude lehren?" fragte der Diener.

„Indem ich ihn trinken lehre. Ach, wenn mein Traum noch andauern würde, ich wollte aus Montezuma einen Lacher und Tänzer machen!"

Da lächelte Montezuma und sprach:

„O Dichter, du Junger! Dein Traum soll noch lange währen, denn ich sehe, daß du ein Berauschter bist. Nun aber laß mich hören, ob du auch ein Dichter bist."

Zwischen spinnwebgrauem altem Hausgerümpel, Kehricht und Geschirrscherben ausgestreckt, den rechten Arm auf eine käfigartige, rohrgeflochtene Rattenfalle gestützt, trug der Spinner seine Verse liegend vor; denn aufrecht stehen konnte er nicht. Mit leiser Stimme sang er:

„Eine kurze Spanne Zeit wollen wir uns ergötzen, wollen wir singen;
Mag es unser Los auch sein, für immer zu scheiden,
Hinwegzuschwinden von der Stätte unseres Wohnens.

Eine kurze Spanne Zeit mit unseren Freunden allhier
Und nie mehr fortan vereinigt mit ihnen. Nie mehr fortan
Werden wir gemeinsam genießen, nie mehr einander kennen.

Wissen meine Freunde, wie sehr es mich härmt und bekümmert,
Daß sie nie zurückkehren, daß sie nie wieder jung werden auf dieser Erde?

Wo wird meine Seele weilen? Wo wird mein Wohnort sein?
Wo wird mein Haus stehen? Elend bin ich auf Erden.

Kostbarkeiten wollen wir nehmen und durch die Finger gleiten lassen,
Blaue Blüten wollen wir zwischen weiße Narzissen weben,
Schöne Kinder damit zu behängen.

O daß mein Herz sich in eine Blume verwandelte,
O daß mein Herz sich berauschte mit den Blumen,
Eh ich hinwegziehe, weinend vor dem Angesicht Unserer Mutter,
Die sich von Hirschherzen nährt."

Als der Spinner sein Lied beendet hatte, war Montezuma so entzückt, daß er ihn einlud, jeden Abend zur Zeit des Sonnenunterganges sich im großen Palastgarten einzufinden: dort solle er ihn mit Gesängen zerstreuen und erheitern und sein Lehrer im Trinken sein.

Ungläubig und selig lachte der Dichter. Doch zum Danken hatte er nicht mehr Zeit. Denn obgleich er aus seinem Traum nie erwachen wollte, schlummerte er allzubald wieder ein.

6.

Nachdem am nächsten Morgen der Spinner seinen Rausch ausgeschlafen, erfuhr er von Zacatzin, daß sein Traum kein Traum gewesen. Wie ein Nachtwandler war er an einem Steilabsturz hingeschritten, ohne zu straucheln, ahnungslos war er zum Günstling des Zornigen Herrn geworden.

Bei Sonnenuntergang begab er sich in die Rosengänge des Palastgartens. Und fast jeden Abend seitdem verbrachte er in Gesellschaft Montezumas, seiner Krüppel und Narren und einiger Auserlesener.

Zu diesen gehörte der Tempel-Feger. Die Gunst des

Großkönigs hatte er sich erworben, als er ihm im Tierpark den mächtigen Holzkäfig — worin sein berühmter Gefangener, der Irdene Krug, gemästet worden war — als Geschenk darbrachte. Aber wenn damals zwar Montezuma den Flüchtling aus Huexotzinco an seinen Hof zog, so fühlte er sich doch anfangs ebenso sehr abgestoßen wie angezogen durch seinen Doppelgänger. Die unheimliche Ähnlichkeit schreckte ihn immer wieder und hemmte ein Jahr lang jegliche Vertrautheit. Und trotzdem hatte er schon bei der ersten Begegnung sich schicksalhaft mit diesem Mann verknüpft gewußt und vorausgewußt, daß er ihn noch enger an sich binden werde.

Das war inzwischen geschehen, allmählich, und fast gegen Montezumas Willen. In kluger Voraussicht hatte der Tempel-Feger seine Zeit abgewartet und sich nicht vorgedrängt. Nachdem er aber beobachtet, daß der König Schutz vor dem Zorn der Götter beim Aberglauben suchte, verstand er es geschickt, aus dieser Geistesrichtung Vorteil zu ziehen, gab Ratschläge und machte sich unentbehrlich. Schließlich wurde er Herrscher über des Königs verängstigte Seele.

Er war es, der Montezuma zum alten Wahrsager geführt hatte. Und so verdankte Montezuma ihm ebenfalls die Bekanntschaft mit dem Spinner.

Jedoch schon nach wenigen Abenden und durchzechten Nächten fing die Begeisterung des Königs für den Dichter an, den Ränkespieler zu beunruhigen. Er sah, daß die Seele Montezumas ihm entglitt. Um den König beherrschen zu können, war er seinem Gaukelwahn nachgegangen

und hatte unablässig die Flammen der Angst geschürt, statt sie zu löschen. Solange der König von Schreckensgespenstern verfolgt wurde, war er in seiner Hand.

Nun trieb der rauschselige Dichter bei Hofe sein Spiel und vertrieb die Gespenster. In seiner jugendhellen Nähe fühlte sich Montezuma wie von klarer Gebirgsluft umweht und durchheitert. Und er, der zeitlebens mäßig gewesen, wurde ein gelehriger Schüler des Trinkers. In der Berauschtheit wichen alle Nachtwolken vom Herzen.

Der Tempel-Feger beschloß, dem Spinner seinen glückstiftenden Becher aus der Hand zu winden. Wollte er aber den schwindenden Einfluß auf den Weltherrn zurückgewinnen, so mußte er dessen Besorgnis und Niedergeschlagenheit wach halten. Dazu fand sich bald Gelegenheit.

Eines Tages seufzte Tenuchtitlan auf wie ein Mädchen, das den Tod des Geliebten erfährt. Die Stadt inmitten des Sees legte Trauerkleidung an. Unbeglaubigt noch und dennoch von allen geglaubt war die Kunde, die reisende Kaufleute Tlatelolcos aus den Ostländern jenseits der Berge mitbrachten: festgenommen sei der Herabstoßende Adler in Cempoalla und von den Totonaken einer weißen Göttin geopfert worden; die weißen Götter aber seien auf dem Wege nach Mexico.

Der Tempel-Feger fand Gelegenheit, Montezuma allein zu sprechen, als dieser eben den kleinen Tempel der Trauer verließ, wo er vor dem Kristallschädel gekniet, gejammert und geweint hatte. Der Höfling hatte seinen Herrn noch nie so verstört, so zerschmettert gesehen. Der Augenblick

war günstig. Unmerkbar führte er das Gespräch auf den weißen Kreuzträger Quetzalcoatl, der nach einem Jahrtausend zurückkehren wollte aus dem Lande Tlillan-Tlapallan. Die Zeit war um, das Schicksal erfüllte sich.

Der König seufzte —: daß man dem Schicksal nicht entgehen könne . . .!

Diesen Gedanken griff der Tempel-Feger auf, hielt ihn fest, ließ hartnäckig nicht ab von ihm. Halb im Scherz äußerte er: ob man dem Verhängnis nicht doch entgehen könne? Freilich, falls die weißen Götter die Herren in Anahuac würden, sei hier nicht Bleibens mehr für Montezuma und die Mexikaner. Indes, es gäbe ja andere Welten noch außer dieser Erde, oberhalb und unterhalb der Erde. Jedes Kind kenne ja die Steinhöhle von Cincalco, die hinabführt in das Land der Nebel . . .

Auch Montezuma wußte von der Höhle. Doch er wandte ein: kein Sterblicher sei bisher hinabgestiegen.

Der Tempel-Feger ließ den Einwand nicht gelten. Gewiß werde es beschwerlich sein. Doch er wisse, daß es Leute gebe, welche die Pfade ins Totenland oder in den Himmel der Sonne oder auch in die Höhle von Cincalco hinab zu beschreiten verstünden. Und wenn es erwünscht und nötig sei, werde es ihm glücken, hoffe er, seinem Herrn den Weg zu ebnen.

Die Seele Montezumas befand sich in einem Wirbel, war hinweggerissen von einem Meeresstrudel, hilflos, haltlos. Wie Ertrinkende zu tun pflegen, griff er ins Leere. An die Möglichkeit, die eine Unmöglichkeit war, klammerte er sich. Und er versprach dem Tempel-Feger den Tribut

von eroberten Ländern, versprach ihm jeglichen Wunsch zu erfüllen, falls ihm sein Vorhaben gelinge.

„Hast du einen Wunsch?“ fragte er ihn.

„Ja“, entgegnete der Tempel-Feger. „Doch mein Wunsch ist ungewährbar und ist schwerer zu erfüllen als dein Wunsch, o großer König, o Herrscher!“

Montezuma bestand darauf, daß er seinen Wunsch nenne. Da sprach der Tempel-Feger:

„O großer König, o Zorniger Herr! Ich liebe die Prinzessin Perlmuschel . . .“

Das war zuviel der Dreistigkeit. Dieser Flüchtling aus Huexotzinco wagte das Auge zu erheben zur Schwägerin des Weltherrn, zur Schwester des Königs von Tezcuco. Ein unwilliger Blick strafte ihn. Doch kein unwilliges Wort. Denn Montezuma bedurfte seiner, wie ein Kranker des Heilmittels bedarf. Sollte es diesem Manne gelingen, ihm den Weg zu ebnen ins untere Reich, so daß er eine Zufluchtsstätte fände vor dem Unentrinnbaren, das sich näher und näher heranwälzte, ihn zu zermalmen — oh! kein Lohn wäre zu hoch! . . .

Auch war ja Perlmuschel nicht bloß die Schwester Cacamas, sie war auch Schwester der Schwarzen Blume und Witwe des unglücklichen Prinzen Grasstrick, welchen er um des roten Blütenbaumes von Yuquane willen umgebracht. Sie und ihre Mutter, die Herrin von Tula, wurden neuerdings, seit Ohrring-Schlange heimlich Tenuchtitlan verlassen, wie Geiseln behandelt und bewacht. Ihre Hinneigung zur Schwarzen Blume enthob ihn von jeder Rücksichtnahme . . .

Montezuma schwieg. Und sein Schweigen war ein Versprechen.

7.

In der Nacht nach diesem Gespräch trank Montezuma unmäßiger als sein Lehrer, der Dichter. Montezuma war schwer betrunken. Auf die zarten Verse des Spinners hörte er nicht mehr, er hörte nur noch auf die Einflüsterungen seines unheimlichen Doppelgängers. Das Gelage fand auf dem blumenbewachsenen Dache eines Gartenhäuschens statt, und auch die Krüppel und Narren des Königs nahmen teil daran. Feingliederige nackte Mädchen und Tänzer reigten auf den Wiesen ringsher. Doch Montezuma sah sie nicht.

Und als die Muscheltrompeten von der Schlangenberg-Pyramide herab die Mitternacht verkündeten, gab der trunkene König den Befehl, vier Sklaven zu schlachten, ihnen die Haut abzuziehen und sofort ihm die vier Menschenhäute zu bringen. Der Befehl wurde rasch ausgeführt. Ein Priester, schwarz bemalt, mit einer Knochenrassel in der Hand, brachte die vier Menschenhäute, legte sie vor dem König nieder und entfernte sich stumm.

Und Montezuma trank mehr und mehr, und sinnlos betrunken war er, als er zum Dichter und zu seinen Krüppeln und Narren sprach:

„O meine Söhne, nun weiß ich, wie wir dem Schrecklichen entfliehen. Durch die Berghöhle von Cincalco steigen wir hinab zum König Huhemac, der einstmals ein König in Tula war. Und wenn wir hinabkommen in

sein Reich, werden wir nie sterben, denn Speisen gibt es dort und Kräutertränke wie hier auf Erden, und schöne Rosen weiß wie Knochen wachsen dort und die Jaguarblume und die Blume, welche das kleine alte Weibchen heißt. Die Bewohner dort essen von so süßen Früchten, daß sie die glücklichsten Wesen aller Welten sind."

Und als Montezuma dies gesprochen, äußerten die Krüppel und Narren ihre Zufriedenheit, obgleich ihre Glieder vor Schrecken schlotterten, denn Huhemac war ein König der Toten. Und sie hüpften umher und riefen: sie freuten sich, dem König Huhemac Gesellschaft zu leisten . . .

Da kamen Diener und meldeten dem König: der alte Zauberer, nach welchem er gesandt, sei gekommen. Und Montezuma befahl, ihn auf das Dach des Gartenhauses zu führen.

Zacatzin warf sich vor dem betrunkenen König zu Boden, küßte ihm die türkisenen Sandalen.

„O großer König, o Herrscher, was befiehlst du?" fragte er.

Und Montezuma sprach:

„Als meinen Boten sende ich dich zum König Huhemac und als ein Geschenk von mir wirst du ihm diese vier Menschenhäute überbringen. In den unterirdischen Palast von Cincalco sollst du hinabsteigen, dem König Huhemac die Hände küssen und ihm sagen: Montezuma, dein Knecht, sendet dir diese Gewandung und bittet bei dir wohnen zu dürfen als dein Hausflur-Feger."

Dem Geheiß des betrunkenen Montezuma Einwände

entgegen zu halten, wäre Wahnsinn gewesen. Gehorsam entfernte sich Zacatzin, wanderte nach der Höhle von Cincalco, welche unweit von Chapultepec auf einer Bergspitze ihren Eingang hatte.

Als er aber nach vielen Stunden beim Morgengrauen zum Großen Palast zurückkehrte, wurde er nicht mehr vorgelassen. Denn der Herr der Herren schlief seinen Rausch aus.

8.

Da begab sich der alte Zauberer zur Wohnung seines Freundes Feuer-Juwel. Trotz der frühen Stunde war der Annalenschreiber schon auf, er pflegte mit der Sonne aufzustehen. Sein Gelehrtenzimmer, wo er den Wahrsager empfing, war angehäuft mit alten Chroniken, Sammlungen heiliger Gesänge und astronomischen Werken. Jeder dieser Codices war eine farbige Bilder-Handschrift, zusammengefaltet nach Art einer Ziehharmonika. Manche auf Hirschhaut-Pergament, andere auf körniges, gelblichweißes Agavefaser-Papier gemalt. In einem offenen Wandschrank befanden sich auch unschätzbare, aus Ruinen von Gräberstädten herstammende, toltekische Altertümer. Der gelehrte Annalenschreiber war ein eifriger Sammler von Fundstücken aus alttoltekischer Zeit.

Nachdem Zacatzin ihm erzählt, welchen unausführbaren Auftrag ihm der trunkene König gegeben, sagte Feuer-Juwel:

„O Zauberer, sage mir: warum kehrtest du in den Palast zurück? Wolltest du den großen Montezuma be-

lügen? Denn in die Höhle von Cincalco stiegst du nicht hinab."

„Alle Worte sind Bilder!" entgegnete Zacatzin, auf die Rede anspielend, die Feuer-Juwel dem Heilbringer Quetzalcoatl in den Mund gelegt. „Wenn ich ein Bild des Todes male, so weiß der Gott von Tlillan-Tlapallan, daß ich nicht lüge. Denn seit mir befohlen ward zu König Huhemac hinabzusteigen, weile ich bei König Huhemac. Ob ich nach rechts blicke oder nach links, ich sehe König Huhemac vor mir. In einem brennenden Boot sitze ich: wenn das Feuer mich nicht verschlingt, so verschlingt mich das Wasser!"

Der Annalenschreiber sann nach und sprach:

„Wenn der Zornige Herr erwacht, so weiß er nicht mehr, was er in der Trunkenheit befohlen!"

Zacatzin schüttelte den Kopf:

„Der Tempel-Feger wird ihn erinnern. Er war es, der dies ihm eingeflüstert; er war es, der schon vordem Montezuma zu mir geführt. Der Listenreiche glaubt seinen Plänen zu dienen und dient doch nur meinen! ... Ein Fremdling ist er in Anahuac, sein Herz liebt Anahuac nicht. Mein Herz aber hängt am Land der Seen wie ein Kind an seiner Mutter! ..."

Und mit auffunkelnden Augen sprach der alte Zauberer von seiner Liebe zu Anahuac, dem Gefilde am Wasserrande. Nicht Mexico, nicht Tezcuco, nicht Tlacopan galt seine flammende Hingabe, sondern der Gemeinsamkeit der Länder an den Ufern der Gewässer. Ihre Bewohner hatten die gleiche Zunge, die gleiche Abstam-

mung, den gleichen Glauben. Durch Eifersucht gespalten und geschwächt, wurden sie jetzt an einen Abgrund geführt durch einen haltlosen König. Nicht die kleine Schar weißer Götter war das hereinbrechende Unheil, sondern die Unstetigkeit, das frevelhafte Schwanken Montezumas. Er aber hatte seit lange die Angstrufe Anahuacs, seiner Mutter, gehört und, ihr ein Helfer zu sein, hatte er sich in Tenuchtitlan niedergelassen und gewartet, daß Montezuma ihn suche. Das sei nun geschehen. Und auserwählt von den Bewohnern des Himmels, dem schwächlichen König das Gewissen zu wecken, werde er vor nichts mehr zurückschrecken, werde vollführen, wozu er durch Götterspruch sich berufen fühle . . .

Die Glut dieser Rede setzte den Annalenschreiber in Staunen. Wer war der Alte? Niemand wußte, von wo er herstammte. Den Schleier, der seine Vergangenheit umhüllte, hatte er nie gelüpft. Bei den Zusammenkünften mit dem Spinner hatte er wohl hie und da ein kluges Wort ins Gespräch fallen lassen wie ein Goldkorn, war aber doch nie aus seiner geheimnisreichen Zurückhaltung herausgetreten. Und nun legte er rückhaltlos sein Herz offen, zeigte, daß es litt und wund war.

Feuer-Juwel liebte Anahuac, dachte wie der Zauberer. Magisch hingezogen zu ihm, wußte er sich rätselhaft verbunden mit ihm. Und als Zacatzin, Abschied nehmend, ihn um ein unschätzbares alttoltekisches Gefäß bat, schlug er es ihm nicht ab. Aus gehämmertem Gold war das Trinkgefäß und stammte aus einem Grabhügel bei Tula, der sagenreichen Toltekenstadt.

9.

Unter dem Mantel verborgen trug Zacatzin das Kleinod in seine Bettlerwohnung im Stadtviertel Cuepopan. Und Tags über wartete er, daß Montezuma ihn holen lassen werde, um von ihm Aufschluß zu erhalten über das Land der Nebeltoten. Der Tag verging, doch in den Palast gebeten wurde Zacatzin nicht. Der Herr der Herren schlief seinen Rausch aus.

In der darauf folgenden Nacht meldete der blinde Knabe dem Wahrsager, daß die beiden vermummten Fremden wieder um Einlaß bäten. Er empfing Montezuma im Lichthof, wo das unverlöschliche Feuer auf dem Hausherd rötlich flackerte. Der Tempel-Feger, der erst mit eingetreten war, verließ auf einen Wink des Königs den Lichthof.

Nachdem Zacatzin sich zu Boden geworfen und den Mund an die Türkis-Sandalen des Königs gelegt hatte, bewillkommte er mit einem Segensspruch den hohen Gast.

Montezuma forschte ihn aus:

„O kluger Zauberer, du Alter!" sagte er; „bist du hinabgestiegen in die Höhle von Cincalco? Hast du dem König Huhemac die vier Menschenhäute überbracht von mir? Hast du ihn gefragt, ob ich wohnen darf im Haus der Glückseligkeit, seinem unterirdischen Schloß, als sein Hausflur-Feger?"

Und Zacatzin gab Bericht über seine Höllenfahrt:

„O großer König, o Zorniger Herr! ich stieg hinab in die Höhle von Cincalco, wie Dein Mund es mir befohlen. Und der Weg spaltete sich in vier Wege, ich

aber wählte den engsten Pfad, der am steilsten hinabführt in die blaue Hölle. Und tiefer und tiefer stieg ich hinab, da kam mir ein Mann entgegen, auf einen Stab gestützt. Und der Mann nannte sich Felsengesicht. Blind war er und hatte in den Augenhöhlen winzige Spitzen von Strohhalmen statt der Augen. Und Felsengesicht fragte mich: wes Weges ich ginge? Und als ich ihm gesagt, daß ich von Montezuma ein Sendbote sei an den König der blauen Hölle, führte er mich durch den Wald der Hölle; und er führte mich vor den König Huhemac. Auf einem Thron aus weißgebleichtem Gebein saß Huhemac und war gekleidet in ein Gewand aus Gras; auch sein königliches Stirnband und sein Kopfputz waren aus Gräsern geflochten: — denn Gräser welken schnell wie die Menschen dahin.

Und Huhemac fragte:

‚Von wannen kommst du, Mensch? Was begehrst du, Mensch?‘

Darauf meldete ich ihm, daß du, o großer König, mir aufgetragen, ihm die Hände und Füße zu küssen und ihm die vier Menschenhäute zu überbringen als ein kleines Geschenk von dir und ihn zu fragen, ob er dich wohnen lassen werde im Haus der Glückseligkeit, seinem unterirdischen Schloß, als sein Hausflur-Feger.

Da rief Huhemac aus:

‚Armer Montezuma! Ist seine Pein so groß? Sucht er Schutz im Haus des Vergessens, in der dritten Hölle? Glaubt er bei mir Zuflucht zu finden, er, der auf Warnungen nie gehört? Sein Oheim, der Herr des Fastens,

hat ihm die Nebelwolke unter den Gestirnen gezeigt. Weiß Montezuma nicht, was die Wolke bedeutet? Will er's von mir erfahren? Doch was denkt Montezuma? Denkt er hier herrschen zu können wie in der oberen Welt? Tanz und Gesang sind hier nicht wie droben. Er würde fliehen, erblickte er mein Haus, keinen Tag würde er hier weilen. Doch mag er kommen, wenn sein Herz ihn treibt; mag er kommen, daß ich ihm die weiße Wolke zwischen den Gestirnen deute und ihm zeige, was ihm droht. Bring ihm diesen Trank, daß er ihn trinke. Denn ohne diesen Trank gelangt er nie zu mir.'

Und als er dies gesprochen, reichte er mir dies Gefäß, daß ich es dir überbringe, o großer König, o Herrscher!"

10.

Der Zauberer hatte seinen Bericht beendet. Montezuma saß sinnend auf einem Schemel, brachte lange Zeit kein Wort hervor. Dann fragte er nach dem Gefäß, ließ es sich zeigen.

Aus gehämmertem Gold war das Gefäß, angefüllt mit einem duftenden Kräutertrank.

„Ich will hinab zu Huhemac!" sprach Montezuma. „Wann soll ich den Trank trinken?"

„O großer König! Trinke, wenn die Stunde günstig ist. Ob jetzt die Stunde günstig ist? Ich will es das Herdfeuer — den alten Herrn — fragen!"

Und Zacatzin trat zum Hausherd, der würfelförmig, aus drei Quadersteinen erbaut, sich in der Mitte des Hofes befand. In das rote Herdfeuer warf Zacatzin

drei Kakaobohnen. Niederfallend flammten sie bläulich auf. Und dies war ein Zeichen, daß das Feuer — der alte Herr — die Frage bejahte. Im Feuerherd lebte ja der alte Feuergott, der Türkisherr, der Herr mit dem gelben Gesicht.

Da trank Montezuma den Kräutertrank des Königs der Toten.

II

Vor den Augen Montezumas war schwarze Nacht; denn er war in die Höhle von Cincalco eingetreten. Und obgleich er nichts sah außer Finsternis, wußte er, daß der alte Zauberer neben ihm war und ihn hinabführte. Und der Weg spaltete sich in vier Wege und der Zauberer schritt voraus, wählte den engsten Pfad, der am steilsten abstürzte in die blaue Hölle. Und tiefer und tiefer stiegen sie, bis ein bläulicher Lichtschein ihnen entgegendämmerte aus den Tiefen der blauen Hölle. Und heller ward der Lichtschein und war doch nur ein matter Schimmer, als sie angelangt waren auf die Flur des Landes ohne Sonne. Keine Straßen und Gassen gab es dort, keine Fußpfade und Wegweiser, traurig blühten die Rosen dort, weiß wie Knochen. Zurückfliehen wollte Montezuma und konnte nicht. Und er hörte die Stimme des Zauberers neben sich, der fragte: „Siehst du den Todesboten, den Affen mit dem Schädelkopf?" Voll Entsetzen wandte sich Montezuma um, wollte und konnte nicht fliehen. Ein großer Affe, dessen Kopf ein weißgeblichener Schädel war, sprang auf ihn zu, bedrohte ihn mit bleckendem weit aufgerisse-

nem Kiefer, versperrte ihm den Rückweg. Und der Zauberer drängte, weiter, immer weiter zu schreiten. Und ihnen entgegen kam, auf einen Stab gestützt, jener Mann, der sich Felsengesicht nannte. Blind war er und hatte in den Augenhöhlen winzige Spitzen von Strohhalmen statt der Augen. Und der Mann fragte sie, wohin sie gingen. Und als der Zauberer zur Antwort gegeben, sie suchten den König Huhemac, führte sie der Blinde. Nebel wogten auf und ab, weiße Nebel umringten und umdrängten Montezuma. In den Nebeln, mit den Nebeln, umschwebten ihn die Nebeltoten. Und wieder hörte er die Stimme des Zauberers neben sich, der fragte: „Erkennst du die acht stolzen Gestalten dort nicht? Die Könige, deine Vorfahren sind es, sie, die Mexico groß gemacht haben!" — Und Montezuma sah, daß acht Gestalten abseits schwebten von den anderen Nebeltoten, und näher kamen sie und umringten ihn von allen Seiten und hoben die Fäuste gegen ihn. Und er erkannte seinen Vorgänger König Molch, den Vater des Herabstoßenden Adlers; verzerrt vor Wut und Trauer war sein Antlitz. Fliehen wollte Montezuma und konnte nicht. Und er sah seinen Vater König Wassergesicht und König Himmelspfeil und König Obsidian-Schlange und die früheren Könige alle. Und einige streckten den Zeigefinger aus nach ihm und andere ballten ihm die Fäuste entgegen und dräuend und jammernd riefen sie: „Elender Montezuma, warum vernichtest du unser Werk? Du bist der Tod, du bist der Moder, du bist der Verfall für die Mauern die wir aufgerichtet, für die Tempel die wir geschmückt, für die

Herzen die wir stark gemacht! Der schönen Blüte Mexico waren wir der Sommerwind, und in deinem Herbststurm muß sie entblättern! . . ."

Da verhüllte Montezuma mit den Händen sein Antlitz. Und Felsengesicht, der blinde Totendiener, nahm ihn bei der Hand, zerrte ihn fort und brachte ihn vor den König der Toten. Auf einem Thron aus weißgebleichtem Gebein saß der Fürst der Toten und war gekleidet in ein Gewand aus Gras; auch sein königliches Stirnband und sein Kopfputz waren aus Gräsern geflochten. Und vor ihn hintretend gewahrte Montezuma, daß nicht König Huhemac dort saß; der dort saß war kein anderer als sein eigener toter Bruder Prinz Grasstrick — er, den er aus Liebe zur roten Blume von Yuquane hatte fangen und opfern lassen. Seine Brust klaffte weit und blutig, und kein Herz war in der Brust.

Auf die Knie stürzte Montezuma, küßte Hände und Füße dem König der Toten, seinem unglücklichen Bruder. Und stammelnd sprach er:

„Ich ließ dir vier Menschenhäute überbringen als ein kleines Geschenk von mir. Laß mich wohnen in deinem Palast als dein Hausflur-Feger! . . ."

Der Schatten auf dem weißen Knochenthron rührte sich nicht. Aber aufrecht neben ihm stand ein Greis und gab für ihn Antwort. Und als Montezuma dem Greis ins Antlitz sah, erkannte er den dahingeschiedenen König von Tezcuco, seinen tiefsichtigen Oheim und Feind, den Herrn des Fastens. Da erbebte Montezuma.

Der Herr des Fastens sprach:

„Wer ist dieser Montezuma? Ist es nicht der Schänder Mexicos? Watet er nicht durch Blut, seit er das blaue Stirnband trägt? Hat er nicht um einer Blume willen seinem Bruder die Brust aufgerissen? Erwacht er nun endlich? Hat ihn die Furcht gepackt? Das Verderben ist nicht mehr aufzuhalten — zu viel Blut hat er vergossen. Die Götter haben sich abgekehrt von Mexico, sie haben die Königin aller Städte verlassen — wie will er sie zurückrufen? Durch neue Verbrechen etwa? Hat er nicht eben erst den Herabstoßenden Adler ausgeschickt, eine Ruhmestat zu vollbringen? Wo weilt der Herabstoßende Adler jetzt, der Liebling Mexicos? Die Jubelrufe der Mädchen Mexicos waren des Jünglings Verderben! Wenn der beste Sohn Mexicos nicht zurückkehrt, kehren auch die Götter nie mehr zurück! . . ."

Montezuma schrie auf. Sein Herz blieb stehen. Er erstickte vor Grausen, erstickte im Schleierdunst der Nebelwolken, die ihn dichter und dichter umhüllten und andunkelten, bis er nichts mehr sah. Er rang nach Atem, er erblickte den gräßlichen Thron nicht mehr, die Augen verweigerten ihm den Dienst. Als er wieder sehen konnte, als die Nebelwolken sich zerteilten, befand er sich im Lichthof der Wohnung des Zauberers. Auf dem Hausherd qualmten und schwelten Weihrauchkörner.

Finster, ohne ein Wort zu sprechen, verließ der König das Haus, als könne er nicht schnell genug aus dem Reich und dem Bereich der Toten flüchten.

12.

Zurückgekehrt in den Großen Palast sagte Montezuma zum obersten Hofmeister, dem Vorsteher des Hauses der Teppiche:

„Laß die Wohnung des Zauberers Zacatzin heimlich umstellen, so daß er nicht entkommen kann — wenn er nicht wie eine Schlange in die Erde schlieft oder wie ein Vogel zum Himmel fliegt. Nimm ihn gefangen, ihn und seinen blinden Diener. Sie sollen beide zu Tode gefoltert werden. Sein Haus aber laß niederreißen bis auf den letzten Stein, so daß das Wasser des Sees dort flutet, wo die Grundmauern gestanden!"

Befreien wollte sich Montezuma vom Bann des Entsetzens. Unerträglich war die Erschütterung, die Durchschütterung seiner Seele. Wahrheit war, was er geschaut und vernommen, Wahrheit war die blaue Hölle, wo er geweilt — selbst wenn er nicht dort geweilt, selbst wenn seine Höllenfahrt ein Traumgesicht gewesen. Wahrheit war, daß seine Ahnen ihm fluchten und daß die alten Götter Mexico verließen. Und weil es eine so harte untrügliche Wahrheit war, wollte er, daß es Lüge und Betrug sei. Wie damals, als der Herr des Fastens ihm das Auferstehen der Prinzessin Papan meldete, haßte er die Wahrheit, wollte sie erdrosseln. Die Sterne durften nicht Recht haben. Wenn Zeichen geschahen, so geschah ja auch, was die Zeichen androhten. Die eigene aus dem Grab gestiegene Schwester ins Grab zurückzustoßen, wie er es ursprünglich gewollt, hatte ihn eine Stimme in seinem Innern gehindert. Am Wahrsager aber Rache

zu nehmen, hinderte ihn kein Gesetz und auch nicht das Gesetz in seiner Brust. Denn Zauberei war in Anahuac verboten, wurde nur nachsichtig geduldet. Die Zauberer und Zauberinnen waren vogelfrei. Und dieser Alte hatte sich unterfangen, ihn, den Herrn der Welt zu belügen und zu betrügen. Kein Zweifel, daß der Kräutertrank des Königs Huhemac ein Schlaftrunk gewesen. Mit Kopalrauch hatte der Alte ihm die Nebel der Hölle vorgegaukelt, hatte neben ihm stehend, eingeflüstert, was in den Nebeln zu sehen und zu hören war. Glich sein Diener, der blinde Knabe, nicht Felsengesicht, dem Totendiener mit den gestielten Augen? Und der Alte selbst, glich er nicht seltsam dem verstorbenen König von Tezcuco, dem Herrn des Fastens, der hinter den Gartenmauern seines Lustschlosses Tezcotzinco auf so rätselhafte Weise aus dem Leben geschieden war? . . . Gab es doch Leute, die versicherten, er sei nicht gestorben, er werde wiederkehren, wenn sein Land in Gefahr sei . . . Nicht daß es glaubhaft war, er könne es sein, aber wundersam genug erinnerte er an jenen, und das war die Ursache wohl, daß der Sprecher neben dem Thron des Totenkönigs die Gesichtszüge des Herrn des Fastens trug. War aber der Alte ein Betrüger und kein wundermächtiger Zauberer, — woher wußte er, was niemand wußte? Woher wußte er, daß die Entsendung des Herabstoßenden Adlers ein Todesurteil war? Ein Lebender, der dies wußte, war kein Lebender mehr. So übermenschliches Wissen hob ihn aus der Reihe der Menschen. Sterben mußte er, wenn er ein Mensch war . . . Doch wie, wenn er mehr als ein

Mensch war? Dann hatten Götter durch seinen Mund gesprochen, dann war die Höllenfahrt kein Traumgesicht, dann heischte der Himmel Sühne für den Herabstoßenden Adler . . .

Und Montezuma zitterte bei dem Gedanken. Nur der Tod des alten Wahrsagers konnte ihm Ruhe geben. Zwischen Furcht und Hoffnung, erwartete er die Rückkunft des Haushofmeisters.

Einige Stunden vergingen, ehe der Vorsteher des Hauses der Teppiche wieder vor ihn trat. Und er meldete: das Haus des Zauberers sei niedergerissen bis auf den letzten Stein, so daß das Wasser der Lagune dort flutete, wo die Grundmauern gestanden. Doch der Zauberer und der blinde Knabe seien entkommen.

Niederschmetternd war der Bescheid. Montezuma hatte eben noch, angstvoll harrend, eine Frage an die Sterne gerichtet; und die Sterne gaben ihm diese Antwort! Daraus ersah er, daß der Zauberer mehr als ein Mensch war, daß die Höllenfahrt kein Traumgesicht gewesen, daß der Himmel Sühne für den Herabstoßenden Adler heischte.

Und für fünf Tage schloß sich Montezuma ein, ließ niemand vor, sprach selbst zu den Sklaven nicht. Auf seinem silbernen Bette lag er und weinte. Er beweinte seinen Neid, ihn reute die Untat am Herabstoßenden Adler. Er beschloß, sich zu kasteien und zu fasten, um durch sein Elend die Himmlischen zu rühren, sie zu versöhnen und zu erweichen, so daß sie zurückkehrten in ihre Stadt Tenuchtitlan. Und er nahm sich vor, von den fünfzig

Speisen, die täglich ihm zubereitet wurden, immer nur eine zu essen, und nie mehr Kräutergetränke und Pulque an die Lippen zu führen und nie mehr eine seiner vierhundert Frauen zu liebkosen. An Untergebene verschenken wollte er seine vierhundert Frauen. Gewiß werde der Himmel mit ihm Erbarmen fühlen.

Am fünften Tage wagte es der Vorsteher des Hauses der Teppiche in das Schlafgemach des Königs vorzudringen und ihm mitzuteilen, daß der Herabstoßende Adler, aus totonakischer Gefangenschaft durch einen weißen Gott befreit, in Tenuchtitlan eingetroffen sei.

Montezuma beschenkte den Vorsteher des Hauses der Teppiche mit einer goldenen Armspange für diese Nachricht.

13.

Aufrichtig herzlich war der Empfang, der dem Prinzen bereitet ward. Tenuchtitlan strahlte und Montezuma blickte heiter, wie er seit lange nicht geblickt. Die schwerste Last war ihm vom Herzen gesunken. Er begrüßte und küßte den Herabstoßenden Adler als wäre er sein Sohn, sein harten Gefährnissen entronnener Sohn. Er belohnte das Wagnis, indem er ihn „Jaguar-Arm" anredete und ihm damit diesen höchsten Titel verlieh. Zugleich ernannte er ihn zum Vorsteher des Hauses der Edelsteine. Die Bewachung der unermeßlichen Schätze Mexicos wie auch des kürzlich herübergebrachten Goldschatzes von Tezcuco legte er in seine Hand. Diese hohen Auszeichnungen und die sichtbare Zuneigung zum Prinzen, die er seinem neid-

zerfressenen Herzen abrang, brachte Montezuma gleichsam als ein Dankopfer dem Schicksal dar. Freilich hoffte er zugleich, sich mit dem Dankbeweis von seiner Schuld und Dankesschuld loszukaufen.

Seines Gemütes Heiterkeit war indes nicht von langer Dauer. Kaum erst von schwerer Last befreit, wurde sein Herz allsogleich wieder beschwert durch den Bericht des Herabstoßenden Adlers über sein Zwiegespräch mit dem Führer der weißen Götter. Kein sanftmütiger Büßer sei dieser gelbhaarige Fremde, kein schwermütiger Wahrheitslehrer und Freund der Singvögel, wie Quetzalcoatl einer gewesen. Begabt sei er mit dem Heldenherzen und den Glühaugen eines Pumas, mit der steinernen Kraft und den Hakenkrallen eines Pumas. Diesen Mann nach Tenuchtitlan hereinlassen, hieße ihm Mexico überantworten. Und schon seien die Söhne der Sonne im Begriff, von Sempoalla aufzubrechen, nach Tlascala zu ziehen und von Tlascala nach Tenuchtitlan.

Der Zauberer, der unerbittliche Zauberer, hatte es vorausgesehen! Seine Maiskörner, die untrüglichen, hatten gewarnt:

„Hüte dich vor Tlascala! . . .“

Der Zornige Herr beriet sich mit dem einzigen Mann, der von dieser Warnung wußte, mit dem Tempel-Feger. Nach der Höllenfahrt, als die Wohnung des Zauberers zerstört wurde, war auch der Flüchtling aus Huexotzinco vorübergehend in Ungnade gefallen. Seitdem aber glaubte Montezuma wieder an die überirdische Macht des alten Wahrsagers und grollte dem Mann nicht mehr, der ihn

zu ihm geführt. Im Grunde war er froh, ihm nicht grollen, ihn nicht entbehren zu müssen, hatte er sich doch bereits so sehr an den unheilvollen Einfluß gewöhnt, daß ihm zu entsagen schwer fiel wie einem gewohnten belebenden Gift.

Der Tempel-Feger gab ihm den Rat, zwei Gesandtschaften abzuschicken. Eine an den höchsten der weißen Götter, um ihm seinen Dank zu überbringen für die Errettung des königlichen Vetters, zugleich aber, um ihm nahe zu legen, er möge, statt den Weg über das felsige, unwirtliche, stets den Fremden feindlich gesinnte Tlascala zu wählen, doch lieber den bequemen Weg ziehen über Cholula, die friedliche Stadt der großen Pyramide, die heilige Stadt, wo einst sein Vorfahr Quetzalcoatl, der weiße Gott, als Priesterkönig geherrscht. Die andere Gesandtschaft aber solle Montezuma nach Cholula entsenden, reiche Geschenke an die beiden Priesterkönige und den hohen Rat übergeben lassen und die Cholulteken als Vasallen und Freunde veranlassen, die Gelbhaarigen in eine Falle zu locken, sie freundlich einzuladen in die heilige Stadt, sie gastlich zu empfangen, dann aber zu verabredeter Stunde sie innerhalb der Mauern Cholulas niederzumachen bis auf den letzten Mann.

Montezuma gefiel der Plan; denn von neuem wurde ihm damit eine Entscheidung abgenommen. Nicht bei ihm, sondern beim Sohn der Sonne lag es nun, welchen Weg er wählte; und wählte er den verderblichen, so beging nicht Mexico sondern Cholula die Schandtat und trug die Verantwortung vor Menschen und Göttern...

Die Großmut des weißen Gottes mußte mit königlichem Dank, mit königlichem Pomp, mit wahrhaft königlicher Beschenkung erwidert werden. Zum Führer der Gesandtschaft an ihn bestimmte Montezuma zuerst den Statthalter der östlichen Provinz Huaxteca, den Staub-Aufwirbler; da dieser aber tödlich erkrankte, berief er seinen einstigen Lebensretter und schwermütigen Freund den Feldherrn Schwelendes Holz aus Otompan nach Tenuchtitlan, ernannte ihn zum Nachfolger des Staub-Aufwirblers als Statthalter des Ostens und beauftragte ihn, Dank und Geschenke dem weißen Gott zu überbringen.

Zum Führer der Gesandtschaft nach Cholula wurde der Tempel-Feger ernannt. Montezuma übergab ihm zwei Trommeln aus schwerem Gold für die beiden Priesterkönige der heiligen Stadt.

14.

Und wieder ritt Don Diego de Ordás dem kastilischen Heere voraus, dem Smaragdfels entgegen. Roß und Reiter trieften. Es goß in Strömen.

Durch Maispflanzungen, Hegewiesen und freundliche, gastfreundliche, rosengeschmückte Ortschaften zog sich der Weg noch zwei Tage im Irdischen Paradiese hin bis zum Fuß der jäh, unvermittelt aus der flachen Ebene aufragenden Schneeriesen. Der Himmel war bewölkt, die Straßen durchweicht. Die Regenperiode hatte eingesetzt. Tausend totonakische Lastträger, bereitwillig vom dicken Kaziken zur Verfügung gestellt, schleppten durch den morastigen Schlamm der Fußpfade watend das tropfende

Gepäck der Soldaten, spannten sich vor die Lastwagen des Trosses und vor die schweren Geschütze und trugen in einigen dreißig, dem Hause der Teppiche entnommenen Sänften — hellgrün lackierten und im Innern mit buntem Federmosaik austapezierten königlichen Sänften — die Dolmetscherin Marina und sämtliche weiße Göttinnen wie auch die jüngst verheirateten totonakischen Edelfrauen, die es sich nicht hatten nehmen lassen, mit ihren weißen Gatten, den Söhnen der Sonne, des Krieges Zufälle, Glücksfälle und Unglücksfälle, zu teilen. Nur Doña Catalina India war trauernd in Sempoalla zurückgeblieben.

Als gegen Abend des zweiten Marschtages am Fuße der Kordilleren Rast gemacht wurde, hielt Rodrigo Rangel diese Ansprache an Cortes:

„So sind wir denn auf dem Wege! Auf dem Wege, den Euer Liebden mit Kreuzen bepflanzen will! Auf dem Wege ins Fabelland Mexico, wo Euer Liebden sich ein unvergängliches Denkmal setzen will! Wie setzt man sich ein Denkmal? Indem man sich verewigt, denken einige, und verewigen sich. Wir Gescheiten sind gescheiter: wir warten, bis man uns ein Denkmal setzt. Wer das nicht abwarten kann, pflanzt einen Baum, von dem andere den Schatten und die Früchte haben —: eine fruchtlose Sache, obgleich sie fruchtbringend ist und obgleich die Schattenseite in diesem Fall die Lichtseite ist. So hat der galante Fähnrich Díaz del Castillo, von Neu-Spanien Abschied nehmend, unserer Feuerlilie die letzte ihrer Orangen abgekauft und die Kerne vor den Toren Sempoallas in

die Erde gepflanzt. Seine Enkel werden seinen Namen vergessen haben und von seinem Denkmal mehr Nutzen haben als er. Und gilt von den Enkeln der Totonaken nicht das Gleiche? Hat doch Pater Olmedo in die Herzen ihrer Großeltern den Baum des Glaubens gepflanzt, indem er sie in den Fluß hineintrieb ... Denn bewässert werden muß jeder Baum: selbst im sonnigen Garten Eden gab es für den Baum des Wissens Regentage. Und hier im irdischen Paradies gibt es sogar eine Regenzeit, in die wir hineingeraten sind. Als, beim Abschied, Euer Liebden den Totonaken innig ans Herz gelegt, der beschworenen Treue, Freundschaft und Schwagerschaft stets eingedenk zu sein, begann der Himmel zu weinen, wie die Dichter sich ausdrücken. Und als Euer Liebden so ergreifend ermahnten, mit den an der Küste zurückbleibenden siebzig Weißen, meist Kranken, Verwundeten und Krüppeln, gute Nachbarschaft zu halten, da regnete es über die Wangen der rothäutigen Christenpriester, denn sie gedachten vergangener kannibalischer Festtage ... Und als Euer Liebden vorschlugen, das Volk der Totonaken solle den Weißen behülflich sein, in der schönen Stadt Vera Cruz eine Kirche, ein Gefängnis und recht, recht dicke Festungsmauern zu bauen, da weinte das Volk der Totonaken vor Rührung und Dankbarkeit. O! wie hinreißend war es, als Euer Liebden die Hand des alten Escalante ergriffen und ausriefen: Seht dieser ist mein Bruder; was er sagt, sage ich, was er tut, tue ich; wenn er befiehlt, so gehorcht, wie wenn ich beföhle; und sollten Mexikaner euch drangsalen — (denn wer sollte es

sonst?) — so wendet euch an ihn, daß er euch beistehe! . . . Zwar sah der greise Escalante mit seinem schlohweißem Knebelbart Eurem Urgroßvater ähnlicher als Euch, doch da er nun mal Euer Bruder und ein so großer Kriegshäuptling war, hat ihn der dicke Kazike mit Kopal beweihräuchert, so gründlich beweihräuchert, daß dem armen Escalante die Augen trieften und auch er weinte. Schweigen will ich von Euer Liebden lodernder, anfeuernder Ansprache ans Heer; — selbst Gott Pluvius vermochte nicht die purpurne Fackelglut der Anfeuerung zu löschen, und er war es, der bewirkte, daß kein Auge trocken blieb. Schweigen will ich, obgleich es zum Herzbrechen war, von den Tränenbächen des Pagen Orteguilla, von den Tränenströmen des dicken Kaziken, vom Tränenmeer der dicken Prinzessin. Doch das muß ich sagen —: daß sie nicht fortgeschwemmt wurde, wie damals, als Señor Alvarado sie am Bein packte, beweist ihre Standhaftigkeit. Um es kurz zu machen: Ihre königliche Hoheit ist im Irdischen Paradiese zurückgeblieben, um die Frucht auszutragen, die in ihr gepflanzt worden ist. Denn sie ist eine Prinzessin und läßt sich nichts ausreden: im Gebärzimmer des Königspalastes, von königlichen Ammen betreut, will sie durchaus mit einem wirklichen Gott niederkommen. Das wird das Denkmal sein, daß sie Euch setzt."

15.

Einem Fabelungetüm, einem Lindwurm, einer endlosen Drachenschlange ähnlich kroch am dritten Marschtage der lange Heereszug der Kastilier und ihrer Bundesgenossen

in langsam sich schlängelnden Windungen durch das Eingangstor der Kordilleren aufwärts, die felsige, wolkendüstere, wildschroffe Bergstraße hinan. Eine Via mala, wahrlich eine Drachenwildnis. Das Paradies grenzte unmittelbar an die Hölle. Der Blick in die erste grause Schlucht, hinter welcher ungezählte tiefere und wildere Abgrundschlünde sich witterten, war ein Blick durch ein ragendes Höllentor, durch einen schwarz gähnenden Höllenrachen, gierig geöffnet, zu verschlingen und trotzig gewillt, nie wieder herauszugeben, was dort verschlungen. Der unablässige Regen verdüsterte noch die Düsterkeit der Bergwüstenei, leckte und fraß, bespülte und unterwusch die ungangbaren Pfade. Felswände, senkrecht himmelanstrebende, standen so nah beieinander, daß sie sich zu berühren schienen, daß die unabsehbar tiefe, trennende Kluft zwischen ihnen zu einer bloßen Spalte im Gestein wurde, zu einem Riß, zu einer Ritze. Schmal klomm der Pfad an den Wänden empor zu Wolkenhöhen, und die Adler und Geier nisteten schwindeltief unter ihm.

Die Troßwagen und die sechs schweren Geschütze über Geröll und Schroffen und auf den schmalen Pfaden voranzubringen, war schier unmöglich. Und doch wurde das Unausführbare ausgeführt von den totonakischen Lastträgern, die auf ihre bürdegewohnten Schultern hoben, was sich nicht mehr rollen ließ. Manch einer freilich büßte es mit dem Leben, stürzte ab in die gaffende Tiefe.

Außer den tausend Tlamamas zogen auch totonakische Hilfstruppen, dreizehnhundert bewaffnete Krieger, mit den

Kastiliern nach Mexico. Die Anführer dieser Schar, vierzig hochadlige Kriegshäuptlinge, hatte sich Cortes vom dicken Kaziken als Ratgeber und Wegweiser ausgebeten, obgleich er sie in Wirklichkeit als Geiseln mithaben wollte. Unter ihnen die hervorragendsten Heerführer waren Mamexi, Tehuch, Tamalli und des bleichwangigen Hauptmanns Andrés de Tapia Schwiegervater Cuhextecatl.

Nach zweitägigem Klimmen erreichte das Heer die kleine Ortschaft Xalapa. Ein Lichtblick. Die Wolken hatten sich verteilt. Klare Aussicht auf die pinienverbrämten, unübersteiglichen Kämme und Kuppen im Westen. Rosig im Alpenglühen leuchtend das Schneekleid des Berges der Sterne, des Vulkans Citlal-Tepetl. Ein Abschiedsblick auf die Gefilde des Irdischen Paradieses, eine letzte Ahnung vom Lazurstreifen des Weltmeeres.

Und weiter westwärts kroch der Schlangendrachen. Die Bevölkerung einiger spärlich verstreuter Dörfer war den Totonaken freundlich gesinnt, bewirtete scheu-freundlich auch deren Freunde die weißen Götter. Cortes konnte predigen, in einigen der armseligen Dörfer sogar ein Holzkreuz errichten. Mehr zu tun, hinderte ihn die knappbemessene Zeit und der Widerstand des Paters Olmedo. Er solle nicht wieder in den Fehler von Sempoalla verfallen, warnte der Pater unablässig.

Und höher und höher klomm der Schlangendrachen, den Paß des erloschenen Vulkans Nahucampa-Tepetl empor, zwölftausend Fuß hoch. Von neuem zusammengeballt hatten sich die Wolken, nebelgleich wallend zogen sie unterhalb, oberhalb, neben und mit den Wandernden,

zogen dunstgestaltig zwischen ihnen hindurch. Der strömende Regen, mit dem zuerst das Heer in den Paß eingetreten war, verwandelte sich in der Höhenkälte allgemach zum Schneefall, wurde zum Schneesturm, raste und tobte schließlich als Schneeungewitter. Die gepeitschten Schneeflocken ritzten und verbrannten die Haut der Wandernden, schnitten, als wären sie splitterscharfe Hagelkörner. Unsäglich litten die Kastilier, wenngleich durch ihre Kleidung geschützt und von Europa her vertraut mit den Schrecken der Kälte. Die Indianer aber, verweichlicht in der wollüstigen Luft der Tierra caliente und nun mit ihren halbnackten Körpern aller Unbill des Eissturmes ausgesetzt, erlagen ihm widerstandslos. Dreißig Totonaken starben, erfroren im Schneeorkan.

16.

Drangsal und Mühsal fanden ein Ende, die erste Kordillere, die erste Bergkette war überwunden. Man befand sich in einem Hochtal. Eine gläserne, flirrend blaue Halbkugel dehnte sich der silberreine Himmel, stützte sich auf die weißen Kuppen der Sierra Madre. Die Luft war gebirgskühl, überklar und hart. Und von der rauhen, trutzhaften Schönheit der Landschaft war die neuartige Vegetation ein Spiegelbild. Die blaugrauen Riesenagaven glichen Urwelttieren, mit ausladenden, schwertscharfen Stachelpanzern bedeckt, die großen Kakteen nahmen teuflische, groteske Gestalten an, bewaffneten sich gegen jedermann, und die meisten Sträucher trugen ein Dornengewand. Aber auch Nadelhölzer, edelstolze Zedern

und Pinien wuchsen hier. Und in gehegten, gut bewässerten Feldern war Mais gepflanzt.

Als die Kastilier, von der Paßhöhe herabsteigend, die Hochebene erreichten, sahen sie eine größere aus dunkelgrünen Maisfeldern kalkweiß hervorblinkende Stadt vor sich liegen. Von den totonakischen Heerführern, die Cortes zu Rate zog, erfuhr er, daß die mit einer starken Mauer, Türmen und Wällen umgürtete Stadt Tlatlauhquitepec, der Rote Berg, hieß und eine mexikanische Trutzfeste war. Fünftausend mexikanische Krieger lagen in der Umgegend, meist zu zweien längs der königlichen Poststraße, um diese zu bewachen; doch befand sich nur eine kleine Garnison in der Zitadelle der Stadt. Zwei vorausgesandte Totonaken brachten weder die erbetene Zehrung noch eine Einladung von ihrem Botengang zurück. Unbekümmert zog das Heer in die Stadt ein und fand keinen Widerstand, freilich auch keine sonderlich freundliche Aufnahme. Karg bemessen war die Nahrung, auch für Tauschware kaum erhältlich. Ungebeten und ungeladen richteten sich die erschöpften Wanderer auf mehrere Erholungstage ein und hungerten inmitten der hängenden Gärten, Türme und strahlenden Paläste des Roten Berges.

Dreizehn Gotteshäuser hatte der Rote Berg und eine Schädel-Pyramide von ungeheuerer Höhe. Grellblank vom Sonnenlicht umglitzert, mit dunkel verschatteten Augen- und Mundhöhlen, lagen in einem der Vorhöfe des Haupttempels Schädel in solchen Mengen übereinander geschichtet, daß selbst die steile Tempel-Pyramide

klein daneben erschien. Bei einem Gang durch die Stadt besichtigten Cortes, Marina und Velázquez de León den großen Tempel und gelangten, die Tempelhöfe durchschreitend, zum Schädelberg. Sie fanden den schönen Namenlosen damit beschäftigt, die teils weiß gebleichten, teils bräunlich vergilbten Schädel zu zählen.

„Wieviel habt Ihr gezählt, Señor?" fragte Velázquez de León.

„Hunderttausend Schädel, Señor!" erwiderte der Namenlose. „Alle sauber aufeinandergeschichtet, alle gut erhalten in der ausdorrenden Sonne. Jeder einzelne trug einst ein Menschenschicksal. Und alle die Geschicke, Freuden und Leiden, schlechten und guten Taten hat die Sonne gesehen, und nichts, nichts hat die Sonne erhalten außer diesen Schädeln, diesen hunderttausend Schädeln!"

„Ihr wollt sagen: Myriaden ... Denn gezählt haben könnt Ihr sie doch nicht!" sagte Velázquez de León.

„Doch Señor! Die Geometrie lehrt uns das berechnen. Eher habe ich die Zahl zu niedrig gegriffen. Es sind mehr als hunderttausend Schädel."

„Ihr seid ein kampferprobter Soldat", sagte Cortes. „Doch mir scheint, Euch wollen sich die Augen feuchten ..."

„Ich schäme mich dessen nicht, Euer Gnaden!" sprach der Namenlose. „Ich liebe mein Handwerk. Aber ich mag nicht sehen, was Fahnen, Trophäen und Denkmäler zuhüllen. Die Schädelberge Europas liegen unter der Erde, unsichtbar."

„Sie sind vielleicht höher als diese ..." bemerkte

Velázquez de León. „Und schichtete man einen nur, er wäre dem Himmel näher als der Turm zu Babel oder der Citlal-Tepetl, der Berg der Sterne!"

Marina klammerte sich an den Arm ihres Herrn und Geliebten.

„Heilbringer!" flüsterte sie. „Mein Heimatland ächzt und sehnt dich herbei!"

17.

Der im Roten Berg residierende Fürst und Statthalter der mexikanischen Provinz Cuhetlaxtlan hieß Olintetl, der Rollende Stein. Er war ein großer Herr. In den weiten schattigen, von tropfenden Wasserbecken gekühlten Sälen seines schöngemeißelten Steinpalastes dienten ihm zweitausend Sklaven. Außer hundert Kebsweibern hatte er dreißig rechtmäßige Gattinnen. Mehr als zwanzigtausend Kriegshäuptlinge waren ihm untertan.

Da er Cortes weder begrüßt noch eingeladen hatte, lud sich Cortes am zweiten Tage selbst bei ihm ein. Ein kalter Wind, wie er im Hochtal wehte, wehte auch in dieser Stadt: der Empfang des Heeres war frostig gewesen. Doch noch zitterten in Cortes' Seele das Gespräch mit dem Namenlosen und die begeisterten Worte Marinas nach — durch mexikanischen Hochmut wollte sich sein Beglückungseifer nicht abschrecken lassen.

Mit den Feldobristen, Pater Olmedo, Marina und einer Leibwache betrat Cortes den Palast des Rollenden Steines. Nur der Hauptmann Alonso de Avila hatte sich ausgeschlossen unter dem Vorwande, er fühle sich unwohl; tatsächlich

aber, weil er den Anblick des strahlenden Alvarado und des bescheidenen Sandoval nicht ertrug. Denn aus gleichem Anlaß wie früher Alvarado, haßte er neuerdings Sandoval, seit Cortes, als er mit Escalante den Krankentransport nach Vera Cruz geleitete und zu den Schiffen des Garay ritt, mit Übergehung von Avila (der dem Dienstalter nach der älteste der Feldobristen war) zu seinen Stellvertretern Alvarado und den jugendlichen Sandoval ernannt hatte. Wortwechsel und Degenklirren waren die Folge gewesen; und wie das erstemal hatte bei der Rückkehr nach Sempoalla Cortes dem unwirschen Unruhstifter ernsthafte Vorstellungen machen müssen.

Auch der Dolmetscher Aguilar war nicht mitgekommen. Man konnte seiner entraten. Denn Marina sprach das Spanische bereits fließend. Sie hatte von den Blicken des Asketen, vom Überfall im Zelt und von der eklen Beichte nie ein Wort gesagt; aber Cortes war es nicht entgangen, daß ihr des Diakons Nähe Unbehagen verursachte.

Gering an Zahl war die den General-Kapitän begleitende Schar. Nicht gefahrlos war der Gang. Und alle, bis auf Marina, trugen sie stahlblanke Panzer und Waffen, sogar Pater Olmedo. Auch führte der Hauptmann Francisco de Lugo seine Dogge, den berühmten Becerrico, mit. Der galt ja in mexikanischen Landen für einen abgerichteten, unbesieglichen Puma.

18.

Am Palasteingang der stolze Torhüter, eingeschüchtert und verwirrt — wenn auch mehr durch das abgerichtete Raubtier als durch den Anblick der Weißen und ihrer wunderschönen Begleiterin — eilte ab, sie anzumelden. Sie wurden nicht abgewiesen. Der Rollende Stein ließ sich herbei, sie zu empfangen. Vielleicht nur, um zu zeigen, daß ein Mexikaner auch vor abgerichteten Raubtieren nicht zittert.

Im großen Saal der Botschaften, umgeben von den Großen seines Landes, empfing der hakennasige, ältliche Fürst die Gäste stehend, ging Cortes einige Schritte entgegen. Hoch und dürr, glich er durchaus nicht dem dicken Kaziken, ließ sich aber trotzdem von zwei Sklaven unter den Armen stützen. Das verlangte sein hoher Stand.

Mit lässiger Handbewegung wies er den Kastiliern niedrige Schemel zum Niederhocken an, während er selbst auf einem Thronsessel unter einem farbleuchtenden Baldachin Platz nahm.

Wer sie seien? Was sie wollten?

Marina gab ihm Auskunft: diese großen Krieger seien die weißen Götter, die ausgezogen waren aus dem Reich der Morgensonne, den Völkern Anahuacs Glück, Befreiung und Gerechtigkeit zu bringen.

Was das wäre: weiße Götter? Er habe nie von weißen Göttern gehört.

Marina übersetzte Cortes die verblüffende Antwort. Jedes Kind in Mexico wußte von den weißen Göttern.

Aber dieser Statthalter hatte nichts gehört. Und er blieb dabei. Da war nichts zu machen.

Lugo kniff den Becerrico in den Schwanz, und der Hund knurrte grimmig. Der Rollende Stein musterte das Tier mit gleichgültigem Blick, ohne jegliche Neugier; und er wiederholte: von den weißen Göttern habe er nie gehört. Aber Glück und Gerechtigkeit brauchten sie diesen Ländern nicht zu bringen; — dem Meere bringe man kein Wasser!

Ein großer Herr! dachten die Kastilier. Und Cortes ließ ihn durch Marina ausforschen:

Ob dies reiche Land und die Stadt mit den prangenden Tempeln, Türmen und Palästen sein eigen sei? Ob er ein Bundesgenosse oder ein Lehnsfürst des Königs von Mexico sei?

Über das bartlose, längliche, gutgeschnittene Bonzengesicht des Statthalters glitt ein verächtliches Lächeln.

„Wer lebt auf der Erde, der nicht ein Knecht des großen Montezuma ist?" fragte der Rollende Stein.

Ihm wurde geantwortet, jenseit des Meeres wohne ein weit größerer Machthaber, dem von Gott die Herrschaft über alle Könige der Welt verliehen sei. Und Könige, die gewaltiger seien als Montezuma, dienten ihm. Wieviel mehr schulde er, der ja nur Statthalter einer kleinen Provinz sei, dem Herrn jenseit des Meeres Gehorsam. Und den müsse er beweisen durch reiche Geschenke an Edelsteinen und Gold.

„Gold achte ich gering und besitze keines. Geschenke aber sollt ihr haben, wenn mir Montezuma befiehlt, euch

zu beschenken!" sagte der Rollende Stein mit einem stahlharten Blick seiner kleinen, stechenden, etwas schief gestellten Augen.

Marina übersetzte es, und Lugo bemerkte leise:

„Der spricht von Geschenken, wie wenn er den Tod auf einem seiner Bluttempel meinte! . . ."

„Das ist kein Schwächling!" murmelte Ordás mit unverhohlener Bewunderung.

Und Cristóbal de Olid flüsterte Tapia ins Ohr:

„Wir täten klüger, den Mann nicht zu reizen. Die Leute hier sind keine Totonaken . . ."

19.

Auch Cortes hielt es für klüger, die Mißachtung des Goldes nicht in Frage zu ziehen und wechselte leichtblütig und gewandt das Gespräch. Marina mußte den Mexikaner auffordern, ihnen ein Bild von der Macht Montezumas zu entwerfen.

Hatte vordem Cortes die Weltherrschaft des römischen Kaisers deutscher Nation mit allzu grellen Farben gemalt, so übertrumpfte ihn jetzt der Rollende Stein, indem er schlicht und wahrheitsgemäß die Gewalt Mexicos und des Colhuatecuhtli beschrieb. Es war keine Lüge, wenn er sagte, daß auf der Lagune und in den Kanälen Tenuchtitlans fünfzigtausend Boote schwammen. Es war keine Lüge, daß Montezuma dreißig Vasallen hatte, von denen jeder hunderttausend gutausgerüstete Krieger ins Feld stellen konnte. Es war keine Lüge, daß Montezuma jedes Jahr zwanzigtausend Kriegssklaven auf den Altären Tenuchtitlans

opfern ließ, in manchen Jahren sogar bis zu vierzigtausend. Hinreißend und doch ohne Übertreibung malte er die unvergleichlich herrliche Lage Tenuchtitlans mitten im Schilfsee, den Prunk seiner Paläste, den träumerischen Zauber seiner Wassergassen und Steinbrücken, die Haus mit Haus verbanden, das Menschengewimmel, das Völkergemisch, den Farbentaumel seines großen Marktplatzes, die Wolkenhöhe seiner edelsteinbeladenen Pyramiden. Uneinnehmbar die Stadt, da jedes Haus, mit Zinnen gekrönt, sich in eine Festung verwandeln ließ. Nur drei Zugänge habe die Stadt, drei breite Dämme, deren Steinmauerung in gewissen Abständen unterbrochen, durch Holzbrückenteile verbunden sei; und diese könnten — sollte Tenuchtitlan je in Gefahr schweben — als Ziehbrücken emporgehoben und entfernt werden. Wenn das aber geschähe, käme niemand nach Tenuchtitlan hinein — aber auch niemand aus Tenuchtitlan heraus! ...

Als Marina die Rede übersetzt hatte, saßen die Kastilier eine Weile kleinlaut da.

„Eine Mausefalle! ..." knirschte Olid.

Cortes wollte diese Stimmung und Verstimmung nicht aufkommen lassen.

„Je schwieriger das Wagnis, um so ruhmvoller wird es sein!" sprach er. Und seine Begleiter nickten zustimmend, schämten sich bereits ihrer Zagheit. Dem Statthalter aber ließ Cortes sagen:

„Eure Beschreibung von Mexico erhöht unser Verlangen, die schöne Stadt zu sehen!"

20.

Der Rollende Stein antwortete nichts. Er erhob sich von seinem Thron und ging mit festen Schritten auf den Hund Becerrico zu. Furchtlos streichelte er ihm den Kopf, klopfte ihm den Rücken. Und das sonst so bissige Tier ließ sich die Berührung gefallen, wedelte mit dem Schwanz. Das Erstaunen der Kastilier war grenzenlos. Der Rollende Stein sagte:

„Ich besitze einen abgerichteten Jaguar und weiß mit Raubtieren umzugehen. Soll ich den Jaguar rufen, daß die beiden hier vor dem Angesicht des Himmels und der Erde kämpfen, und wir sehen können, wer stärker ist: der Zahn des weißen Mannes oder die Kralle des roten?"

Ordás war für, die anderen Hauptleute waren gegen den Vorschlag. Der Hund war unentbehrlich, unersetzlich. Cortes ließ durch Marina entgegnen:

„Zahn und Kralle messen nur Feinde. Wir aber sind Freunde Montezumas."

21.

Der Rollende Stein lächelte.

„Hat der große Montezuma seine Freunde eingeladen, seine Freunde aufgefordert, die Stadt inmitten des Sees zu betreten?" fragte er mit kaum verhohlenem Hohn.

„Nein!" erhielt er zur Antwort. Cortes mochte den Stolzen nicht anlügen.

„Keiner von euch wird hinkommen, wenn ihr ungebeten hinzieht!" rief der Rollende Stein. „Auch euer Hund

nicht, denn hier zu Lande werden Hunde gegessen, werden getötet, auf daß sie den Toten Wegweiser seien im Walde der Nebelhölle!"

„Die Vorsehung hat uns hergeführt zu euren Schädelbergen", rief Cortes „und wird uns weiterführen bis nach Mexico, eure Menschenschlachtereien auszurotten und euch die neue Lehre zu bringen!"

Die mexikanischen Kriegshäuptlinge, die bisher regungslos den Thronsitz umstanden, verloren ihre steinerne Unbewegtheit, murrten mit blitzenden Augen. Der Rollende Stein wies sie streng zur Ruhe. Er fragte Marina:

„Was ist das — die neue Lehre?"

22.

Da predigte ihm Cortes das Evangelium. Und Marina übersetzte Satz für Satz, Wort für Wort. Dem Rollenden Stein entging keine Silbe — aufmerksam und doch völlig gleichgültig hörte er zu. Ein Weltmann, der das Gerede eines Schwachsinnigen aus Höflichkeit geduldig anhört; geringschätzig, doch nicht ohne Neugier. Aha! das also lehren diese armen Narren! Und er nickte teilnahmlos, als wäre ihm das alles nicht neu. Weltverbesserer! Nun ja, die gab es ja in mexikanischen Landen auch. Die Erde, die Blutfrau, soll kein Blut mehr trinken? — O ihr Schwärmer! Als ob die Welt ohne Kampf bestehen könne! Montezuma sollte Länder nicht mehr unterjochen, Völker nicht mehr knechten, keine Sklaven mehr opfern? — Ja, was denken sich diese Weißen, wovon soll denn Mexico leben? Und immer wieder nickte er stumm, lächelte ver-

ächtlich. Seine Götter wurden beschimpft — es erboste ihn nicht einmal, er nahm den begeisterten Prediger und Götterfeind nicht ernst.

Als Cortes mit der Vermahnung schloß: „So sage ich denn Euch, Rollender Stein, und euch anderen Kaziken, die ihr hier steht und die Botschaft der neuen Lehre gehört habt —: laßt ab von euren Opfergreueln, verzehrt das Fleisch eurer Nächsten nicht mehr, laßt ab von euren schändlichen Sodomitereien, denn so befiehlt es Unser Herr der Allmächtige Gott, der uns das Leben gibt und den Tod und nach dem Tode das Himmelreich" — als Cortes mit diesen historischen, von einem Chronisten überlieferten Schlußworten die feurige, allzu feurige Bekehrungsrede schloß, merkte er, daß er seine Kleinodien in einen Abgrund geworfen. Keinerlei Eindruck hatte er auf die dünkelhaften Mexikaner gemacht. Der Rollende Stein sagte zu Marina:

„Schau, meine Tochter, die weißen Männer wollen den Krieg durch den Krieg beseitigen — denn sie führen flammenspeiende Waffen, Hirschmenschen und abgerichtete Raubtiere mit sich. Sie wollen unsere Götter durch ihre Götter ersetzen. Montezuma soll keine Länder mehr erobern, damit sie Länder erobern können; Montezuma soll keine Völker knechten, damit sie Völker knechten können. Aber ein Krieg, der den Krieg ausrottet, ist nichts als ein neuer Krieg!"

Von sich aus antwortete ihm Marina:

„Die weißen Götter werden den Bewohnern Anahuacs Glück, Befreiung und Frieden bringen, die Tränen der

Witwen und Waisen trocknen und hindern, daß die Schädelberge höher wachsen!"

„Die Fremden werden an die Stelle alter Schädelberge neue Schädelberge setzen. Der Krieg ist unausrottbar. Als der Büßer Yappan den Krieg bedrohte, schickten ihm die Götter die Verführerin Ixcuinan; und weil Quetzalcoatl das Menschenschlachten verbot, mußte er, ein Flüchtling, davonziehen ins Land Tlillan-Tlapallan."

Dies sprach der Rollende Stein zu Marina. Dann bat er sie höflich, Cortes zu sagen: Für die Erklärung der neuen Lehre danke er ihm. Doch würden er und seine Vasallen von den Menschenopfern nur lassen, wenn der große Montezuma es befehle. Auch fürchte er, der große Montezuma werde ihm vielleicht grollen, weil er die Fremden in seinem Palaste geduldet und zugelassen, daß ihnen im Roten Berge Speise und Trank verabreicht wurden . . .

Es war eine höfliche und deutliche Hinausweisung. Cortes geriet in Wut. Zu den Hauptleuten gewandt, rief er:

„Gutwillig wollen diese Blutvergießer das Heil nicht empfangen, so sollen sie es denn mit einer Bluttaufe empfangen! Da Worte sie nicht bekehren, mag das Schwert sie bekehren! Laßt uns augenblicklich das heilige Kreuz in dieser Stadt errichten!"

Die Hauptleute scharten sich um ihn, bereit zum Äußersten. Und auch die Mexikaner waren zum Äußersten bereit. Von ihnen war die Herausforderung ergangen, und sie verstanden — ohne die Worte des weißen Anführers

zu verstehen —, daß die Herausforderung angenommen wurde. Ein Blutbad stand bevor.

23.

Da legte sich Pater Olmedo ins Mittel. Gewiß nicht aus Feigheit. Ein streitbarer, schwertbewaffneter Priester war dieser hünengroße Mönch vom Orden der Barmherzigen Brüder. Sein graugesprenkelter Wildermannsbart reichte ihm bis an den Gürtelstrick und verhüllte nicht den stahlblanken Panzer, den er über der Kutte trug. An einem silbernen Kettchen hing ein Silberkreuz über dem unteren Ende des langen Bartes, und wenn Olmedo ausschritt, pendelte das Silberkreuz zwischen seiner rechten und linken Schulter hin und her. Er sah das große Ziel durch Übereifer gefährdet und griff daher ein. Er hielt Cortes das Unvernünftige einer gewaltsamen Bekehrung vor, die hier schwieriger als in Sempoalla, vielleicht unausführbar sein werde — denn solche Kinder wie die Totonaken seien die Mexikaner nicht. Doch selbst wenn es gelänge — ob denn Cortes das Kreuz, das heilige Symbol, in einer nur äußerlich bekehrten Stadt zurücklassen wolle, damit es nach dem Abzug der Christen geschändet werde?

Während Pater Olmedo noch sprach, stürzte ein Sklave, der Verwahrer der Wohlgerüche, in den Saal, warf sich vor dem Rollenden Stein zu Boden, küßte ihm die Hände und flüsterte ihm hastig ins Ohr. Gesichtsausdruck und Haltung des hochmütigen Mexikaners verwandelten sich wundersam. Mit scheuen Blicken betrachtete er die Ka-

stilier. Leise erteilte er Befehle. Der Verwahrer der Wohlgerüche und mehrere Würdenträger entfernten sich.

24.

Und als der Pater mit mild-ernsten eindringlichen Worten erzielt hatte, daß die Hauptleute und Cortes und selbst Marina, die übereifrige Heilbringerin, ihm beipflichteten — traten, vom Vorsteher des Hauses der Teppiche und zwei anderen Hofbeamten hereingeführt, fünfzehn Diener und vier Sklavinnen in den Saal der Botschaften, und die Diener breiteten Cortes zu Füßen reiche Geschenke auf den steingetäfelten Boden hin: — buntgemusterte, mit Fransen versehene Mäntel, schöngewebte Hemden aus feinstem Leinen, Quetzalfederbandriemen, Halbedelsteine und vielen Goldschmuck, Goldstaub, Goldbarren und Goldbleche. Das höchste der Wunder aber war, daß der Rollende Stein die Gäste als weiße Götter und Söhne der Sonne bezeichnete und Marina ersuchte, den weißen Göttern zu sagen: er lege keinen Wert auf Gold, und da sich im Hause der Edelsteine noch etwas „Götterdreck" gefunden, gebe er es mit Freuden den Söhnen der Sonne zum Geschenk. Und entschuldigen möchten die weißen Götter, daß sich nicht mehr Götterdreck vorgefunden. Und er schenke den weißen Göttern die vier Sklavinnen, welche Brot für sie backen sollen, auch habe er angeordnet, daß dem Heer der weißen Götter reichlich Nahrungsmittel verabreicht würden. Und wünschten die Söhne der Sonne nach Westen zu ziehen, so wolle er ihnen gern Führer mitgeben. Doch rate er ihnen, den südlichen Weg zu

wählen über Cholula, die gastfreundliche, friedliche, heilige Stadt; — keinesfalls aber sollten sie durch Tlascala ziehen, denn die Tlascalteken seien die Feinde der Menschheit, seien blutrünstige Mörder, und ihr schluchtenreiches Land, wie geschaffen für Hinterhalte, sei eine Mördergrube.

Mit höflichem Dank für diese wertvolle Auskunft und die Geschenke verabschiedete sich Cortes. Er hinterließ etliche Glasperlen, kleine Spiegel und Taschenmesser als Gegengaben.

Da Marina die geflüsterten Worte des Verwahrers der Wohlgerüche nicht verstanden hatte, blieb die plötzliche Sinnesänderung des Rollenden Steines vorerst ein Rätsel.

25.

Das Rätsel löste sich, als Cortes mit seinem Stabe zum kastilischen Heer zurückkehrte, welches unter freiem Himmel auf dem geräumigsten Platze des Roten Berges kampierte (während das Feldlager der totonakischen Bundesgenossen sich außerhalb der Stadtmauern befand). Zwei benachbarte, den Totonaken befreundete Landschaften hatten Boten und Ehrengaben geschickt, um den Söhnen der Sonne Ehrfurcht zu bezeugen und stellten Hilfstruppen in Aussicht. Die Hauptstadt des einen dieser Gaue, das Weiße Mondgefilde genannt, lag eine Sonne westlich an der Straße nach Mexico. Das Heer wurde eingeladen, dort Aufenthalt zu nehmen.

Kaum hatte Cortes die neuen Bundesgenossen begrüßt, wurde ihm gemeldet, daß eine Gesandtschaft von Monte=

zuma eingetroffen sei und darum ersuche, unverzüglich vorgelassen zu werden.

Cortes ließ die Abgesandten Montezumas warten. In aller Ruhe besprach er mit den neuen Bundesgenossen, was zu besprechen war. Und nachdem er sie entlassen, legte er die kriegerische Kleidung, Panzer und Helm ab, staffierte sich mit seinem reichsten Staatskleid und einem Straußenfeder-Barett aus, umgab sich mit den Besten seines Heeres, ließ Geschütze neben sein Zelt auffahren und ließ das Innere des Zeltes in einen kleinen Thronsaal verwandeln.

Die Gesandten wurden durch die Lagergassen geführt, und als sie sich dem Zelte näherten, vor welchem die schwarze Sammetfahne — mit dem gestickten, von weißen und blauen Flammen umloderten Goldkreuz — wehte, trat Cortes aus dem Zelt, prunkend wie ein kleiner König in der Corona seines Gefolges.

Anführer der aus zwei jüngeren Neffen Montezumas und anderen hochangesehenen Mexikanern bestehenden Gesandtschaft war des Großkönigs schweigsamer Freund und Lebensretter Quauhpopoca, das Schwelende Holz. Auf dem Wege nach der Meeresküste — da er zum Statthalter des Ostens, zum Verweser der huaxtekischen Provinz an Stelle des im Sterben liegenden Staub-Aufwirblers ernannt worden war — kam er, Montezumas Dank für die Befreiung und Errettung des Herabstoßenden Adlers sowie Dankgeschenke zu überbringen. In die huaxtekische Provinz — sie grenzte unmittelbar nördlich an die Hafenstadt Vera Cruz und das Land Totonacapan — begleitete

ihn sein einziger Sohn, der Blitzende Schild, ein zwanzigjähriger Jüngling mit ernstem, edelgeformtem Indianergesicht.

Nicht zum erstenmal brachte das Schwelende Holz eine Botschaft und Gaben des Weltherrn ins Feldlager der Kastilier. Und wie damals an den moskitobedeckten Sanddünen war auch jetzt sein melancholisches Gesicht mit blauen Streifen bemalt.

Wohl entsann sich Cortes seiner und jenes auffällig kurzen Besuches, des Dünkels, der kränkenden Unnahbarkeit des Mexikaners. Und wie absichtlich umarmte er ihn; — der Mexikaner zuckte zurück vor der körperlichen Berührung, mußte sie sich jedoch gefallen lassen. Cortes behandelte ihn wie einen alten Bekannten, herablassend leutselig klopfte er ihm auf die Schulter. Die neuen Gaben Montezumas, von hundert Tlamamas herangeschleppt und auf Strohmatten ausgebreitet, glitzerten im Sonnenlicht — wenn auch nicht so überreich, so überhell flammend wie damals. Der Rechnungsführer Albornoz schätzte den Goldwert auf vierzigtausend Dublonen.

Aber außer Schulterdecken, Kolibrifedern, zwei jungen Jaguaren und Götterdreck schickte Montezuma diesmal auch Maiskuchen und fünf Sklaven. Feierlich sprach das Schwelende Holz:

„Euer Knecht Montezuma, der seinen Hof inmitten des Wassers hat, euer Knecht, der Edle Traurige, der am Seeufer wohnt, und euer Knecht, der Durch-Zauber-Verführende, der am Fuße der Berge herrscht, befahlen mir, euch zu sagen: vor Freude schwillt ihr Herz, weil

ihr, o ihr Söhne der Sonne, o ihr Gelbhaarigen, Anahuac aufsuchen wollt, das Land, wo euer Vorfahr, der weiße Gott, geherrscht hat, dessen Thron von Montezuma bereit gehalten wird für euch! Und vor Dank schwillt das Herz eures Knechtes Montezuma, weil sein Verwandter, der Herabstoßende Adler, Sohn des Königs Molch, befreit wurde durch euch, o ihr Söhne der Sonne, o ihr Gelbhaarigen! Euer Knecht Montezuma bittet euch, diese geringwertigen Kostbarkeiten anzunehmen als Dankesgaben. Und da euer Knecht Montezuma aus der großherzigen Errettung des Herabstoßenden Adlers ersehen hat, daß ihr wahrhaftig Söhne der Sonne seid, hat er den Gaben die Speise der Götter beigefügt —: Maiskuchen mit Menschenblut besprengt; und auch diese fünf Sklaven, auf daß die weißen Götter, wie auch die schwarzen Götter, ihren Durst an Menschenblut löschen können!"

Das Schwelende Holz wiederholte in diesen Sätzen wörtlich, was Montezuma ihm aufgetragen. Mit den schwarzen Göttern waren die Neger des kastilischen Heeres gemeint, von denen Montezuma Abbildungen besaß; hatte doch einst an den Sanddünen der Menschenmaler alles Sehenswerte des Feldlagers auf dem Hirschhaut-Pergament verzeichnet. Die Mitglieder der Gesandtschaft waren beauftragt, genau acht zu geben, wie die weißen Götter und die schwarzen Götter die ihnen dargebrachten Opfergaben aufnehmen würden, ob sie die Blutkuchen essen, ob sie das frische Menschenblut trinken würden. Denn daraus würde man schließen können, hatte Montezuma gesagt,

ob sie starke Herzen haben, ob sie wirklich Söhne der Sonne sind.

Durch Marina erfuhr nun das Schwelende Holz, daß die schwarzen Götter gar keine Götter seien, sondern Götterdiener. Fast noch mehr enttäuscht wurden die Mexikaner durch die weißen Götter. Mäntel, Edelfedern, rohe Edelsteine und Götterdreck nahmen sie an, sie verschmähten aber und verabscheuten die mit Menschenblut besprengten Kuchen, und den fünf Opfersklaven schenkten sie die Freiheit. Es war erwiesen — sie hatten keine starken Herzen!

Sich verabschiedend, erteilte das Schwelende Holz Cortes den Rat, über Cholula zu ziehen und Tlascala zu meiden.

26.

Und wieder ritt Don Diego de Ordás hundert Schritt dem Heer voraus, westwärts auf der Hochebene, durch ein Flußtal dann, dem Flusse entlang, an zahlreichen wohlhabenden Dörfern vorbei. Mittags wurde auf einer Wiese gerastet. Und als das Heer sich wieder in Bewegung setzte, entdeckte Juan Sedeño der Reiche, daß sein Grau-Füllen entlaufen war. Sedeños Stute hatte bei der Landung gefohlt; das war vor einem halben Jahr, zu Ostern, geschehen — seitdem war das Fohlen ein ganz stattlicher kleiner Renner geworden und hatte nun das Weite gesucht. Für Sedeño ein schwerer Schlag; ein fast noch schwererer für das gesamte Heer, welches nur siebzehn Pferde mitführte. Alvarado, dem Sedeño das

Mißgeschick als erstem mitgeteilt hatte, geriet in höchste Aufregung.

„Wißt Ihr, Señor, in welche Richtung es gelaufen ist? Oder glaubt Ihr, daß es von indianischen Buschkleppern gestohlen wurde?"

„Nein, nicht gestohlen . . ." stotterte Sedeño verwirrt. „Ich sah, es ist entlaufen. Es ist verhext worden!" rief er fast weinend.

„Narrenspossen! Von wem verhext?"

„Von La Medina!"

Seit dem Tanzabend im Indianerdorf ließ der reiche Sedeño der schüchternen Tänzerin keine Ruhe mit seinen Liebesanträgen. Immer und immer wieder hatte sie ihn abgewiesen. Jetzt haßte er sie.

„Unsinn!" sagte Alvarado. „Ihr selbst erzählt, es sei entlaufen. Also müßt Ihr doch gesehen haben, wohin es lief!"

Sedeño zeigte auf einen benachbarten Wald. Alvarado winkte die Amazone María de Estrada und die Reiter Domínguez und Lares heran, und sie galoppierten in den Wald. Nach einigem Suchen kamen sie zu einem Weideplatz. Ein Rudel Hirsche äste dort, das Grau-Fohlen stand zwischen den rötlich-grauen Hirschen, als gehörte es zu ihnen. Es trank am Euter einer Hirschkuh.

Die Reiter trennten sich, den Tieren die Flucht abzuschneiden. Doch die Herde hatte sie gewittert, stob plötzlich davon, verschwand im Unterholz. Auch das Fohlen. Die aussichtslose Verfolgung mußte aufgegeben werden.

„Mir ist, als hätte ich eine Rothaut im Dickicht gesehen", sagte María de Estrada.

„Kundschafter unseres Freundes Montezuma!" meinte Alvarado achselzuckend.

27.

Nach zehnstündigem Marsch näherte sich das Heer der Stadt Iztac-Meztitlan, das Weiße Mondgefilde, deren Bewohner, Freunde der Totonaken, tags zuvor Ehrengaben an Cortes gesandt hatten.

Das Angebot, das der Rollende Stein nach seiner plötzlichen Sinnesänderung Cortes gemacht, ihm Führer zur Verfügung zu stellen, war keine Höflichkeitsfloskel gewesen — er hatte tatsächlich zwanzig seiner Palastbeamten als Wegweiser für den Zug nach Anahuac mitgegeben. Diese Führer rieten nun Cortes, nicht durch das Weiße Mondgefilde zu ziehen, sondern einen nach Süden abzweigenden Weg einzuschlagen. Die totonakischen Kriegshäuptlinge Mameri, Tehuch, Tamalli und Cuhertecatl widersprachen, warnten vor den Ratschlägen der Bewohner des Roten Berges: die südliche Straße führe nach Cholula, dem hinterlistigen Cholula, der Vasallenstadt Mexicos; die nördliche Straße aber ginge geradewegs nach Tlascala, dem Lande des Blumenkrieges, dem Lande, das seit sechzig Jahren den Rosenkrieg mit dem Drei-Städte-Bund führte. Und sollten auch die Otomis zu den Waffen greifen, so sei die ehrliche Feindschaft Tlascalas der falschen Freundschaft Cholulas vorzuziehen.

Cortes vertraute den Totonaken und war auf der Hut vor den unerbetenen Ratschlägen der Mexikaner und Montezumas. Allzu beflissen hatten sowohl der Rollende Stein wie die Abgesandten Montezumas Tlascala angeschwärzt und die Friedlichkeit Cholulas gepriesen.

Nach kurzem Kriegsrat mit den Feldobristen entschied er sich endgültig für den Weg über Tlascala. Er beschloß, an den Rat der Alten in Tlascala Boten zu senden und vorerst im Weißen Mondgefilde die Antwort und Einladung abzuwarten.

Zu Boten wählte er den Kriegshäuptling Tehuch, der ein Vetter des dicken Kaziken war, und Cuhextecatl, den Schwiegervater des Hauptmanns Andrés de Tapia; außerdem noch zwei gut aussehende totonakische Speerwerfer. Durch den Notar und kaiserlichen Sekretarius Diego de Godoy ließ er einen Brief an den Freistaat Tlascala aufsetzen und Guillén de la Loa, den putzigen kleinen Schreiber des Garay, beauftragte er, das Schriftstück in pompöser, mächtig geschwungener Zierschrift auf Pergament zu schnörkeln. Da anzunehmen war, daß der Rat der Alten den Brief nicht werde entziffern können, wurden die Boten durch Marina instruiert, den Inhalt des Schreibens mündlich vorzutragen. Und Cortes gab ihnen außer diesem Brief auch noch eine venezianische Mütze aus dunkelgrünem Seiden-Sammet, einen Degen, eine Muskete und eine Armbrust als Ehrengeschenke an den Hohen Rat mit. Der Anblick der überlegenen Waffen sollte dem Rat der Alten die Überlegenheit und Unbesiegbarkeit der Söhne der Sonne zu bedenken geben.

Während die vier Boten nach Tlascala vorauseilten, zog das Heer in das Weiße Mondgefilde ein. Die anmutige Architektur und die überreichen Relief-Skulpturen des auf steiler Kuppe ragenden Kastells weckten die Bewunderung der Kastilier. Die freundlichen Bewohner des Weißen Mondgefildes empfingen an den Stadttoren die Einziehenden mit Weihrauch und Blumenspenden, hielten in großen Mengen Nahrungsmittel bereit, warnten vor Cholula und empfahlen den Weg über Tlascala.

28.

Tehuch und Cuhertecatl, wie auch ihre beiden Begleiter, hatten Gesandtenkleidung angelegt und waren von weitem schon als Sendlinge kenntlich. Zur Grenze Tlascalas gelangt, wurden sie als Boten ehrerbietig von den Grenzwächtern behandelt, durch ein Tor der Großen Mauer eingelassen, und nach der — wie das Land — Tlascala genannten Hauptstadt eskortiert. Man führte sie in den großen Tecpan, wo die Sitzungen des Hohen Rates stattfanden, und reichte ihnen Speise und Trank dar. Vollzählig versammelte sich der Rat der Alten, setzte sich feierlich auf die hundert kurulischen Stühle nieder, die Botschaft der weißen Götter entgegenzunehmen. Die Boten wurden in den Saal der Botschaften geführt, wurden willkommen geheißen und gefragt, was sie brächten. Da übergaben sie das dunkelgrüne Sammet-Barett, den Degen, die Muskete und die Armbrust. Stehend vor der thronenden Ratsversammlung begann Tehuch so zu reden:

„O ihr hochmächtigen Väter, o ihr hochedlen Herren, mögen die Götter euch Sieg über eure Feinde verleihen! Die Mexikaner sind eure Erbfeinde, und sie sind auch die Feinde und Bedrücker der Totonaken. Darum gibt das Volk der Totonaken durch unseren Mund euch Kunde von den Enkeln Unseres Herrn Quetzalcoatl, den weißen Göttern, den Söhnen der Sonne, die über das Meer des Himmels aus einem fernen östlichen Reich herübergekommen sind in großen Wasserhäusern und gelandet sind an der Küste unweit der Stadt Sempoalla, das Kreuz aufrichtend, das Wahrzeichen Unseres Herrn Quetzalcoatl. Sie haben jenseit des Himmelswassers erfahren von der Unmenschlichkeit, der Ländergier, der Blutgier der Mexikaner. Und darum hat ihr Fürst, der große König des Ostens, sie ausgesandt, daß sie die Völker befreien, auch euch Tlascalteken befreien von der Gewaltherrschaft Montezumas und vom Blutdurst der falschen Götter Anahuacs, welche einst Unseren Herrn Quetzalcoatl, den weißen Gott, den Kreuzträger, hinweggetrieben haben ins Land Tlillan-Tlapallan. Sie, seine Enkel, bitten um freien Durchzug durch euer Land und senden euch diesen Brief, diesen Kopfschmuck und diese Waffen. Mögt ihr daran erkennen, wie erfinderisch, mutig und unbesieglich sie sind, und mögt ihr wie Brüder an ihrer Seite fechten gegen das mörderische, blutrünstige Mexico, bis sie euch erlösen, wie sie uns von der Knechtung Montezumas erlöst haben. Tut ihr das aber nicht, so wißt ihr selbst, o ihr hochmächtigen Väter, ihr edeln Herren, daß Mexico nie ablassen wird, euch zu bedrohen und zu drangsalen."

Stumm nahm die hundertköpfige Versammlung die Rede auf. Keine Äußerung, weder des Mißfallens noch des Beifalls, wurde laut. Die Geschenke gingen von Hand zu Hand, wurden mit Befremden betrachtet. Da erhob sich einer der vier Tetrarchen des Landes, der angesehene alte Maxixca — das Offene Gesicht — und sprach:

„O ihr Götterboten, ihr tapferen Krieger! Wir haben gehört, wir haben vernommen, was euer Mund geredet hat, was Euer Mund verkündet hat vor dem Angesicht des Hohen Rates. Haben die Söhne der Sonne euch Beistand geleistet, haben sie euch befreit von der schwerlastenden Hand Montezumas? Wir freuen uns darob und wir danken dem großen weißen Gott für seine Gaben. Geht, ruht euch aus, denn weite Wege seid ihr gegangen. Der Hohe Rat aber wird Entschluß fassen, welche Antwort er erteilen will!"

Darauf wurden Tehuch, Cuhextecatl und ihre Begleiter aus dem Beratungssaal hinausgeführt.

29.

Das Volk der Tlascalteken setzte sich zusammen aus vier Stämmen, welche gesondert in vier Landschaften wohnten und die Namen führten: Die-auf-den-Bergen, Die-unter-den-Pinien, Die-auf-der-Kalkerde und Die-im-Regenlande. Auch in der Stadt Tlascala besaß und bewohnte jeder dieser Stammverbände ein Stadtviertel. Im Lauf der Jahrhunderte hatten sich die vier Stammverbände in viele Unterstämme gespalten, und sämtliche Unterstämme waren im Hohen Rat vertreten. Die Leitung der Staats-

geschäfte aber lag in den Händen von vier Fürsten, Oberhäuptern der vier Hauptstämme. Damals hatten Die-auf-den-Bergen den Häuptling Maxixca, das Offene Gesicht, zum Oberhaupt; Die-auf-der-Kalkerde den hundertjährigen Xicotencatl, die Sammelnde Biene; Die-im-Regenlande Uhexolotzin, den Truthahn, und Die-unter-den-Pinien Chimalpopoca, den Rauchenden Schild.

Die Eintracht des Rates der Alten hatte in letzter Zeit eine Trübung erfahren, seit die beiden einflußreichsten Stammes-Oberhäupter — das Offene Gesicht und die Sammelnde Biene — in Zwist geraten waren. Die Ursache dieses Zwistes war in hohem Grade seltsam.

30.

Die Söhne des hundertjährigen, blinden Xicotencatl hatte der Rosenkrieg hingerafft. Am Leben war nur noch ein Enkel, seines jüngsten Sohnes Sohn. Dieser hieß Xicotencatl Xocoyotzin, d. h. Xicotenca der Jüngere, und führte den Beinamen Axayacatl, Kriegsmaske. Ein hochgewachsener, stählerner, mit Wundmalen bedeckter und auffallend schöner Indianer war er, unbändig stolz, ungezügelt in seinen Leidenschaften, wild und gutherzig, treulos und treu zugleich. Kaum dreißig Jahre alt, war er bereits Vorsteher des Hauses der Speere und hatte den Oberbefehl über die Hälfte der tlascaltekischen Truppenmacht. Er bewohnte seinen eigenen Steinpalast. Seinem Reichtum und hohen Rang entsprach die schier unermeßliche Zahl seiner Sklaven und die Größe seines Frauenhauses. Er besaß an die fünfzig Gattinnen.

Vor drei Jahren war ihm in den Gassen Tlascalas ein ärmlich gekleidetes Mädchen begegnet. Gebannt, erschüttert war er von ihrem Anblick, kein irdisches Wesen, eine verlarvte, in Lumpen gehüllte Göttin schien sie ihm. Sofort schickte er ihr einen seiner Sklaven nach, ließ sie nach ihrem Namen, ihrer Herkunft fragen. Sie hieß Tiça-Papalotl, Kreideschmetterling. Obgleich sie von niederem Stand, Knüpferin von Blumenmosaik und Tochter eines Amol-Chiuhqui, eines Seifensieders, war, erbat er sich die Vierzehnjährige von ihren Eltern, machte er sie zu seiner rechtmäßigen Gattin. Und er räumte ihr einen Flügel seines Palastes ein, schenkte ihr Sklavinnen — Fächerträgerinnen, Sandalenbinderinnen, Haarkämmerinnen, Girlandenflechterinnen — und behängte sie mit Juwelen. War ihre überschlanke, knabenhafte Anmut, ihres immer schneeweiß geschminkten Gesichtes Schönheit ohne alles Maß — seine Liebe war es auch. Doch der Blumenkrieg zwang ihn, Abschied zu nehmen von Kreideschmetterling, fortzuziehen in den Kampf gegen die Heerscharen Mexicos, in jene Schlachten, welche dem jugendlichen Menschen-Fänger — dem ältesten Sohn Montezumas — den Tod und dem Irdenen Krug die Knechtschaft bringen sollten.

Ein Jahr lang focht Prinz Kriegsmaske an der Großen Mauer. Als Triumphator kehrte er heim nach Tlascala, sehnsuchtverzehrt nach Kreideschmetterling. Da entdeckte er, daß zwei seiner Frauen schwanger waren — und von ihm, der länger als ein Jahr in der Ferne geweilt, konnten sie nicht schwanger sein. Sie hatten ihr Leben verwirkt,

waren der Lustgöttin, der Straferin verfallen, die als Frosch mit blutigem Maul verehrt wurde —: „denn die Liebe frißt und verschlingt alles . . .“ Ein unerhörter Schimpf war Prinz Kriegsmaske angetan. Rasend vor Wut ließ er sie einkerkern, ordnete eine strenge Untersuchung an. Da kam ans Licht, daß Kreideschmetterling, seine Lieblingsgattin, halb Knabe, halb Mädchen war. Mitten unter den Frauen lebend, hatte — während seiner einjährigen Abwesenheit — das unselige Zwitterwesen sich in die zwei schönsten der Frauen verliebt und sie zur Sünde verleitet. Als Prinz Kriegsmaske dessen inne wurde, erließ er den Schwangeren die Todesstrafe, war er es doch selbst gewesen, der die Knäbin in ihre Mitte gebracht; er trennte sich von ihnen, verschenkte sie, verheiratete sie an Untergebene. Grausame Strafe aber erwartete den Hermafroditen. Völlig nackt wurde Kreideschmetterling durch die Straßen Tlascalas, durch die höhnende Volksmenge geführt. Auf einer Opferterrasse wurde ihm mit scharfem Obsidianmesser die linke Bauchseite aufgeschnitten, so daß die Eingeweide herausquollen, und dann mußte das arme Wesen, die eigenen blutigen Gedärme mit der Hand haltend, laufen — mußte versuchen, der verfolgenden Volksmenge zu entlaufen. Gelang es dem Sträfling, den Verfolgern zu entkommen, so war er frei und fortan unantastbar — das schrieb uralter Brauch, altheiliges Strafgesetz vor. Doch noch nie hatte sich ein Sträfling retten können, alljeder war bisher zusammengebrochen, eingeholt, gesteinigt worden.

Auch Kreideschmetterling wäre es so ergangen, hätte

sich nicht während seines Todeslaufs ein Palasttor geöffnet, in das er hineinflüchten konnte. Der Volksmenge wurde der Eintritt verwehrt. Kreideschmetterling war gerettet. Der Mann, der ihn gerettet, der Besitzer des Palastes, war Piltecatl, Neffe des Maxixca und Oberfeldherr von gleich hohem Rang wie Prinz Kriegsmaske

31.

Seitdem waren die Familien Maxixca und Xicotenca verfeindet. Piltecatl verweigerte die Herausgabe des Hermafroditen. Und Prinz Kriegsmaske ließ nicht ab, ihn zurückzufordern. Nicht, daß er ihn noch hätte töten oder sonstwie strafen wollen; — nach der geglückten Flucht war ja Kreideschmetterling unantastbar. Aber wunderbarerweise wurde Prinz Kriegsmaske jetzt mehr denn je von Liebe, Sehnsucht und Eifersucht verzehrt. Unerträglich war ihm der Gedanke, daß sein Rival Piltecatl das überirdisch schöne Zwitterwesen gesund pflegen und hegen und durch Geschenke an sich fesseln konnte.

Der Streit der Familien griff über auf die Stämme. Die-im-Regenlande — meist der Kriegerkaste angehörig — hielten zu den Xicotencas; Die-unter-den-Pinien — in der Mehrzahl friedfertige Kaufleute — scharten sich um die Maxixcas. Zu offenen Feindseligkeiten kam es zwar nicht, doch das Land war in zwei Hälften zerrissen, der Nachbar traute dem Nachbar nicht mehr, der Freund nicht dem Freunde. Die einflußreichen verständigen Oberhäupter gerieten beim Versuch, den Streit aus der Welt zu schaffen, selber in Zwist. Das hatte nunmehr zur

Folge, daß im Rat der Alten jeder Vorschlag der einen Partei von der anderen Partei mißbilligt und bekämpft wurde.

Als daher, nachdem die totonakischen Gesandten den Saal verlassen hatten, das Offene Gesicht ausführte: nicht nur die Empfehlung der Feinde ihres Erzfeindes, auch die vielen Vorzeichen der letzten Jahrzehnte machten es glaubhaft, daß die in alten Bilderschriften geweissagte Wiederkehr bärtiger, weißhäuptiger Sonnensöhne nach Anahuac zur Wahrheit geworden und daß die Zeit der Befreiung der Völker und des Strafgerichts über Montezuma nahe gerückt sei; darum er es für ratsam erachte, diese Fremden, da sie doch Beistand gegen Mexico anböten und, wie ihre Taten und Waffen zeigten, eher Götter als Menschen zu sein schienen, freundlich nach Tlascala einzulassen und nicht abzuwarten, daß sie sich den Zutritt erzwängen, — als in einer klugbedachten und schöngefügten Rede das Offene Gesicht dies ausführte, erhob sich der erblindete hundertjährige Führer der Gegenpartei, die Sammelnde Biene, und widersprach leidenschaftlich. Dabei brachte er (wenn man den Chronisten glauben darf) höchst merkwürdige Vermutungen über die Entstehung der weißen Götter vor. Er sagte:

„O ihr hochmächtigen Väter, o ihr edlen Herren, möge Ypalnemoa — Er, durch den alles geschieht — unseren Sinn erleuchten, unseren Sinn lenken, auf daß wir Tlascala, unser aller Mutter, nicht schlechte Söhne seien! Wer sind diese Fremden? Was werden sie uns bringen? Wir wissen es nicht. Wir kennen die Zukunft

nicht. Doch das wissen wir, daß die Vergangenheit Tlascalas, unserer Mutter, ruhmvoll war; und nicht würdig der großen Vergangenheit Tlascalas dünkt es mich, wenn wir überschnell, wenn wir allzu dienstbereit den Fremden die Tore öffnen. Von alten Weissagungen hat man uns erzählt — doch Weissagungen haben oft schon getrogen. Sind die Berichte wahr, daß diese Fremdlinge sich von Gold ernähren und mit großen Hirschen einherziehen, so scheinen sie mir nicht Menschen zu sein, sondern Ungeheuer, dem Schaume des Meeres entstiegen oder vielmehr ausgespien vom Meer, das sie in seinem Innern nicht mehr bergen wollte. Darum ist mein Rat: laßt uns ihnen bewaffnet entgegenziehen, eingedenk unserer Vergangenheit, unserer Götter, unserer Heimaterde, unserer Weiber und Kinder; laßt uns ihnen den Eintritt wehren. Nur so können wir erfahren, ob sie Menschen sind. Besiegen sie uns, die wir unbesieglich waren bisher, so sind sie die weißen Götter, die Vorausverkündeten. Dann bleibt uns immer noch Zeit, mit ihnen Freundschaft zu schließen und Bundesgenossenschaft gegen Montezuma!"

Die Rede der Sammelnden Biene machte tiefen Eindruck auf die Versammlung, überzeugte indes die Gegenpartei nicht. Das Wort ergriffen noch der Rauchende Schild, der Truthahn und viele Häupter der Unterstämme. Zu einem Ergebnis führte die Beratung an diesem Tage nicht.

32.

Im Weißen Mondgefilde wartete Cortes mehrere Tage vergebens auf eine Antwort aus Tlascala. Die sehnlich erhoffte Einladung blieb aus, auch kehrten die totonakischen Boten nicht zurück. Am vierten Tage traf eine Gesandtschaft aus Cholula im Weißen Mondgefilde ein.

Der Gewandtheit des Tempel-Fegers war es gelungen, die heilige Stadt für den Plan Montezumas zu gewinnen. Mit gewohntem Geschick hatte er seinen Auftrag ausgeführt, hatte den Cholulteken nahegelegt, daß es ein verdienstvolles Werk sein würde, die Fremdlinge in die Stadt zu locken und niederzumachen. Mit den zwei goldenen Trommeln hatte er die beiden Priesterkönige, mit kostbaren Kotingafedern den Hohen Rat bestochen. Und nun sandte die Stadt eine Einladung an die weißen Götter. Der neunzehnjährige Sohn des einen der Priesterkönige war der Gesandtschaft beigegeben, um ihr mehr Ansehen und Gewicht zu verleihen.

Durch Marina ließ Cortes den Cholulteken auseinandersetzen, daß er in Tlascala erwartet werde und daher den Weg über Cholula nicht nehmen könne.

„O Malinzin! o Göttin!" sagte der junge Königssohn; „die Quechol-Vögel erwarten dich; du aber willst ihren Gesang nicht hören, du Goldreiftragende, du Göttin!"

Marina übersetzte den Satz erst, als Cortes danach fragte. Velázquez de León bemerkte ärgerlich:

„Dieser Königsknabe hat sich in Marina verliebt! Er verschlingt sie ja mit seinen Augen! . . ."

Die Feldobristen lachten. Cortes, der einen feineren

Spürsinn hatte; warf ihm einen erstaunten Blick zu. Was er über den Königssohn ausgesagt, hatte er über sich selbst ausgesagt. Velázquez de León liebte Marina und wußte es selbst nicht.

Die Enttäuschung der Gesandten war unverkennbar. In eine ungeheuchelte Betrübnis versetzte sie die Absage. Einen späteren Besuch der heiligen Stadt, um den sie nunmehr baten, stellte Cortes, ihnen zum Trost, in Aussicht und lud sie zu einem solennen Mittagsmahl ein. Juan Varela, der Oberkoch und Tafelmeister des Cortes, durfte mit seinen Künsten Staat machen, war ihm doch der Wink erteilt worden, nicht zu geizen.

Zum Festessen erschien der Königssohn mit einem Blumenstrauß, gewunden aus tausend gelben, grünen und lila Orchideen. Mehrere Sklaven schleppten den Riesenstrauß, legten ihn Marina vor die Füße. An der Festtafel saß der Königssohn zwischen Cortes und Marina.

„O Göttin, o Zauberfürstin! Wie komme ich in das blumenreiche, in das glückselige Land, wo es keine Sehnsucht und keine Trauer mehr gibt? ..." flüsterte der Königssohn. Und er knetete auf dem Teller Kugeln aus den Speisen und steckte die Kugeln Marina in den Mund.

Mit feinem Humor trank Cortes Velázquez de León zu, der ihm gegenüber saß und einen roten Kopf bekam. Und ihm zublinzelnd, sprach Cortes von der Erobrerin, la conquistadora. Als aber der Königssohn die erhitzenden Weine Alicante und Pedro Ximenes gekostet hatte und den Arm um den Nacken seiner Göttin legte,

sprang Velázquez de León von seinem Sitz empor und zog den Degen. Mit überlegenem Spott bat ihn Cortes, mit seinem Rapier keine Hirschbraten zu zerlegen, da dies Sache des Tafelmeisters sei, und er ersuchte ihn, sich still zu verhalten. Den erschreckten Gesandten aber ließ er durch Marina mitteilen, bei den Gastmahlen der weißen Götter wären solche Waffenübungen Sitte und hätten den Zweck, die Söhne der Sonne auch in Stunden des Genusses an ihre Kampfziele zu gemahnen. Mit scheuen Mienen nahmen die Cholulteken hiervon Kenntnis.

Als Velázquez de León seinen Degen eingesteckt und wieder Platz genommen, sagte ihm Cortes:

„Bedenkt, daß es uns von Nutzen sein kann, wenn wir Freunde in Cholula haben! . ."

33.

Und wieder kroch der lange Schlangendrachen westwärts.

Die nach Tlascala entsandten Boten waren ins Weiße Mondgefilde nicht zurückgekehrt. Vier Tage lang waren sie umsonst erwartet worden. Schließlich hatte Cortes Befehl zum Aufbruch gegeben. Tehuch und Cuhextecatl mußten ja, zurückkehrend, dem Heer entgegenkommen. Immerhin war ihr Ausbleiben rätselvoll und konnte als übles Zeichen gedeutet werden. Es wurde angeordnet, daß die Soldaten nur bewaffnet schlafen sollten.

Rechts und links vom Wege funkelten zuweilen schwarzglänzende Augen im Dickicht. Solche Augen hatte ja schon die Amazone María de Estrada im Gebüsch gesehen, als

das entlaufene Fohlen des reichen Sedeño bei der Hirsch-herde gefunden wurde. Nicht getäuscht hatte sie sich; ihre Beobachtung wurde jetzt von vielen bestätigt. Und andere höchst seltsame Beobachtungen wurden gemacht. Es fanden sich dünne Fäden über die Straße gespannt; zuweilen fünf, zuweilen zehn solcher bunten Fäden und alle eigenartig verknotet und daneben Papierstreifen und Papierfähnchen. Sträucher standen am Wege, behängt mit Fäden und Papierstreifen; und man kam durch einen Fichtenwald, der wie übersponnen war von so verknoteten Zauberfäden und Papierfetzen.

Das Heer wurde verfolgt, wurde begleitet von Zauberern. Und diese Zauberer waren ausgesandt, den weißen Göttern die Straße zu verlegen, sie zu hemmen, sie der Kraft zu berauben, sie zu vernichten; waren ausgesandt von Monte-zuma, der bereits Nachricht erhalten hatte, daß die Söhne der Sonne die Einladung nach Cholula ausgeschlagen. Ein aztekischer Chronist hat später berichtet, wie die Zauberer den Auftrag Montezumas ausführten: „Sie begannen sich zu verteilen," schrieb er, „schritten überaus heimlich — die einen in der einen, die anderen in der anderen Richtung — vor, so daß das christliche Heer in ihrer Mitte war. Und es sagten diejenigen unter den Zauberern, die sich in reißende Tiere zu verwandeln pflegen —: wir wollen unser möglichstes tun, und wenn das nicht genügt, wollen wir ihnen die Herzen essen! Und als sie an sie herankamen, war ihre Mühe umsonst. Und da sie ihnen nicht schaden konnten, glaubten sie, die Herzen der Christen enthielten nur Dunst und Rauch, ja, sie meinten, die Christen hätten

gar keine Herzen. Unter den Zauberern waren solche, die sich in Giftschlangen und Skorpione verwandelten; aber auch diese vermochten ihnen nicht zu schaden. Ferner gab es welche, die den Unterleib und die Waden essen; sie vermochten ebensowenig auszurichten und meinten, die Christen hätten keinen Unterleib und keine Waden. Und schließlich waren da auch die Zauberer, die mit Träumen behexen und die Berückten auf Bergabhänge tragen, um sie hinabzustürzen; doch alle Nächte fanden sie das Heer von Wachen umstellt — während ein Teil der Christen schlief, wachte der andere — und der Schildwachen wegen konnten sie ihnen nicht schaden. Und sie alle sagten: versuchen wir es noch vier Nächte! Und als sie es die vier Nächte, ohne schaden zu können, versucht hatten, sprachen sie: laßt uns zu unserem König gehen, ihm sagen, wie wir alle unsere Kräfte aufgewandt haben, doch ihnen nicht haben schaden können! ..."

So berichtet der aztekische Chronist

34.

An einem bleichklaren Herbstmorgen erreichte das Heer die Große Mauer. Vor den baß verwunderten Augen der Kastilier tauchte eins der Weltwunder empor. Aus der Ferne gesehen, glich es einem rötlich gelben Band, einem unabreißbaren Band, aus dem Himmel auf die Landschaft niedergefallen und wellig angeschmiegt an Berg und Tal, an Fluren und Hügel, Gefels und Wildschluchten. Selbst über einem Fluß hing das Band, überschwebte ihn als steinerne Brücke so flach, daß kein Boot

sie hätte unterfahren können. Das unfaßliche Dasein der endlosen Mauer offenbarte sich in seiner ganzen Rätselhaftigkeit erst, als das Heer nahe genug gekommen war, die Einzelheiten des Baues zu unterscheiden. Riesenquadern ohne Kalk und Mörtel aneinandergefügt. Ein Cyklopenbau. Zwanzig Fuß breit, neun Fuß hoch, und durchgehends mit einem Zinnenkranz äußerst starker Brustwehren geziert. Nicht von Menschenhand schien der Bau gefügt. Gänzlich unwahrscheinlich und doch erdrückend, bedrückend durch seine Existenz.

Cortes winkte einige der Totonakenhäuptlinge herbei und fragte sie über den Ursprung der Mauer aus; was Tlascala wohl veranlaßt haben mochte, eine solche Schutzwehr zu errichten. Die Häuptlinge mußten weit ausholen, diese Frage zu beantworten. Sie erzählten wie Tlascala von Mexico umzingelt, von der Außenwelt abgeschlossen, zur belagerten Festung gemacht wurde; wie Tlascala lernen mußte, auf Papageienfedern, Kakao, Baumwolle, ja sogar auf Salz zu verzichten; wie Tlascala, als der sechzigjährige Krieg begann, aus Notwehr sich gezwungen sah, die Große Mauer zu erbauen; wie im Rosenkrieg, dessen Regeln der Herr des Fastens aufstellte, der Lieblingssohn Montezumas umkam und die Rache Montezumas, der Ansturm der mexikanischen Heerscharen, an der Großen Mauer zerschellte.

Manches, was die Häuptlinge erzählten, wußte Cortes schon durch Marina. Doch zum erstenmal übersah er den Fluß des Geschehens. Und ihn erstaunte das Schicksalhafte im langwährenden Haß zwischen Tlascala und

Mexico. Es machte ihn nachdenklich, hoffnungsreich und hoffnungsarm. Marina, die seine alpbeschwerten Gedanken witterte, sagte:

„Den Rosenkrieg hat Gott geschaffen, diesen Völkern und uns zum Heil! Gott stillt Blut mit Blut!"

„Die Mauer, die dieses Volk beschirmt, ist nicht aus Stein!"

„Auch in jene Mauer werden wir eindringen, wenn ihre Tore so unbewacht sind wie dieses!" rief Marina begeistert und begeisternd.

Und hellseherisch wahr hatte Marina gesprochen. Das eine Tor der Mauer war wunderbarerweise an diesem Tage nicht bewacht.

35.

Nur einige wenige Tore — viele Meilen voneinander entfernt — hatte die Große Mauer. In den turmartig aufragenden Toren bildeten zwei verschlungen im Bogen geführte Gassen den Eingang. So schmal waren die Gassen, daß eindringende Feinde Mann für Mann gegen die Verteidiger kämpfen mußten. Die außerhalb der Mauer Stehenden konnten indes nicht wissen, ob Verteidiger sie erwarteten oder nicht. Die zwanzig Palastbeamten des Rollenden Steines warnten, erboten sich, einen um die Mauer führenden Weg zu zeigen. Die Totonaken aber rieten, den Durchgang durch das Tor zu wagen.

Cortes ließ sich von Cristóbal del Corral, seinem ersten Fahnenträger, die schwarze Standarte mit dem flammen-

umloderten Kreuz reichen. Sie hoch emporhaltend und schwenkend, rief er dem Heere zu:

„Vorwärts Soldaten! Das heilige Kreuz ist unser Banner! In diesem Zeichen werden wir siegen!"

Und die Sporen in Romos Weichen drückend, galoppierte er auf das Tor zu, durchritt den halbkreisförmigen dunkelen Gang und befand sich auf Tlascalas Boden. Kein Feind ringsum. Das Heer war ihm auf den Fersen gefolgt. Die Große Mauer, eins der schwersten Hindernisse, war spielend überwunden. Erst viel später erfuhr und begriff Cortes ganz, welch einem unerhörten Zufall er es zu verdanken hatte, daß das Tor offen stand. Er hätte, wäre es anders gekommen, am Cyklopenbau zerschellen müssen und höchste Ziele mit ihm. Doch wie ein Schutzgeist mit weißen Flügeln begleitete das Glück den großen Abenteurer, und übergütig wich es nicht von seiner Seite.

36.

Außer Diego de Ordás zogen jetzt auch Cortes und sämtliche Berittene dem Heere voraus. Des Angriffs gewärtig marschierte das Heer, dicht zusammengestaffelt und in strenger Ordnung, langsamer als bisher. Pulver lag auf den Pfannen der Musketen, die Sehnen der Armbrüste waren gespannt. Und die Infanteristen, je drei nebeneinander schreitend, hielten die Schilde, Lanzen und Schwerter zum Angriff bereit. Allen, besonders aber den Reitern, war eingeschärft worden, mit den Lanzen nach den Gesichtern der Rothäute zu zielen und sich vorzusehen,

daß beim Zustoßen die Lanzen nicht mit den Händen pariert, gepackt und ihnen entwunden würden.

Schon drei Meilen lag die Große Mauer hinter dem Heer, und noch hatte sich kein Feind blicken lassen. Steiler und rauher wurde der Weg. Man befand sich in einem unwirtlichen Gebirgsland. Die Flußebene, durch die man zog, verengerte sich zusehends, mündete in Felsschluchten. Als die vordersten Reiter einen Hügel hinaufgekommen waren, gewahrten sie jenseits im Tal einen kleinen Trupp Indianer, einige zwanzig Mann. Es waren Otomis, Grenzwächter des Freistaates Tlascala. Am Vorderhaupt rasiert, trugen sie alle den lang über den Rücken fallenden, Piochtli genannten, Haarschopf. Sie standen in Kriegsrüstung da, mit grellbunten Federkronen, Helmmasken, buntverzierten Schilden aus Leder und Bambusrohr; hatten Handfahnen, Steinbeile, Pfeile mit Feuerstein-Spitzen, Speerbündel und schwarzlackierte Sägeschwerter in den Händen. Auf ihren Nacken schaukelten riesenhafte, aus Baumwollstoffen gefertigte Tierdevisen — Schmetterlinge, Schlangen, Schakale, Araras. Und ihre Gesichtsbemalung bestand aus schwarzen und weißen Streifen.

Ordás, Alvarado und Lugo jagten auf sie zu. Die Otomis ergriffen die Flucht. Da Cortes mit Recht vermutete, ein größeres Heer werde in der Nähe verborgen liegen, ließ er schnell vorrücken und die Artillerie auf den Hügel anfahren. Fünf weitere Reiter schickte er Ordás, Alvarado und Lugo zu Hilfe. Denn inzwischen hatten die Otomis Halt gemacht und sich zur Wehr gesetzt.

Und schon im selben Augenblick wurde das Scharmützel zur Schlacht, da tausend Otomis aus einem Seitental vorbrachen. Eine schwarze Wolke von Pfeilen und geschleuderten Speeren fiel auf die Kastilier und Totonaken nieder. Die Musketiere und Armbrustschützen blieben die Antwort nicht schuldig, lichteten die Reihen der Feinde. Dann griff die Artillerie ein und entschied den Tag. Nach halbstündigem Kampf zogen sich die Otomis in guter Ordnung zurück.

Seit der Landung war dies die erste Schlacht auf freiem Felde, die erste wirkliche Schlacht. Es war ein Sieg, und doch konnte Cortes seinen Sieg nicht anders als verhängnisvoll nennen. Der Nimbus der Söhne der Sonne, der Glaube an ihre Unbesiegbarkeit, Unverletzlichkeit, Unsterblichkeit mußte nach einem solchen Siege ins Wanken geraten. Nur zwischen den zuerst erblickten zwanzig Otomis und den sie verfolgenden Reitern war es zum Handgemenge gekommen, und keineswegs hatten sich die Weißen und ihre Stahlwaffen als überlegen erwiesen . . . Das sägeartig gezähnelte Schwert der Indianer, scharf wie Rasiermesser, hatte mörderische Wunden geschlagen. Dem Pferde des galanten Schiffskapitäns Francisco de Salcedo sägte einer der Otomis mit einem einzigen Hiebe den Kopf ab. Niederstürzend erhielt Salcedo eine tödliche Wunde. Auch Tapias Pferd wurde niedergestochen; und Tapia, der am Boden lag, halb erdrückt vom Pferd, hätte ein gleiches Schicksal gehabt wie Salcedo, hätte María de Estrada nicht dem ihn bedrängenden Otomi mit ihrer Lanze durchs Auge ge-

stochen. Keiner der Reiter, der nicht Wunden davongetragen hatte, wenn auch nicht unheilbare wie Salcedo. Von den Otomis blieben siebzig tot auf dem Schlachtfelde.

37.

Einen dieser toten Otomis schleppte gegen Abend der verrückte Baccalaureus und Apotheker Ponce de Güelva ins kastilische Nachtlager, welches am Flußufer aufgeschlagen war, und er hängte die Indianerleiche über ein Reisig-Feuer mit dem Kopf nach unten. Er briet sie so lange, bis ihr das Fett aus Mund und Nase floß. Der schöne Namenlose beobachtete sein seltsames Tun. Es war schon nachtdunkel, rotgelb flackerte das Feuer, gräßlich verzerrt war die geschmorte Leiche.

„Was tut Ihr da, Señor?" fragte der Namenlose.

„Mir fehlt es an Salben", antwortete der Apotheker. „Wie soll ich Pferde- und Menschenwunden heilen ohne Salben! Doch man muß sich zu helfen wissen! . . ."

Um ihn her saßen drei junge Mädchen, die drei Samariterinnen des Heeres. Isabel Rodríguez, eine Schwester des Büchsenspanners und Trompeters Sebastian Rodríguez, Ines Florín und La Medina. Mit frommen Händen halfen sie ihm das Menschenfett in Salbenbüchsen sammeln und waren ihm die Nacht über behilflich, die Wunden der Pferde und Menschen zu bestreichen und mit Linnen zu umwinden.

Heimlich auf Befehl von Cortes verscharrten Lares und Domínguez in dieser Nacht die beiden getöteten Pferde.

Die Kadaver dieser Fabelwesen, dieser menschenfressenden Hirschungeheuer, durften keinem Indianer in die Hände fallen.

38.

Es war kurz vor Mitternacht, als der Narr Madrid an einem Zelt vorbeikam, darin ein Kranker laut stöhnte. Ines Florín trat aus dem Zelt und bat den Narren:

„Helft uns, Señor, ihn halten. Er hat um sich geschagen, die Wunde ist aufgegangen . . . Er verblutet . . .“

Madrid trat ins Zelt. Ines Florín und Isabel Rodríguez mühten sich um den sterbenden Salcedo. Kreideweiß, mit weit aufgerissenen Augen lag der Galante da, streichelte sein Schnurrbärtchen. Isabel Rodríguez beschwor die Wunde. Sie murmelte:

„Hiob ging über Land,
Hatte einen Stab in der Hand.
Blut, lege dich,
Nimmer rege dich!
Es ist Marias Wille!
Blut, steh stille!“

Der Sterbende phantasierte:

„Morgen bin ich in Mexico! . . . Wär's doch schon morgen! Dort ist nämlich ein Fluß, daraus fischt man Gold mit Netzen! . . . Ihr müßt mit anfassen — das Netz ist schwer . . . Wie schade! Das Netz hat zu große Maschen — alles Gold sickert heraus!“

„Ach, er hat das Wundfieber!“ flüsterte Ines Florín.

„Nein, er hat das Goldfieber!" höhnte der mißmutige Narr.

„Ich will doch Pater Olmedo rufen, daß er ihm die letzte Ölung gibt", sagte Ines Florín und verließ das Zelt. Isabel Rodríguez murmelte wieder:

„Es ist Marias Wille!
Blut, steh stille!"

Salcedo starrte umher:

„Nun ziehe ich ins Goldland! . . . Zu spät? Wer sagt das? Als ich nach Kuba kam, hieß es: zu spät! kein Gold, kein Ruhm — die sieben Schiffe sind fort . . . Und doch war's nicht zu spät — ich holte die Schiffe ein! . . . Der General-Kapitän hat mich aufgefordert! . . ."

„Wißt Ihr, armes Bürschchen, wer der General-Kapitän ist?" fragte der Narr und reckte seine Hühnerbrust. „Der leibhaftige Tod ist der General-Kapitän! Das ist er! Zum Totentanz hat Cortes Euch aufgefordert. Ihr, Señor, eröffnet den Reigen!"

„Welchen Reigen?" fragte der Sterbende.

„Den Reigen der dürren Klappermänner. Wir alle, alle, alle folgen Euch bald. Gold suchen — Ruhm suchen — ei ja —: Köder für dumme Karpfen! Hei, das wird eine lustige leichtfertige Tanzerei, ein Knixen und Schwingen gebleichter Gebeine. Ihr seid der Vortänzer. Ihr führt den Ringelreigen an — galant und schöngewachsen seid Ihr ja und Narr genug wart Ihr, Euch zur hüpfenden Narretei heranzudrängen. Welch ein Obernarr mag ich aber sein, der ich unfreiwillig und bucklig mittanzen muß in dieser Chorea Machabaeorum! . . ."

Ein Fußtritt des eintretenden Paters Olmedo beförderte den Narren vors Zelt. Eine Stunde später war Salcedo tot.

39.

Am nächsten Morgen, nachdem der Grabhügel über Salcedo aufgeschüttet war und Pater Olmedo eine kurze Messe gelesen, wurde der Weitermarsch angetreten. Nach einer viertel Meile Weges kamen Tehuch und Cuhextecatl verweint und ganz verstört dem Heere entgegen. Sie sahen jämmerlich zugerichtet aus, waren kaum imstande, ein Wort hervorzubringen. Was sie erzählten, war in hohem Grade besorgniserregend. Anfangs von den Tlascalteken gut behandelt, hatten sie die Botschaft und die Geschenke der weißen Götter dem Rat der Alten überbringen dürfen und waren höflich gebeten worden, als Gäste in der Stadt verweilend, die Antwort abzuwarten. Drei Tage lang hatten sie auf die Antwort warten müssen, da während dreier Tage der Hohe Rat zu keinem Entschluß gekommen war. Schließlich hatte der Hundertjährige, die Sammelnde Biene, die meisten Stimmen auf sich vereinigt, die Kriegspartei hatte gesiegt. Die Totonaken, obgleich unverletzliche Gesandte, wurden gefangen gesetzt, sollten heute früh Camaxtli, dem Kriegsgotte der Tlascalteken, geopfert werden, wie hernach alle Christen. Durch einen Anhänger des friedfertigen Offenen Gesichtes war ihnen frühmorgens, kurz vor der Opferung, der Kerker geöffnet, ihr Entweichen begünstigt worden. Auch von Kriegsvorbereitungen wußten sie zu

melden. Der Rat der Alten, durch Feuersignale sofort von der gestrigen Schlacht unterrichtet, hatte Prinz Kriegsmaske beauftragt, mit dreißigtausend Mann den weißen Göttern entgegenzuziehen; und eine noch größere Heeresschar, befehligt vom Rivalen des Prinzen Kriegsmaske, dem Feldherrn Piltecatl, war ebenfalls schon unterwegs.

Und Tehuch und Cuhextecatl nahmen ihre Federkronen ab, zeigten ihre blutende Kopfhaut. Schauderhaft war der Anblick. Wie es allen zum Opfer bestimmten Gefangenen in der Nacht vor der Opferung geschah, war auch ihnen das Kopfhaar büschelweise ausgerupft worden. Ponce de Güelva, dem verrückten Apotheker, war wieder Gelegenheit gegeben, seine Fettsalbe anzubringen.

40.

Inzwischen hatte das Heer einen dichten Eichenwald durchschritten. Heraustretend, sah es sich tausend Otomis gegenüber. Cortes ließ durch den Notar und kaiserlichen Sekretarius Godoy eine Aufforderung an die Otomis verlesen, die Feindseligkeiten einzustellen. Feierlich trat der Sekretarius in die Mitte zwischen beide Heere, und einen Augenblick lang verhielten sich auch die Indianer still, verwundert über sein Gehaben, gespannt erwartend, was nun folgen werde. Im Namen des Kaisers Don Carlos — und vor Zeugen — forderte Godoy sie auf, Frieden zu halten. Die Indianer verstanden keine Silbe, mußten ihn wohl für einen Zauberer halten; sie erhoben ein Indianergeheul, überschütteten ihn und das kastilische Heer

mit Pfeilen, Speeren und Feldsteinen. Da stieß Cortes den Schlachtruf aus:

„Santiago und los auf sie!"

Des Trompeters Rodríguez lilienförmige Trompete schmetterte hell. Die Kastilier stürmten an. Die tausend Otomis gerieten ins Wanken, zogen sich in eine Schlucht zurück, und das kastilische Heer, überhitzig in der Verfolgung, ließ sich in die Schlucht hineinlocken. Zu spät erkannte Cortes, daß ihm ein Hinterhalt gelegt war. Dreißigtausend Mann — Otomis sowohl wie Tlascalteken — fingen den Anprall der Verfolger in der Schlucht auf. Mehr noch als die Überzahl der Feinde, war für die Kastilier die Enge des Geländes verhängnisvoll, wo weder die Kavallerie noch die Artillerie zur Wirkung kommen konnten. Hier galt es Mann gegen Mann kämpfen, einer gegen zehn. Eisern waren wohl die Schlachtschwerter, eisern der Mut, eisern die Muskeln — auf die Dauer hätten sie aber doch erliegen müssen. Schon sanken manche Soldaten pfeilbespickt, blutüberströmt nieder. Der Reiter und Musikus Rodrigo Morón aus Bayamo wurde vom Pferd gerissen; sein Pferd wurde getötet, wurde erbeutet von den Tlascalteken. Ein hitziger Kampf entspann sich um das tote Pferd. Mit übermenschlicher Anstrengung suchten immer und immer wieder die Christen die Pferdeleiche zurückzugewinnen. Vergebens. Im Triumph schleppten die Tlascalteken das menschenfressende Hirschungeheuer aus dem Kampfbereich, und noch am selben Abend zerhackten sie es und schickten die Gliedmaßen des Wundertieres an alle Städte des Landes.

Marina war überall. Marina richtete den Mut der Verzweifelnden auf. Marina wagte sich ins dichteste Schlachtgewühl, ermahnte, spornte an, feuerte an. Und wie von höherer Macht gefeit war sie, kein Pfeil ritzte ihr die Haut.

Die Lage war verzweifelt. Die Totonaken begannen zu weichen, die Totonakenführer glaubten an keine Rettung mehr. Wir alle sind verloren! jammerten sie, als Marina ihnen die Allmacht des Christengottes vorhielt, der die Seinen nie im Stiche lasse. Da ritt Diego de Ordás an Cortes heran und rief:

„Gebt mir ein Fähnlein von sechzig Mann, so erzwinge ich den Engpaß dort!"

„Ihr wollt Euch opfern, Ordás!" sagte Cortes kopfschüttelnd. „Ein nutzloses Opfer! . . ."

Doch Ordás bestand darauf, loderte vor Begier. Und Cortes spürte, daß der alte Rittersmann in diesem Augenblick eine Flamme war, eine brandheilige Flamme, fähig vielleicht, ein Wunder zu bewirken. Er gab ihm die sechzig Mann. Und wirklich, das Wunder geschah. Ordás brach durch den Engpaß.

Und als der Durchbruch gelungen war, gelangte das Christenheer heraus aus der Schlucht, gelangte auf eine weite Ebene. Hier war die Artillerie nicht mehr zur Untätigkeit gezwungen, hier konnte die Kavallerie eine Attacke reiten, hier konnte die Infanterie einen Wald von Hellebarden aufpflanzen. Mit wägender Umsicht nutzte Cortes alle Vorteile des Geländes aus. Ein Meisterstück war die Neuaufstellung seiner kleinen Phalanx, die Umgruppierung,

während rings die Schlacht tobte. Und als ihm das geglückt war, rief er wieder:

„Santiago und los auf sie!"

Ein neuer Ansturm. Das rasende Geheul der Indianer überdonnerten nun die Geschütze. Die Steinkugeln der Singenden Nachtigall, groß wie Menschenköpfe, mähten Hunderte von Tlascalteken nieder. In geschlossenem Trupp sprengten die Reiter mit eingelegten Speeren ins dichteste Gewühl, überrannten, zerstampften, rissen Breschen in die feindlichen Reihen. Nach kurzem, wütendem Kampf war die Schlacht entschieden. Trotz zehnfacher Übermacht brach des Feindes Kraft. Er floh.

41.

Unbeschreiblich war der Jubel der Sieger. In das freudige Geschmetter der Trompeten — (Sebastian Rodriguez blies sich die Lunge aus) — sowie der Muschelhörner und Holzpauken der Totonaken mischten sich christliche Choräle und barbarische Dankeslieder der rothäutigen Bundesgenossen. Die Soldaten umarmten einander, weinten und lachten vor Glückseligkeit. Sie bildeten aus ihren Schilden ein Dach und hoben Ordás darauf, dessen Wagemut den Durchbruch durch den Engpaß und damit den Sieg erfochten hatte. Dann trugen sie johlend Cortes umher, mußten doch heute seine heimlichen Feinde sogar ihm Feldherrngenie zugestehen. Und zum Schluß setzten sie die schöne Amazone María de Estrada auf das Schilderdach und feierten sie, weil sie so zielsicher mit ihrer Lanze einem Dutzend Tlascalteken die Augen und das Gehirn durch-

bohrt hatte. Ihr Gatte Farfán, der Weißhändige, verging schier vor Stolz über solch ein Weib ... Der Kriegshäuptling Tehuch aber schritt mit dickverbundenem Schädel durch die Reihen der Totonaken und wußte nicht genug des Lobes über Marina zu sagen, welche, als alle verzweifelten, ihm geweissagt hatte, daß der Christengott die Seinen nicht im Stich lassen werde. Auf Vorschlag der Totonaken wurde zuguterletzt auch Marina auf das Schilderdach gehoben und feierlich umhergetragen.

Unweit des Schlachtfeldes ragte aus der Ebene ein Hügel empor, gekrönt von einem kleinen Opfertempel. Da die Pyramide einen weiten Blick ins Land gewährte und sich gut zur Verteidigung eignete, ließ Cortes das Nachtlager unterhalb des Hügels aufschlagen. Um seine Leute bei guter Stimmung zu erhalten, stiftete er das letzte Faß Pedro Ximenes. Mundvorräte zu verteilen gab es nicht. Schon seit zwei Tagen hungerte das Heer.

42.

Trotz der Müdigkeit ritt gegen Abend Cortes mit Alvarado, Luis Marín, Olid, Domínguez und Lares in die Umgegend, Fourage zu suchen. Einige leere Dörfer, in die sie kamen, waren von Toten bevölkert. Auf Steinbänken vor den Häusern saßen Tlascaltekenleichen. Regungslos und doch seltsam lebendig durch die sitzende Stellung. Einige schienen zu brüllen, andere zu grinsen und andere waren ernst verklärt; Sägeschwerter und Speere hielten sie in den Händen. Die untergehende Sonne glühleuchtete auf den zerfetzten Adlerfedern. Schakale heulten in der

Nähe, wagten sich an die stillen Bewohner nicht heran, lauerten auf das Dunkel der Nacht. Die Toten waren von ihren Mitkämpfern aus dem Schlachtgewühl getragen worden — sie sollten den Feinden nicht in die Hände fallen, von den menschenfressenden Hirschungeheuern nicht verzehrt werden. Und für den Fall daß sie gefunden würden, hatte man ihnen Waffen in die Hände gegeben, sie aufrecht gesetzt, daß sie wie lebend, furchterregend, unantastbar erscheinen mußten. In der Tat, die Hirschungeheuer schauderten vor ihnen, trabten davon, ohne ihnen ein Leid zu tun.

Viel brachten die Reiter nicht heim von ihrem Ritt. Außer Maiskuchen und einer Anzahl Truthennen einige eßbare, verschnittene, gutgemästete Hunde.

43.

Bis in die Morgenstunden wurde das Siegesfest gefeiert. Viel Verbände zwar hatte die gütige Ines Florín zu machen, Isabel Rodríguez wurde nicht müde, Wundsegen zu sprechen, und auch die anderen Frauen mußten Samariterdienste leisten. Pfeilwunden hatte fast ein jeder der Soldaten und Hauptleute aufzuweisen. Schweißtriefend erklärte der verrückte Baccalaureus, er wisse nicht, wo ihm der Kopf stehe, er werde noch verrückt, das sei ja, um wahnsinnig zu werden — denn schon ginge ihm das Indianerschmalz aus! ... Doch außer dem Apotheker klagte niemand. Selbst die Schwerverwundeten mühten sich, nicht zu stöhnen. Und die anderen, nachdem sie sich hatten verbinden lassen, tollten, schossen Freudenschüsse, sangen Seguidillas und

Cantarcillos, spielten Glücksspiele beim Wachtfeuer. Die Kost war schmal — dafür gab es Wein, Gesang und Tanz. Das Lärmen der Tamborile und Castagnetten verstummte die ganze Nacht nicht. Der Bergmann und Tanzmeister Ortiz, der Musikus Morón, dessen Pferd von den Tlascalteken zerstückelt worden war, und Meister Pedro de la Harpa — (der jüngst auf den Schiffen des Garay aus Jamaica gelandet) — sie überklingelten, überboten, übergipfelten einander auf ihren zispernden Guitarren und erfüllten die feinhörige Nacht mit schwirrendem Gezirp. Porras des rothaarigen Sängers Stimme rollte dumpf, als redete der Erdgeist. La Medina wurde verlangt. Sie kam, mit Messing-Scheibchen behängt, in einem kurzen, kaum bis zu den Knien reichenden Flitterröckchen und einem unterhalb der bloßen, straffen Brüste geschnürten Mieder. Und mit dünnen, nackten Schenkeln tanzte sie heilig wie die tanzenden Engel Fra Angelicos.

Auf La Medinas Einzeltanz aber folgten Reigen, Fackeltänze, Plumptänze. Ein Wirbel der Leiber, ein Wirbel der Seelen, und alle wurden mit fortgerissen. Der junge Fähnrich Antonio Villareal drehte sich zierlich im Kreise mit der olivenbleichen Isabel de Ojeda — heute, endlich, war sie seine Braut.

Als nämlich Diego de Ordás auf den Schilden der Soldaten umhergetragen worden war, kam sein Mündel, Isabel de Ojeda, auf ihn zu, ihn zu beglückwünschen. Mit schmerzlicher Wehmut betrachtete er sie und sagte:

„Den Engpaß habe ich gewonnen und Euch verloren, Doña Isabel!"

„Wie meint Ihr das?" fragte sie.

„Nun so ... Als ich im Engpaß focht, tat ich ein Gelübde — wie Jephtha, der seine Tochter opferte ..."

„Ihr wollt mich doch nicht opfern?" fragte sie lachend. „Und wenn, so hoffe ich, daß Ihr mir Zeit lassen werdet, mein Mädchentum zu beweinen!"

„Fragt Villareal, ob er Euch Zeit dazu läßt!" sagte der alte Ritter grimmig; und er fügte hinzu: „Ich zahle Euch die Aussteuer, Isabel. Er ist ein eitler Mensch — doch Ihr liebt ihn ... Ich weiß, ich weiß ja doch! ..."

Und Ordás winkte Villareal heran, der in der Nähe stand. Er legte ihre Hand in seine.

„Sie ist erst siebzehn Jahre alt, Fähnrich!" sprach er mit knarrender Stimme. „Gebt ihr zwei Monate Zeit, ihr Mädchentum zu beweinen! ..."

44.

Während das Heer tanzte, sang und gröhlte, wurden mehrere tlascaltekische Gefangene gefoltert. Der Henker des Heeres war ein gewisser Pero Osorio, ein früherer Matrose. Schlankgliedrig war er, überlang, flachstirnig, hatte buschige, zusammengewachsene Augenbrauen; ein breiter schwarzer Bart verbarg seine Gesichtszüge wie eine stählerne Maske. Aus freien Stücken, aus Liebhaberei hatte er sich zum Amt gemeldet. Er war es, der dem Büttel Escudero und dem Steuermann Cermeño auf den Galgen hinauf geholfen und dem Gonzalo de Umbría die Füße abgehauen. Auch sonst hatte er schon

öfter Gelegenheit gehabt, seine Handfertigkeit zu vervollkommnen.

An Folterwerkzeugen fehlte es ihm nicht. Zu freier Verfügung hatte er Daumschrauben, Pechlöffel, spanische Stiefel, Zungenreißer, Halseisen und Brandmaleisen.

Marina stand neben ihm, während er folterte, wie eine barmherzige Schwester einer Amputation beiwohnt. Sie litt nicht, denn das Furchtbare, das sie mit ansah, geschah zum Segen ihres Volkes, geschah auf Wunsch ihres Abgottes. Ihr Abgott, der Heilbringer Cortes, wünschte Antworten auf die Fragen, die sie an die Gefolterten stellte: Wieviel Otomis, wieviel Tlascalteken kämpften in der Schlacht? Wer sind ihre Anführer? Wieviel Mann kann Tlascala aufstellen? und dergleichen Fragen mehr.

Zwei der Gefolterten starben mit Hohnworten auf den Lippen. Die anderen widerstanden lange; als Kraft und Trotz zu erlahmen begannen, sagten sie aus, verrieten ihre Heimat.

Beglückt trug Marina die Aussagen zu Cortes.

45.

In seinem Zelt saß Cortes allein mit dem Astrologen Botello. Draußen tobte das Tanzfest der Soldateska; die beiden Männer aber erörterten überirdische Dinge, redeten von Sphären, Sigillen und Himmelszeichen. Nachdem Marina eingetreten, erhob sich der alte Italiener, setzte seinen schwarzen, hohen Spitzhut auf, verließ mit bedächtigen Schritten das Zelt. Auf dem Tisch lagen

Papiere mit kabbalistischen Zeichen. Ein schwelendes Öllämpchen gab trüben Schein. Doch noch trüber, das spürte Marina, war der Dämmer, der heute von des Geliebten Seele ausging.

Sie erstattete Bericht über die Folterung. Cortes nickte:

„Das nächste Mal werden es also mehr als sechzigtausend sein! . . ." murmelte er.

„Und wieder wird der Christengott siegen!" rief sie zuversichtlich. „Was hat der Sterndeuter verkündet?"

„Gutes", sagte Cortes einsilbig.

„Und dennoch? . . ." fragte sie.

„Und dennoch zermalmt mich die Verantwortung. Doch das wissen nur du und ich und Gott!" sagte er und streichelte ihr über das blauschwarze Haar.

Eine Weile schwiegen sie. Überlaut war der Lärm der Tanzenden draußen.

„Die dort wissen es nicht!" fuhr er fort. „Sie können tanzen . . . sie sind sorglos . . . kreisen umher wie die sorglosen Sterne, die mir Gutes, allzu Gutes wahrsagen."

„Warum allzu Gutes?" fragte Marina.

„Schlimmes kann man fürchten; Gutes erhoffen. Doch allzu Gutes — daran wagt man nicht zu glauben. Ich liebe und ersehne diese kühnen Tlascalteken, wie ein Jäger den herrlichen Hirsch liebt, den er verfolgt, um ihn zu erlegen. Doch daß der Hirsch inmitten der Jagd innehält, zahm auf mich zukommt, mir die Hände zu lecken — das kann ich nicht glauben . . . Geschähe das — ich müßte mir unheimlich vorkommen . . ."

„O Don Hernando, Ihr wißt noch nicht, wer Ihr seid!

Ich aber weiß es!" sagte Marina und küßte ihm die Falten von der Stirn.

46.

Zwei Tage später waren die Tlascalteken in einer dritten Schlacht — der Entscheidungsschlacht — geschlagen. Und Prinz Kriegsmaske eilte nach Tlascala, um zu retten, was noch zu retten war.

Die Sterne hatten wahr gesprochen. Unerhört war der Sieg, unerhört aber auch das Glück des großen Abenteurers. Die Niederlage Tlascalas wurde verursacht durch Kreideschmetterling, die schöne Knäbin.

Nachdem die Heere Piltecatls und des Prinzen Kriegsmaske sich vereinigt hatten, war es Prinz Kriegsmaske zu Ohren gekommen, daß Piltecatl den Hermafroditen in seinem Zelte beherbergte. Prinz Kriegsmaske sandte an den Nebenbuhler die Aufforderung, ihm unverzüglich Kreideschmetterling auszuliefern. Mit Hohn verweigerte das Piltecatl. Inzwischen hatten Geplänkel mit dem Christenheer begonnen, und bald tobte die Schlacht. Piltecatl stürzte sich in das Schlachtgewühl. Da ließ Prinz Kriegsmaske das Zelt Piltecatls umstellen, ließ Kreideschmetterling herausholen und zu sich in sein Zelt bringen. Sobald Piltecatl erfahren hatte, daß Kreideschmetterling ihm geraubt sei, schickte er an Prinz Kriegsmaske eine Aufforderung zum Einzelkampf. Prinz Kriegsmaske lehnte den Einzelkampf ab. Darauf verließ Piltecatl mit seinen vierzigtausend Kriegern das Schlachtfeld. Der Abzug des größeren Teiles des Heeres verwirrte und entmutigte die Zurückbleibenden.

Besser eingeschossen als das letztemal, rissen die Kartaunen und Falkonette mörderische Lücken. Und als Alvarado und Sandoval mit geglückter Umgehung dem linken Flügel in den Rücken fielen, war kein Halten mehr. In wilder Flucht stoben die Tlascalteken und die Otomis auseinander.

In der Stadt Tlascala angekommen, rechtfertigte sich Prinz Kriegsmaske vor dem Hohen Rat, schob alle Schuld auf die Verräterei Piltecatls, erbot sich, die Scharte wieder auszuwetzen. Doch der Rat der Alten hatte den Glauben an den Sieg verloren. Es wurde beschlossen, das Orakel der Priester zu befragen: ob die Fremden vielleicht doch Götter seien? Denn wenn sie Götter seien — wäre es ja aussichtslos, gegen sie zu kämpfen!

Nach mehrstündiger Beratung verkündeten die Priester:

„Die weißen Götter sind keine Götter; doch sind sie Söhne der Sonne und schöpfen ihre Kraft aus dem Sonnenlicht; daher lassen sie sich nur bei Mondlicht besiegen."

Der Orakelspruch war widerspruchsvoll. Denn verpönt waren Nachtkämpfe bei den Völkern Anahuacs, seit uralters von den Göttern verboten; und nun wurde von den Göttern ein Nachtkampf angeraten. Leidenschaftlich trat Prinz Kriegsmaske dafür ein, den Rat zu befolgen. Sein hundertjähriger Ahn die Sammelnde Biene und dessen Anhänger unterstützten seinen Antrag, ihm das Heer noch einmal anzuvertrauen, damit er die Standarte des Freistaates, den goldenen Adler mit den ausgebreiteten Flügeln, zum Siege führe. Umsonst warnte das Offene Gesicht:

„Noch mehr Blut wird umsonst fließen, und ihr alle werdet die Blutschuld tragen, da ihr gegen den Himmel kämpfen wollt. Wenn die Blüte Tlascalas hingemäht ist, werdet ihr beklagen, daß ihr nicht schon früher auf meine Worte gehört!"

Sofort nach der Sitzung verließ Prinz Kriegsmaske die Hauptstadt, um den nächtlichen Überfall vorzubereiten.

47.

Doch schon den nächsten Tag hatte das Offene Gesicht die Genugtuung, daß die Sammelnde Biene wie auch alle Anhänger des Hundertjährigen ihm beipflichten und dafür stimmen mußten, Frieden mit den Söhnen der Sonne zu schließen. Ein unerwarteter Gast war nämlich in Tlascala eingetroffen. Der große Otomi-Held der Irdene Krug, der dem Tode geweihte Kriegssklave der Mexikaner, war von Montezuma heimgeschickt worden in seine Berge und Täler mit dem Auftrage, Tlascala zum Kampf gegen die weißen Götter anzustacheln.

Vollzählig saß der Rat der Alten auf den kurulischen Sesseln, den großen Sohn Tlascalas, den allgerühmten, betrauerten und geschmähten, welcher nun als Führer einer Gesandtschaft Montezumas in die Stadt gekommen war, anzuhören. Als er mit seinem stolzen mexikanischen Gefolge in den Saal trat, wurde er kühl begrüßt. Bekannt war es ja, daß er als Vorsteher des Hauses der Speere in Guatemala, Nicaragua und Yucatan mexikanische Truppen befehligt hatte. Kein Wunder, daß man ihn für einen Günstling des Zornigen Herrn hielt,

für einen Landesverräter, der aus Furcht vor dem Opfertod sich an den Erzfeind verknechtet, Feldherrnrang und Reichtümer erschmeichelt hatte.

Und seine ersten Worte gaben scheinbar seinen Verächtern recht. Gekleidet als Mexikaner, sprach er als Mexikaner, zeigte kein Schuldbewußtsein. Schlicht erzählte er, wie Montezuma, erschreckt über die drei Niederlagen der Tlascalteken, ihn zu sich gerufen und ihm befohlen habe, den Hohen Rat zu ermahnen, daß er im Kampfe gegen die weißen Götter nicht nachlasse; und die Beendigung des Blumenkrieges, die Öffnung der Grenzen stellte Montezuma als Lohn in Aussicht. Wörtlich wiederholte der Irdene Krug die Rede des Zornigen Herrn.

Dann aber sprach er von sich aus, warnte den Hohen Rat vor den Ratschlägen des Erzfeindes. Ein jäher Umschwung trat ein. Er riß die Versammlung hin. Doch einige schleuderten ihm das Wort „Verräter" zu.

„Die Füchse sind klüger als der Wolf," rief der Irdene Krug, „und werden am Wunsche des Wolfes erkennen, was gut für sie ist!"

„Hört nicht auf den Knecht Montezumas!" schrie ein Anhänger der Kriegspartei.

„Hört auf die Stimme eines Toten!" entgegnete der Irdene Krug, sich hoch emporrichtend. „Nicht Montezuma bin ich verknechtet, sondern Mictlan-Tecutli, dem Herrn der neun Totenreiche. Ihm gehört mein Blut. Er, der Fürst der Totenknochen, der Weiße Herr, hat mich auf der Oberwelt gelassen, hat mich Gestorbenen

am Leben gelassen, auf daß ich meinen Bergen und Tälern diesen letzten, größten Dienst erweise. Einen Verräter nennt ihr mich, weil ich, Montezuma verratend, mein Volk zu retten trachte? Grausam wird Montezuma mich strafen, Glied für Glied mir abhacken lassen, weil ich an ihm ein Verräter ward; doch lachen werde ich der Qualen, wenn es mir gelang, euch und die Söhne der Sonne zu Freunden zu machen. O ihr hochmächtigen Väter, o ihr hochedlen Herren, nie wieder werdet ihr Freunde finden wie die weißen Götter, nie wieder Bundesgenossen, vor denen der König Mexicos so bebt und zittert, und mit denen vereint ihr, unbesiegbar geworden, die Stadt inmitten des Sees in Trümmer schlagen werdet wie einen verfaulten, altersmorschen Kahn!"

Die Wirkung dieser Worte war unbeschreiblich. Alle gegnerischen Stimmen waren verstummt. Die mexikanischen Begleiter des Irdenen Kruges verließen mit Drohworten den Saal. Ein Jubel ohne Gleichen bewies dem Irdenen Krug, daß sein Tod, den er durch die Rede sich erzwungen hatte, nicht umsonst sein werde. Wie einst war er wieder der große Sohn Tlascalas, abgewaschen war die Schmach.

Der hundertjährige blinde Führer der Kriegspartei, die Sammelnde Biene, ließ sich zu ihm heranführen und tastete ihm mit seinen zittrigen Greisenfingern über das Antlitz. Und plötzlich — unerwartet für alle Anwesenden — ließ er sich auf die Knie nieder vor dem Irdenen Krug, beugte sich zur Erde, küßte ihm die Füße.

„O großer Krieger, du Toter!" sprach der blinde Hundertjährige. „Weh ist uns um dich! Willst du nicht bei uns bleiben, in deinen Bergen und Tälern?"

Der Irdene Krug schüttelte den Kopf und sprach lächelnd:

„Der große Montezuma erwartet mich! . . ."

Da riefen viele:

„Wir lassen dich nicht wieder fort! Bleibe in deinen Bergen und Tälern!"

Doch die das riefen, fühlten wohl, daß sie ihn nicht zum Leben überreden konnten. Und wie zuvor lächelnd, sagte er:

„Geliehen sind mir mein Fleisch, meine Nägel und Knochen; zurückerstatten muß ich, was mir nicht gehört. Ich will in Gestalt eines schönen Vogels ins Haus der Sonne fliegen!"

Da überredete ihn keiner mehr. Denn ein Gezeichneter war er, geweiht der Adlerschale.

48.

In Tenuchtitlan sengte die herbstliche Mittagssonne auf das Wasser der Lagune und der Kanäle, und, zurückgespiegelt, glühte die hinabgestiegene Glut wieder empor und machte die Atmosphäre zittern. Auf die Quadern der Häuser und der Tempel sengte die Mittagssonne, und ihre in die Steine hinabgestiegene Glut wurde zurückgeworfen und brannte heißer als die Sonne selbst.

Im größten der Vorhöfe des Schlangenbergtempels waren Myriaden von Zuschauern versammelt, das Leiden

eines Menschen mit anzusehen. Doch das in ihre Herzen hinabgestiegene Leiden strahlte nicht etwa mitleid-verklärt empor, es brannte sengend in den Tiefen der Herzen, spiegelte sich aber in Augen und Antlitzen nicht wider. Denn der Gemarterte war ein Feind Mexicos. Unempfindlichkeit gegen fremdes und eigenes Leid galt als Tugend.

Auch der Zornige Herr mit seinen Krüppeln und Narren war zugegen, ehrte durch seine Anwesenheit den Untergang und die Todesmarter des großen Otomi-Helden, des Irdenen Kruges. Noch immer hegte er so viel Achtung für den unbesieglichen, auch durch Güte nicht zu besiegenden Gegner, daß er ihm das Herausreißen des Edelsteines ersparte. Nicht auf der Adlerschale sollte der Irdene Krug verbluten. Durch seine Rede vor dem Hohen Rat in Tlascala zum Verräter geworden an Mexico, hatte er weniger Haß als Bewunderung bei den ritterlichen Mexikanern geerntet. Montezuma konnte ihm den Tod nicht mehr erlassen. Doch vergönnte er ihm, als Schaufechter sich die Todeswunde zu suchen. Eine Gunst, die, selten nur, berühmten Gefangenen erwiesen wurde.

Mehrere Tage lang waren ihm zu Ehren Feste gefeiert worden, war er mit seiner jungen Gattin zu Gastmählern geladen. Fröhliches Flötenspiel hatte ihn umklungen, Tänze schöner Mädchen hatten ihn umgaukelt, ihm die Nachtgedanken zu verscheuchen. Dann war sein weinendes junges Weib fortgeführt und getötet worden. Und bei einem der rauschenden Gastmähler waren ihm — gekocht in einem Gemüsegericht — die Geschlechtsteile seines ge-

schlachteten Weibes vorgesetzt worden, und er hatte sie essen müssen.

Jetzt stand er inmitten des Tempelplatzes auf einem großen scheibenartigen Stein. Zwanzig Fuß im Durchmesser hatte die Steinplatte, war mit vier, den vier Windrichtungen entsprechenden, kreuzförmigen Vertiefungen und einem Loch in der Mitte versehen. Im Loch befestigt war das Opferseil. Dieses hatte die Länge des halben Durchmessers der Steinplatte, sein anderes Ende war um die Hüfte des Opfers geschlungen. Über den ein wenig erhöhten Rand der Steinplatte konnte das Opfer nicht hinaus.

Alle erdenklichen Waffen lagen auf der Steinplatte zur Auswahl für das Opfer. Denn der dem Tode Geweihte sollte sich ja verteidigen, sollte ein letztes Mal den Bewohnern Tenuchtitlans dartun, daß er ein Held war.

Der Irdene Krug ließ das Sägeschwert, Pfeil und Bogen, den Speer, den Knochendolch, die Schleuder mit den Steinen unberührt liegen; nur mit einer mächtigen Keule bewaffnete er sich.

Zwei als Jaguare gekleidete Krieger griffen ihn zu gleicher Zeit an. Sie wurden beide von ihm zermalmt. Zwei andere traten auf den Plan und hatten das gleiche Los. Acht der tapfersten schildtragenden Krieger schlug er mit der Keule nieder.

Musikinstrumente begleiteten mit schwermütigen Melodien die Kampfhandlung. Und seine Angreifer abwehrend, sang der Irdene Krug das Lied, das er seinem jungen

Weibe einst gesungen, als die Dreizehnjährige aus Tlascala zu ihm gewandert war, sein Schicksal mit ihm zu teilen:

> „Laß mich hingehen, laß mich sterben gehen,
> Denn ich bin der Maishalm.
> Ein Smaragdsplitter ist mein Herz,
> Eine zerschnittene Goldfrucht ist mein Herz..."

Von seinem neunten Gegner erhielt der Irdene Krug die Todeswunde. Noch lebend wurde er etliche Fuß hoch über der Erde an ein bereit stehendes Holzgerüst gebunden, wie ein Gekreuzigter mit weit ausgestreckten Armen. Pfeilschützen stellten sich ihm gegenüber auf. Pfeil auf Pfeil sauste auf ihn, Pfeil auf Pfeil spießte sich auf in seinem Leib und seinen Gliedern. Da erlosch der Triumph in seinen Augen.

„Eine zerschnittene Goldfrucht ist mein Herz!" murmelte er.

Und matt sank sein Kopf auf die Brust.

49.

Im Feldlager des Prinzen Kriegsmaske waren zwei Abgesandte des Hohen Rates von Tlascala eingetroffen und überbrachten ihm den Befehl des Hohen Rates, den geplanten nächtlichen Überfall zu unterlassen. Sie unterrichteten ihn vom Verlauf der bedeutsamen Sitzung, vom überwältigenden Eindruck der Rede des Irdenen Kruges und vom Beschluß des Rates der Alten, Frieden und Bundesgenossenschaft zu schließen mit den Söhnen der Sonne, sie festlich in der Hauptstadt zu empfangen und

ihnen die adligsten Töchter des Landes zu Weibern zu geben.

Prinz Kriegsmaske brach in ein wildes Gelächter aus. Ob auch seine schöne Schwester eine weiße Göttin werden müsse? fragte er.

Die beiden Abgesandten erwiderten verlegen: der Rat der Alten werde gewiß Sorge dafür tragen, daß seine Schwester den vornehmsten der weißen Götter zum Gemahl erhalte . . .

Da schlug die unbändige Lustigkeit des Prinzen in Raserei um. Er ließ die beiden Boten des Hohen Rates gefangen nehmen.

Und eifriger noch als zuvor betrieb er die Vorbereitungen für den nächtlichen Überfall.

50.

Wie in einer transparenten Flüssigkeit schwamm und schwebte die rotgelbe Kugel des eben aufgehenden Vollmondes über der Gletscherkuppe des großen Vulkans von Tlascala, welcher Matlalcuheye, die Maid-mit-dem-blauen-Hüfttuch, hieß. Die Ebene war weiß von Nebeln.

Noch immer befand sich das Christenlager unterhalb des Opfertempels. Der Nebel wegen, die die Fernsicht erschwerten, hatte Cortes in dieser Nacht die Wachen verdoppelt.

Es war gegen zehn Uhr abends, als der Armbrustschütze Juan Benítez, das Auge des Heeres, einen Indianer heranschleichen sah. Er ließ ihn nahe herankommen.

Wie er aber anlegte, ihn niederzuschießen, sah er, daß die Rothaut Zeichen machte. Und gleich darauf erkannte er, daß der vermeintliche Indianer eine Indianerin war und gänzlich unbewaffnet. Willig ließ sie sich von ihm gefangen nehmen.

Sie mochte dreißig Jahre alt sein, doch sah sie um vieles älter aus. Ihr Gesicht war verwüstet. Abschreckend häßlich war sie — und doch ließen sich Spuren einstiger Schönheit erkennen. Etwas Mitleiderregendes war an ihr. Sie war geschminkt und trug die Haartracht und Kleidung indianischer Huren.

„Führt mich zu Eurem General", sagte sie stammelnd auf spanisch.

Benítez starrte sie wie ein Gespenst an.

„Seid Ihr Christin, Señora?" fragte er.

„Ja . . . schnell . . . zum General . . . Wichtiges . . . sehr Wichtiges! . . ." stammelte sie. Ihre Muttersprache war ihr nicht mehr geläufig.

Um sie zu Cortes zu bringen, mußte Benítez sie durch das Lager führen. In Gruppen umherstehende Soldaten stellten Betrachtungen über das schauderhafte, verkommene Indianerweib an und riefen ihr Schimpfworte nach.

In einer der Lagergassen stand der alte Gonzalo Mejía Rapapelo, der Enkel der Räuberin, und erzählte dem Einarm von Villanueva von den Taten seiner Großmutter, der berühmten Räuberin Mejía, die unter der Regierung des Königs Don Juan Aragonien unsicher machte. Als Benítez mit dem Indianerweib an ihm

vorüberkam, stieß er einen Schrei der Verwunderung aus:

„Doña Elvira! . . . Ihr! . . .“

Sie blieb stehen, starrte ihm ins Gesicht. Plötzlich erkannte sie ihn.

„Rapapelo! . . .“ rief sie leise. Ein Zittern rieselte über ihren Körper. Sie haschte nach seinem Ärmel.

Nicht weit von ihnen saß der alte Büchsenspanner Santisteban, versah Pfeile mit Federspulen. Rapapelo rief ihn, nannte ihm ihren Namen. Kaum hatte Santisteban den Namen gehört und sie erblickt, stürzte er auf sie zu, küßte ihre Hände, schluchzte laut. Sie war ja eine der wenigen Überlebenden des Blutbades von Matanzas auf Kuba. Zehn Jahre war es her. Ein zum Sklavenraub ausegelndes Schiff war gestrandet; und Indianer, angelockt durch den Schiffbruch, hatten sich erboten, die dreißig weißen Schiffbrüchigen über den Fluß zu setzen. Mitten auf dem Fluß machten sie die Wehrlosen nieder, ließen nur zwei Frauen und drei Männer — Rapapelo, Santisteban und Sánchez Farfán — am Leben. Doña Elvira, damals die Schönere der beiden geretteten Frauen, des Weißhändigen vor kurzem angetraute junge Gattin, mußte ein Jahr lang als Kebsweib bei einem Karaibenhäuptling leben und wurde dann nach dem Festland hin verkauft. Seitdem war sie alle Stufen der Schmach hinabgestiegen.

„Lebt Farfán?“ fragte sie weinend.

Der alte Santisteban wagte die Frage nicht zu beantworten. Er stand dem Konflikt hilflos gegen-

über. Weniger zartfühlend als er, antwortete Rapapelo:

„Ja, Señora, Farfán lebt. Er ist hier. Ich will Euch zu ihm führen!"

Wieder rieselte ein Zittern über ihren Körper. Die gute Nachricht erschreckte sie; sie hatte eine andere Antwort erwartet. Nun grauste ihr vor dem Glück, als wäre das Glück tödlich für sie. Mit einer Gebärde des Entsetzens rief sie:

„Nein . . . Später . . ."

Und zu Benitez gewandt, sagte sie:

„Zum General . . . Schnell . . . Wichtiges . . ."

Und Benitez führte sie zu Cortes.

51.

Cortes hatte seit zwei Tagen hohes Fieber. Gleich nach der Entscheidungsschlacht war er erkrankt. Den Pillen des verrückten Apothekers Ponce de Güelva schenkte er kein Vertrauen, mehr vertraute er seinem Willen. Wie einen sich empörenden Sklaven zwang sein eiserner Wille den kranken Leib zum Gehorsam, ließ keine Herrschaftsgelüste der Krankheit aufkommen, räumte ihr keine Machtfülle ein. Trotz seines Fiebers hatte Cortes seit dem großen Sieg mehrere Rekognoszierungsritte unternommen, hatte Boten abgefertigt und Boten empfangen, hatte sogar eine neue Meuterei seines Heeres durch kluge Vorhaltungen im Keime erstickt, kurz er hatte alle seine Feldherrnpflichten erfüllt. Ihm fehlte es an Zeit, krank zu sein.

Wieder gesammelt hatte sich das zersprengte Tlascaltekenheer, war wieder näher herangerückt. Auf die Kunde hiervon hatte Cortes einen Boten mit Friedensvorschlägen an Prinz Kriegsmaske entsandt. Einen vom Sekretarius Godoy geschriebenen Brief in der linken Hand haltend, einen Pfeil in der Rechten, war der Bote ins feindliche Lager gegangen. Bald war er in Begleitung einer Gesandtschaft des Prinzen Kriegsmaske zurückgekehrt. Statt auf das Friedensangebot einzugehen, hatten die Gesandten dreihundert Truthühner und zweihundert Körbe mit Maiskuchen mitgebracht, und auf Marinas Frage, ob dies Friedensgeschenke seien, hatten sie zur Antwort gegeben: „Da Prinz Kriegsmaske weiß, daß die Söhne der Sonne hungern, sein Herz aber wünscht, daß sie gut genährt auf den Tempelhöfen Tlascalas Reigen aufführen, bevor wir sie verzehren, schickt er ihnen dies zur Labe."

Das Hohngeschenk hatte die Mutlosen im Heere noch mutloser, die Aufsässigen noch aufsässiger gemacht. Es gärte schon lange. Seit Pedro de la Harpa, mit den Leuten des Garay gefangen, die Nachricht mitgebracht hatte von den dreizehnhundert Mann und den achtzehn Schiffen, die der Statthalter Kubas, Don Diego Velázquez, ausrüstete, um sie unter dem Oberbefehl seines Neffen Pánfilo de Narváez Cortes in den Rücken zu schicken, seit der stolze Fürst des Roten Berges, der Rollende Stein, ein überwältigendes Bild vom Reichtum und der märchenhaften Macht Montezumas entworfen und die Uneinnehmbarkeit der Stadt Mexico-Tenuchtitlan geschildert; vor allem, seit die drei siegreichen Gefechte

gezeigt hatten, wie schwer Siege über diese Völker zu erringen waren — hob die Rebellion ihr Haupt. Abenteuerliches war geglückt; doch die Fortsetzung des Abenteuers erschien vielen wie eine frevelhafte Herausforderung des Schicksals. Die heimlichen Gegner des General-Kapitäns — und nie fehlte es an solchen — hielten Anklagereden; nicht nur im Flüsterton. Der bucklige Narr Madrid fand willige Zuhörer, wenn er, groteske Plumptänze vormimend, vom reizenden Reigen deklamierte, den alle (ja, sie alle!) auf den Plattformen der Opfertempel binnen kurzem tanzen müßten; wenn er vom unabsehlichen Totentanz sprach, den Cortes anführte . .

Ein großer Teil des Heeres verlangte den sofortigen Rückzug an die Küste.

52.

Jetzt saß Cortes in seinem Zelt mit Velázquez de León und Alvarado, den beiden treusten seiner Freunde.

„Ich glaube es nicht", rief Cortes erregt.

„Ihr wißt, Don Hernando, daß ich Euch einst gehaßt habe", sagte Velázquez de León errötend. „Von jener Zeit her weiß ich, wer Eure Gegner sind. Doch der Schwätzer Tarifa, der Hausierer Tirado, der Sänger Porras, der Narr Madrid — dies alles sind kleine Leute; sie würden sich als Aufwiegler nicht hervorwagen, wären sie nicht von Höherstehenden ermutigt . . ."

„Ihr nanntet Olid?" fragte Cortes mit fiebergerötetem Gesicht.

„Olid und Avila!“ ergänzte Velázquez de León.

„Ich glaube es nicht!“ rief Cortes wieder.

„Da Avila und ich verfeindet sind,“ sagte Alvarado, „wollte ich schweigen und überließ es Velázquez, zu reden. Doch wenn Ihr Euch sträubt, ihm zu glauben, Don Hernando, muß ich Euch doch sagen, daß ich Avila im Gespräch mit dem Lizentiaten Díaz belauscht habe und Worte vernommen habe, die keinen Zweifel lassen über ...“

„Genug! Keine Silbe mehr! Ich will es nicht wissen! Nein, ich will es nicht wissen!“ schrie Cortes. „Und brächtet Ihr mir den schriftlichen Beweis, ich würde das Schriftstück ungelesen ins Feuer werfen! ...“

Benítez und Doña Elvira traten ins Zelt. Mit militärischer Kürze erstattete Benítez Meldung, wie er das Indianerweib gefangen und wer sie sei.

Cortes hatte nicht Zeit, krank zu sein. Er hatte auch keine Zeit für menschliche Anteilnahme an einem Einzelschicksal. Er hatte Doña Elvira gekannt, als sie eine der gefeierten Schönheiten Kubas gewesen, er hatte ihr zu Füßen gelegen, hatte Madrigale auf sie gedichtet, hatte, bevor sie das Weib des Sklavenhändlers, des weißhändigen Sánchez Farfán, geworden war, ihretwegen Duelle ausgefochten. Blitzartig schossen die Erinnerungsbilder durch sein Hirn. Aber ihm fehlte die Zeit, sich der Erschütterung hinzugeben. Ohne Umschweif fragte er, was sie ihm brächte?

Kaum noch ihrer Muttersprache fähig, mit abgehackten Sätzen, einzeln hervorgestoßenen Worten, entdeckte sie ihm,

in welcher Gefahr das Christenheer schwebte. Die Indianer, im Glauben, daß die Söhne der Sonne sich bei Sonnenlicht nicht besiegen ließen, hätten vor, sie bei Mondlicht zu überfallen. Heute gegen Mitternacht werde der Überfall stattfinden. Und sie gab Auskunft über die Vorbereitungen und die Aufstellung der feindlichen Kohorten.

Sofort erteilte Cortes Befehle. Alvarado und Velázquez de León stürmten aus dem Zelt. Mit einem Kopfnicken entließ Cortes Doña Elvira. Er hatte ihr die Hand geben wollen, hatte aber die Hand zurückgezogen — gar zu widerwärtig sah die Verkommene aus.

„Das Heer und seine Führer werden es Euch nicht vergessen", sagte er steif und höflich, mit einer Handbewegung, die besagte: sie könne nun gehen, er habe keine Zeit mehr für sie.

„Nicht vergessen . . ." wiederholte sie und schlich sich hinweg.

Marina trat eben ins Zelt und sah das geschminkte, als Indianerdirne gekleidete Europäerweib hinausgehen, sah, mit welch eisiger Höflichkeit Cortes sie entließ.

„Wer war diese Süßduftende?" fragte Marina, angeekelt zugleich und erschüttert. Sie selbst war eine gewesen.

Er zeigte nur auf seine gespaltene Unterlippe. Und alsbald begriff Marina. Sie wußte, daß er die Narbe in einem Zweikampf erhalten, einer Geliebten wegen. Er hatte es ihr erst vor kurzem erzählt.

Zum erstenmal erhob sich ein Schatten zwischen ihm

und ihr. Zum erstenmal fühlte Marina ein Grauen vor ihrem weißen Gotte. Ihr war, als wäre ein Vorhang gelüpft worden, als hätte sie, für einen kurzen Augenblick hindurchblicken können durch den schwarzen Vorhang, der die Zukunft verbarg . . .

53.

Inzwischen spielte sich im Zelte des Sánchez Farfán eine Tragikomödie ab. Der frühere Sklavenhändler besaß nämlich ein eigenes Zelt, seit er von der reichen Amazone María de Estrada, zum Dank für die Errettung von dem Alligator, geheiratet worden war. Seit drei Tagen, fast ohne Unterbrechung, feierte er mit einigen Freunden — Ribadeo dem Weinschlauch, Valladolid dem Dicken und Saldaña dem Spieler — den letzten entscheidenden Sieg, feierte bei einem Glase Pedro Ximenes seine unvergleichliche Frau. Denn wieder hatte sich die schöne Amazone hervorgetan, hatte, als die flüchtigen Tlascalteken niedergemetzelt wurden, unermüdlich gemetzelt und mit ihrer Lanze Gehirne durchbohrt. Mit Ruhm und Blut bedeckt, saß sie im Zelte und ließ sich von ihrem Mann und seinen Kumpanen feiern.

Rapapelo, der Enkel der Räuberin, und der alte Santisteban führten Doña Elvira herein. Sie war noch immer als Indianerweib gekleidet. Zitternd, mit niedergeschlagenen Augen blieb sie am Zelteingang stehen.

„Was bringt Ihr uns da? Habt Ihr eine Sklavin zu verkaufen?" fragte Valladolid der Dicke lachend.

„Soll Farfán sie abschätzen? Er versteht sich ja darauf!"

kicherte der Spieler Saldaña. Und, zum Weißhändigen gewandt, sagte er:

„Bestimmt den Preis, Farfán! Ich möchte wissen, was solch ein Scheusal wert ist."

Farfán warf einen Kennerblick auf das Indianerweib.

„Keine zehn Kupferstücke — ich weiß mich aus in solcher Ware!" rief er lachend. Er war schon ein wenig angetrunken.

„Ei, Ihr setzt den Preis so niedrig an, Farfán, um sie billig erstehen zu können!" lachte der dicke Valladolid.

„Ich habe das Geschäft aufgegeben. Aber die da würde ich zurückweisen, auch wenn man sie umsonst anböte. Wäre sie ein Gaul, ich würde, ohne ihr in den Mund zu sehen, sagen, sie ist reif für den Schindanger!" erklärte Sánchez Farfán.

Die Indianerin schluchzte.

„Nämlich . . ." sagte der alte Santisteban.

Verlegen bastelte er an seinem Ärmel herum. Mehrmals hatte er reden wollen; doch mehr als das Wort „nämlich" brachte er nicht über die Lippen. Da griff der Enkel der Räuberin ein.

„Wir bringen Euch Euer Weib, Señor!" rief Rapapelo mit ungeschminkter Schadenfreude.

Sánchez Farfán wurde weiß im Gesicht.

„Meine Frau sitzt hier!" sagte er und zeigte auf María de Estrada. „Ich weiß nicht, was Ihr wollt! . . ."

„Richtig, Euer zweites Weib, falls sie überhaupt Euer Weib noch ist!" rief Rapapelo. „Doch Euer erstes Weib . . ."

„Sie ist tot!" sagte Farfán, frech vor Angst.

„Ihr lügt, und Ihr wißt, daß Ihr lügt!" schrie Rapapelo ihn an; „hier steht sie! Sie lebt!"

Nun verlor auch der alte Santisteban seine Verlegenheit, empört über das Benehmen Farfáns.

„Dies ist Doña Elvira!" sagte Santisteban vorwurfsvoll. „Wollt Ihr sie nicht begrüßen, Señor?"

„Sánchez!" wimmerte das Indianerweib.

Farfán verfärbte sich noch mehr. Er zitterte, ihm klapperten die Zähne.

„Ich kenne dies Weib nicht!" stotterte er mühsam hervor.

María de Estrada hatte sich bisher still verhalten. Jetzt brach sie in ein krampfhaftes Lachen aus und rief:

„Sei verständig, Sánchez! — Zahle die zehn Kupferstücke und behalte sie! Mich hast du heute doch verloren!"

Aber Farfán wiederholte:

„Ich kenne dies Weib nicht! . . ."

María de Estrada erhob sich und ging auf die Fremde zu, die noch immer verschüchtert am Zelteingang stand.

„Wißt Ihr mit Pferden umzugehen, Señora?" fragte sie.

„Nein!" erwiderte Doña Elvira schluchzend.

„Ich werde es Euch beibringen! Und jetzt flennt nicht!" sagte María de Estrada mit barscher Güte. — „Kommt nur herein! Ihr sollt in meinem Zelt bleiben! Ich wills! Und ihn fragen wir überhaupt nicht! . . Auf ihn brauchen wir nicht eifersüchtig zu sein! . . ."

Seit dem Tage lebte der Weißhändige mit zwei Frauen. Doch wurde er von seinen Kameraden nicht beneidet. Das Pferd der Amazone hatte es hinfort besser als er.

54.

Noch nie hatte das kleine Christenheer in so großer Gefahr geschwebt wie jetzt. Zwei Stunden westlich im Gebirge, verborgen hinter Felsen und dichtem Gehölz, war das Feldlager der Tlascalteken. Der undurchdringliche Nachtnebel hätte es dem Feinde ermöglicht, unbemerkt in die Ebene zu kommen, die Christen von allen Seiten zu umstellen, von allen Seiten zugleich zum Angriff zu schreiten. Dank der Warnung Doña Elviras war Cortes instand gesetzt, den Schlag aufzufangen. Der undurchdringliche Nachtnebel, der ihn vernichten helfen sollte, wurde sein Bundesgenosse. Im Schutze des Nebels gingen die Christen westwärts bis nah an den Fuß des Gebirges vor, nahmen Deckung hinter hohen Kaktushecken. Nicht lange hatten sie zu warten. Die Tlascalteken stiegen in die Ebene herab und ahnten nicht, daß Geschützrohre auf sie gerichtet waren. Die in die Ebene Gelangten schritten durch Maisfelder, um von den Söhnen der Sonne — die sie weit im Osten gelagert glaubten — nicht erspäht zu werden. Wunderbar war der Anblick ihrer im monddurchschienenen Nebel glitzernden und über die wogenden Maisblätter hinausragenden Rüstungen, Waffen und Standarten. Blendend bunt war der Federkopfschmuck, waren die wilden Helmmasken, die mit der Sonne oder dem Mond oder Tierbildern bemalten Schilde, die farbigen Wattepanzer der Krieger und die aus Gold oder Silberplatten geschmiedeten Panzer der Kriegshäuptlinge, überhängt mit Kolibrifedermosaik; die Steinbeile, Speerbündel, die blauen Wurfbretter und die kurzen Bogen mit den

stark gewundenen Sehnen. Jeder der Hauptstämme Tlascalas führte seine Devise in kostbarer Ausführung mit sich, getragen auf hohem Stab —: die der Xicotencas war ein auf einem Felsen stehender Wolf, der in den Vorderpfoten Bogen und Pfeil trägt; die der Marixcas war ein grüner Reiher auf einem Felsen, mit goldenem Schnabel und goldenen Rosetten unterhalb der Flügel. Die herrlichste Standarte aber war die des Freistaates Tlascala, aus Silberfiligran, über und über besät mit glitzernden Edelsteinen und überlodert von einem die Flügel spreizenden Adler aus schwerem Golde.

„Santiago und los auf sie!" rief Cortes.

Der Kampf war kurz. Die Tlascalteken wußten nicht, wo der Feind sich befand. Ringsum öffneten sich im Nebel die Feuerschlünde, donnerten aus dem Nebel heraus die Geschütze. Die Mondscheinnacht, von der sie den Sieg erhofft hatten, wurde ihnen zum Verderben. Unsichtbare Mächte mähten sie hin, und sie vermochten sich nicht zu wehren, da sie niemand sahen, gegen den sie sich hätten wehren können. Sie ersehnten den Feind, wünschten Mann gegen Mann zu kämpfen. Doch als sie endlich den Feind erblickten, war er mitten unter ihnen, und es war zu spät: die Verwirrung, die Auflösung war nicht mehr aufzuhalten. Die Tlascalteken flüchteten ins Gebirge zurück; und die verfolgenden Christen metzelten die Fliehenden nieder, bis sie des Metzelns müde waren.

Wenige Verwundete und keinen Toten hatte der Sieg die Christen gekostet. In dieser Nacht aber starb die Rebellion. Und nur der Narr Madrid trauerte um sie.

55.

Am selben Morgen erschienen fünfzig Abgesandte des Prinzen Kriegsmaske vor Cortes. Sie wurden für Spione gehalten und gefoltert; einer von ihnen, gemartert vom Zungenreißer, befreite sich durch das Geständnis, daß sie Spione seien. Darauf befahl Cortes, allen fünfzig die rechte Hand abzuhauen, und schickte die Verstümmelten an Prinz Kriegsmaske zurück.

Der Apotheker Ponce de Güelva mußte dem Henker Osorio ein Lebenselixier zu trinken geben — so erschöpft war er.

56.

Gegen Mittag trafen im Feldlager hohe Würdenträger, Abgesandte des Rates der Alten von Tlascala ein, kleine Friedensfahnen in den Händen tragend; und gleichzeitig mit ihnen Prinz Kriegsmaske im gleißenden Türkisvogel-Federschmuck eines Vorstehers des Hauses der Speere, Gesicht und Körper violett bemalt, begleitet von seinen vornehmsten Kriegshäuptlingen, Adlern, Jaguaren und Räucherpriestern. Als Sprecher der Gesandtschaft kniete Prinz Kriegsmaske vor dem weißen Gott nieder, küßte ihm Hände und Füße, bat ihn im Namen Tlascalas um Frieden und Bundesgenossenschaft. Alle Schuld nahm er auf sich — habe er doch die Fremden für Freunde Montezumas gehalten. Er bat, an seine künftige Treue zu glauben, und bot sich selbst und seine Begleiter als Geiseln an. Und er lud Cortes und die anderen weißen und schwarzen Götter in die Stadt Tlas-

cala ein. Nahrungsmittel und Goldgeschenke überreichte er die Fülle; selbst für die Pferde — die Hirschungeheuer — hatte er Truthähne, Fleisch und Brot mitgebracht; und zum Schluß ließ er fünf Sklaven heranführen und sprach zu Cortes:

„O Sohn der Sonne! Wenn du ein stürmischer Gott bist, so empfange die fünf Sklaven und verzehre sie! Wenn du ein stiller Gott bist, so gestatte, daß wir dich mit Kopal beräuchern und mit Quetzalfedern behängen! Bist du aber ein Mensch, so nimm diese Wachteln, Maiskuchen und Honigäpfel an als Nahrung für dich und die deinen!"

Dankend umarmte Cortes den Prinzen und versicherte ihn, daß er keine Menschen esse. Die Frage, ob er ein Gott sei, ließ er offen. Ein vom Sekretarius Godoy aufgestellter Friedens- und Bundes-Vertrag wurde verlesen und beschworen. Die Einladung, in die Stadt Tlascala einzuziehen, wurde mit Freuden angenommen.

Zu Prinz Kriegsmaske sagte Cortes:

„Ich verließ das Reich des Sonnenaufgangs und zog über das Meer aus Mitleid mit diesen armen Völkern! Ich bin gekommen, die Tyrannei auszurotten und den blutigen Greueln ein Ende zu machen! . . ."

57.

Die Lichter des goldenen Himmelskreises lächelten Segen auf Cortes hernieder und blendeten, verblendeten ihn schier. Unbegreiflich — selbst ihm, dem Selbstbewußten —, unfaßlich, unausdenklich war das jähe Wunder seines Erfolges.

Jede Rose hat eine Stunde höchster Rosenhaftigkeit — gleich weit entfernt von Knospenherbheit wie von Entblätterung. So kulminieren die Sterne, so gipfelt das Glück. Aber wer es erlebt, weiß es nicht, sieht es nicht.

Auch Cortes wußte es nicht, wußte es erst später; wie sehr ihn auch der abenteuerliche Ausgang berauschte, daß die Tlascalteken Freundschaft darbrachten wie einen kostbaren Tribut.

Er war geblendet, darum sah er den Feuerkäfer nicht, der weisend ihm voranflog und mit einem Flügelschlag die stärkste der Mauern niederriß, die nicht aus Steinen, die aus Herzen erbaut war. Offen und unbehütet lag nun der Weg da zur Wasserstadt und in das Land seiner Sehnsucht — das Land des Goldes und der Schrecken.

Ende des ersten Teiles

Gedruckt in der Spamer-
schen Buchdruckerei
zu Leipzig
August
1922









